X000449923
UNIVERSITY OF VIRGINIA LIBRARY

Digitized by Google

Julius Wolff
Sämtliche Werke

Herausgegeben mit einer Einleitung und Biographie von

Joseph Lauff

VII. Band

Erste Serie: „Die Romane"

Das Wildfangrecht

Verlag von Paul List in Leipzig

Julius Wolff

Das Wildfangrecht

Eine pfälzische Geschichte

Mit 9 Vollbildern von
W. Weimar

Verlag von Paul List in Leipzig

PT
2583
.W2A1
1912
Bd.7.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung in andere Sprachen, vorbehalten.

Copyright 1912 by Paul List, Leipzig

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Das Wildfangrecht

Erſtes Kapitel.

An einem warmen Septemberabend ſaß ein hochgeſtalteter, ſtämmiger Mann mit grauem Langhaar vor dem Wohnhauſe ſeines Gehöftes in dem anmutig gelegenen Städtchen Wachenheim in der Rheinpfalz und blickte ſinnend vor ſich hin. Er war in landesüblicher Bauerntracht, aber ſeine Haltung und ganze Erſcheinung hatten etwas Würdevolles, Achtunggebietendes. Seine rechte Hand ruhte auf dem derben Kreuzbeintiſche vor ihm, und ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, trommelte er auf der Platte einen marſchmäßigen Takt. Er hatte in den überſtandenen, langen Kriegsjahren viel trommeln gehört, und ſo war ihm dieſes Fingerſpiel zur Gewohnheit geworden, wenn ihm etwas Beſonderes die Gedanken bewegte.

Es war der Bürgermeiſter von Wachenheim Chriſtoph Armbruſter, der ſich als Winzer eines behäbigen Wohlſtandes erfreute und die Bürgermeiſterei im Ehrenamt verwaltete. Es ſchienen auch keineswegs Sorgen zu ſein, was ihn zu dieſer Stunde beſchäftigte, denn ſein Geſicht mit der ſtark hervortretenden Naſe und dem kräftigen Kinn zeigte einen zufriedenen Ausdruck, und er ſchaute, wie ſie in der Pfalz ſagen, ſo recht ſtillbedacht und heimſelig drein.

Das Gehöft, auf das man von der Straße durch ein breites, bei Tage stets offenes Tor gelangte, bildete ein umfangreiches, längliches Viereck, in welchem sich mehrere, den Umfassungsmauern angefügte Gebäude befanden, ein größeres, zweistöckiges Haus, das der Bürgermeister mit seiner Frau und seiner jüngsten Tochter, und ein kleineres, das sein Sohn mit Frau und Kindern bewohnte, ferner das Kelterhaus, Scheune, Schuppen und Ställe. Dem größeren Wohnhause entlang zog sich eine schattige Pergola, d. h. ein laubenartiger, auch oben mit Latten versehener Rebengang, worin zwischen den Ranken und Blättern dunkelblaue Malvasiertrauben hingen. Hinter den Häusern streckte sich bis an die mit runden Verteidigungstürmen bewehrte Stadtumwallung ein wohlgepflegter Obst- und Gemüsegarten. Auf dem geräumigen Hofe stand seitwärts ein alter Nußbaum, dessen mächtigen Stamm eine hölzerne Sitzbank umgab.

Dieses stattliche Anwesen hieß der Abtshof, weil es vor Jahrhunderten das Eigentum des nahen, von Konrad II., dem Salier, gestifteten und reich dotierten Benediktinerklosters Limburg gewesen war, zu dem der Kaiser selber, und zwar an dem nämlichen Tage wie zu dem herrlichen Dom in Speyer den Grundstein gelegt hatte. Einer der Äbte hatte den Hof erbaut, um hier die edlen Gewächse der ihn umgebenden, dem Kloster zugehörigen Weinberge keltern und lagern zu können, und jetzt noch waren die starken Mauern und Gewölbe vorhanden, in denen dies einst geschehen war.

Außer diesem unterirdischen Gemäuer aber war von dem abteilichen Bau kaum ein Stein auf dem andern geblieben. Kriegsstürme hatten ihn wie so manches, was Menschenhand hier geschaffen, fast bis auf den Grund hinweggefegt. Denn die Pfalz, namentlich die Vorder-

pfalz mit ihrem Köſtliches hervorbringenden Rebengelände an der Haardt hatte unter ſchweren Drangſalen zu leiden gehabt. Die unaufhörlichen Fehden des ſtreitluſtigen Pfalzgrafen bei Rhein Friedrich des Siegreichen, die Untaten des Bauernkrieges, die verzweifelten Kämpfe mit den beutegierigen Landsknechten des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg und endlich die furchtbaren Heimſuchungen im dreißigjährigen Kriege unter Tilly, dem Grafen Ernſt von Mansfeld und dem Herzog Chriſtian von Braunſchweig hatten die Städte und Dörfer der Pfalz eingeäſchert, das Land verödet, die Leute ins Elend verſetzt.

Aber die unerſchöpfliche Fruchtbarkeit des Bodens brachte nach jeder Verwüſtung die jungen Saaten und Pflanzungen zu ſchnellem Wachstum, und die Betriebſamkeit der Bewohner beſaß die zähe Kraft, unverdroſſen wieder aufzurichten, was niedergeſtampft, verbrannt und verdorben war. Trotz aller Verheerungen, denen ſie im Lauf der Zeiten ausgeſetzt war, rühmte ſich die Pfalz, einer der höchſtgeſegneten Gaue des deutſchen Reiches zu ſein, ſo daß es einſt von ihr hieß, ſie wäre ſo reich, daß hier ſelbſt die Bettelleute Kapitalſteuer zahlten. Und jetzt, ſechzehn Jahre nach dem Weſtfäliſchen Frieden, unter der Regierung des für die Wohlfahrt ſeines Landes raſtlos bemühten Kurfürſten und Pfalzgrafen Karl Ludwig, war ſie in fröhlichem Aufſchwung begriffen; allerwegen entfaltete ſich ein ſichtliches Gedeihen von Handel und Gewerbe, Acker- und Weinbau.

Auch der Abtshof, die einſtige Siedelung jenes längſt zerſtörten Benediktinerſtiftes, hatte ſich aus den Trümmern, in die er mehr als einmal geſunken war, in erneuter Geſtalt erhoben und war nun ſchon in der vierten Generation das Erbe der Familie Armbruſter. Seine

letzte Beschädigung durch die Spanier, die sein gegenwärtiger Besitzer als junger Mensch schon erlebt hatte, war nicht so schlimm gewesen wie die früheren. Christophs Großvater hatte ihn wiederhergestellt, sein Vater noch erweitert und ausgebaut und er selber ihn endlich zu dem gemacht, was er heute war, ein echt pfälzischer Bauern- und Winzerhof, der sich sehen lassen konnte und in ganz Wachenheim nur von einem einzigen an Größe und schmucker Wohnlichkeit noch übertroffen wurde.

Hier auf seinem freien Eigen saß nun Christoph Armbruster und trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte. Plötzlich überflog ein gutmütig schlaues Lächeln seine markigen Züge, und er hob den Blick zu der trutzigen Wachtenburg empor, die unweit der Stadt den Gipfel eines steilen Vorberges krönte. Die Sonne war bereits hinter dem hohen, in schönen Linien auf- und absteigenden Kamme des Gebirges verschwunden, aber ein flammendes Abendrot stand am Himmel und überhauchte die Zinnen und Türme der Burg mit einem goldigen Schimmer.

Dort hauste der Reichsfreiherr Dietrich von Remchingen, kurfürstlicher Obervogt der Vorderpfalz, der die ihm verliehene Machtbefugnis gerecht und mild ausübte. Er und Christoph waren Jugendgenossen. Der Abkömmling eines alten, stolzen Rittergeschlechtes und der Sproß einer alten, freien Bauernfamilie hatten sich als Knaben bald auf den Wällen und in den Gräben der Burg, bald in dem Garten und den Wirtschaftsräumen des Winzerhofes getummelt, hatten als Jünglinge die Berge und Täler der Haardt durchstreift, als Männer dem edlen Weidwerk obgelegen und endlich die Schrecken des großen Krieges miteinander getragen, und ihre Freundschaft hatte durch all die langen Jahre

treulich ſtandgehalten und blühte heute noch, wo ſie beide rüſtige, welterfahrene Sechziger waren. Im traulichen Geſpräch nannten ſie ſich du und bei den Vornamen, im amtlichen Verkehr aber, den ja ihre Stellungen mit ſich brachten und bei dem es hin und wieder zu kleinen Reibereien und manchmal auch zu einem ſcharfen Wortwechſel kam, ſchnoben ſie ſich auch wohl mit Herr Reichsfreiherr! und Herr Bürgermeiſter! unwirſch an, um ſich beim nächſten Wiederſehen ohne Vorrede die Hände zu ſchütteln und herzlich ins Geſicht zu lachen. An einen ſolchen kürzlich gehabten Streit mochte der Bürgermeiſter wohl gedacht haben, als er zur Wachtenburg hinaufgeblickt hatte.

Wie er da nun am Tiſch unter den Reben ſaß und ſinnierte, lugte plötzlich, unbemerkt von ihm, ein brauner Mädchenkopf aus der Haustür um die Ecke, und huſch! ſprang eine hübſche junge Dirn die paar Stufen hinab und zu dem Alten auf die Bank, wo ſie ſich kuſchelig an ſeine breite Schulter ſchmiegte.

„Grashupf, biſt du da?“ ſprach er, indem er den Arm um ſeinen Liebling, die jüngſte Tochter, ſchlang. „Wo iſt die Mutter?“

„Sie kommt auch gleich,“ erwiderte das Mädchen. „Haſt wohl ſchon Hunger, Däterle?“

„O ja, aber die andern fehlen auch noch, ihr laßt mich ja ganz allein hier.“

„Ich doch nicht, Däterle! ich lauf dir immer nach wie ein ſpürendes Hundl ſeinem verlorenen Herrn.“

„Ja du, du!“ lächelte er und drückte ſie ſanft an ſich.

Die Siebzehnjährige mit runden Wangen und luſtigen Augen war eine Herzensfreude für den ernſten, manchmal kurz angebundenen Mann, und wenn er ſie auch keineswegs verzogen hatte, ſo beſaß ſie doch eine nicht

geringe Gewalt über ihn und konnte ihm abbetteln und abschmeicheln, was sie wollte. Er aber hatte seinen Spaß an den kleinen Listen, die sie dabei anwandte und die er, ohne sich's merken zu lassen, wohl durchschaute.

Die beiden blieben nicht lange allein. Zwei pausbäckige Jungen von zehn und acht Jahren, Christophs Enkel, kamen um das Haus herum angestürmt, und das erste Wort des älteren war: „Gibt's noch nichts zu essen?"

„So!" lachte Christoph, „wo habt ihr Schlingel denn gesteckt?"

„Im Garten, Großvater," erwiderte der jüngere.

„Und wo sind eure Eltern?"

„Vater ist nicht daheim, und Mutter singt's Bärbele in Schlaf."

„Dann seht mal nach, ob ihr Großmutter findet, daß sie euch die gefräßigen Mäuler stopft."

Da sprangen sie ins Haus hinein, und man hörte sie nach der Großmutter rufen.

Nun erscholl von innen eine weibliche Stimme: „Ammerie!"

„Ja, Mutter!" gab das Mädchen zurück und enteilte.

Bald kamen die vier wieder. Christophs Frau Madlen, in Abkürzung von Magdalene so genannt, und Ammerie, beide mit irdenen Tellern und Schüsseln beladen, auf denen das kalte Abendbrot appetitlich geschichtet war, und hinter ihnen die zwei Jungen mit anderem Eßgerät, soviel ihre kleinen Hände fassen konnten. Alles wurde auf die sieben Plätze an dem zuvor mit einem blaugemusterten Linnen bedeckten Tisch verteilt, denn der Sohn aß mit Frau und Kindern stets bei den Eltern, weil es der alte Herr, der auf den festen Zusammenhalt der Familie hohen Wert legte, so verlangte.

Als Ammerie dann noch einen großen Steinkrug ſelbſtgeherbſteten Wein und fünf zinnerne Becher geholt hatte, erſchien auch Elsbeth, Armbruſters ſchöngewachſene Schwiegertochter.

„Wo haſt du deinen Mann?“ fragte Chriſtoph.

„Ich weiß nicht, wo der Peter bleibt,“ erwiderte Elsbeth. „Er wollte nur noch einmal zum Böttchermeiſter Lutz Hebenſtreit gehen.“

„Nun, warten wir nicht auf ihn,“ beſtimmte der Bürgermeiſter und ließ ſich quervor am Tiſche in einem grobgezimmerten Lehnſtuhl nieder, ſeiner Frau gegenüber, ſo daß Kinder und Enkel zwiſchen den beiden Alten ſaßen, das jüngere Ehepaar auf der Bank.

Ehe ſie aber alle Platz genommen hatten, rief der ältere der beiden Jungen: „Da kommt der Vater!“

Peter, an Gliederbau wie auch im Geſicht ſeines Vaters Ebenbild und deſſen rechte Hand im Wirtſchaftsbetriebe, kam ſchnell über den Hof heran und ſetzte ſich mit einem entſchuldigenden „Verzeiht!“ neben ſeine Frau.

Nach einem kurzen Tiſchgebete, das der älteſte Enkel geläufig, doch ohne große Andacht herſagte, begannen ſie zu eſſen, und Elsbeth teilte ihren beiden Jungen ein Genügendes zu, während Ammerie aus dem Kruge die Becher füllte.

„Du warſt noch bei Lutz Hebenſtreit?“ fragte Chriſtoph.

„Ja, ich wollte ihn noch einmal ernſtlich an unſere Fäſſer mahnen,“ gab Peter zur Antwort, „aber da kam ich bei dem bärbeißigen alten Junggeſellen ſchön an. Erſt müßte er die für meinen Schwiegervater fertigſchaffen, der ihm mit Entziehung ſeiner Kundſchaft gedroht hätte, wenn er ſie ihm nicht pünktlich lieferte; wir ſollten ihn in des Deibels Namen in Ruhe laſſen, fuhr er patzig auf mich los, ehe ich nur ausreden konnte.“

„Nun, es ist ja noch ein paar Wochen Zeit bis zur Lese," meinte Madlen begütigend.

„Die Wingerten sind geschlossen, und wir haben einen guten Herbst vor uns," sagte Christoph. „Aber freilich, wo Florian Gersbacher den Vorsprung hat, da hat unsereins das Nachsehen. Und das will mein Freund sein!" fügte er launig hinzu.

„Ist er auch, lieber Vater!" fiel Elsbeth, die Tochter des eben Beredeten, ein. „Aber warum kommst du so spät?" wandte sie sich an ihren Mann.

„Ich hatte auf dem Rückwege einen kleinen Aufenthalt," erwiderte dieser.

„Warst wohl noch in einer Straußwirtschaft und hast dir dort das Loch im Ärmel geholt?" zog Ammerie ihren Bruder spottlustig auf.

„Wahrhaftig, er hat ein zerfetztes Kamisol!" rief Elsbeth erschrocken, jetzt erst den Riß in seinem Wams entdeckend. „Mann! was hast du angestellt?"

„Ja, da kriegst du was zu flicken," lachte Peter. „Ich wurde ein wenig handgemein mit einem widerspenstigen Ochsen, der trotz Zuredens und Schläge nicht in den Stall hinein wollte. Da mußt ich doch dem Hans Kaub und seinem Knechte helfen und packte den störrischen Dickkopf bei den Hörnern, was ihm nicht zu gefallen schien, denn er stieß nach mir, schlitzte mir aber nur das Kamisol auf, nicht auch das Fell, und so ist es noch gut abgelaufen und nicht der Rede wert. Der Ochs mußte in den Stall, und nun ist er drin."

„Hast recht getan," sprach der Bürgermeister mit seiner tiefen Stimme. „Wem du hilfst, der hilft dir wieder."

„Aber mit einem bösen Ochsen anzubinden ist eine Vermessenheit. Peter, Peter, immer noch die Tollkühn-

heit wie in deinen jungen Jahren!" ſchalt ihn Madlen liebevoll.

„Nein, Mütterle, hab keine Bange, ich nehm mich ſchon in acht, wo's nötig iſt," beſchwichtigte ſie der gute Sohn.

Frau Madlen machte den Eindruck einer behäbigen, ſich ihres Standes und Wertes bewußten Bäuerin, in deren geſcheiteltes Haar ſich ſchon reichlich Silberfäden miſchten. Sie hatte ein ruhiges, wohlwollendes Gemüt, das ſich in ihrem vollen Antlitz mit den vielen Fältchen und in ihren hell und freundlich blickenden Augen wie in der gemeſſenen Art ihres Redens und Gebarens ausprägte. Ihrem Manne war ſie eine treue, tapfere Lebensgefährtin und hatte ihm vier Kinder geſchenkt, deren älteſtes Peter war. Ein zweiter Sohn war jung geſtorben, eine darauffolgende Tochter war an einen Zimmermeiſter in Neuſtadt verheiratet, und als nicht mehr erwarteter Spätling hatte ſich Ammerie noch eingeſtellt, die ſchon in ihren Kinderjahren etwas ungemein Drolliges gehabt hatte und nun, zur blühenden Jungfrau gereift, Eltern und Geſchwiſter mit ihrem ſchalkhaften Frohſinn ergötzte. Sie hatten ſie alle lieb, auch Elsbeth ſtand mit der viel jüngeren Schwägerin auf dem beſten Fuße.

So herrſchte eine erfreuliche Eintracht in der Familie, und wenn man tagsüber ſeine Arbeit getan hatte, ſo ergab man ſich am Feierabend und bei Tiſche einer harmlos heiteren Stimmung, die kein Mißton trübte. Chriſtoph Armbruſter ſelber, das von allen verehrte Oberhaupt, waltete auf dem Abtshofe als unbeſchränkter Herr und Gebieter, deſſen leiſeſtem Wort und Wink ſich jeder der Seinigen ohne Widerſpruch fügte. In dem, trotz der feſten Mauern und Türme, mehr bäuerlichen als ſtädtiſchen Gemeinweſen genoß er wegen ſeiner

Rechtſchaffenheit und beſonnenen Tatkraft eines hohen Anſehens, obwohl er aus einem beſonderen Grunde auch einige ſeiner Mitbürger zu entſchiedenen Gegnern hatte. Seit dreiundzwanzig Jahren war er hier Bürgermeiſter als unmittelbarer Nachfolger ſeines Vaters, der gleichfalls dieſes Amt bis zu ſeinem in hohem Alter eintretenden Tode innegehabt hatte.

Als nun an dem warmen, bei dem klaren Himmel lange hell bleibenden Abend alle, Alte und Junge, unter dem hie und da durchſichtigen Rebendach fröhlich beiſammenſaßen und den aufgetragenen Imbiß verzehrten, wandte ſich Madlen plötzlich zur Seite und ſagte: „Wen bringt uns denn der Schneckenkaſchper da? eine Fremde? einen Beſuch?“

Alle blickten auf und ſahen nach dem Eingange hin. Dort unter dem Torbogen ſtand ein etwa vierzehnjähriger Junge, barhäuptig und barfüßig und ärmlich gekleidet, aber kräftig und gebräunt, mit einem offenen, klugen Geſicht. Zu einer neben ihm ſtehenden weiblichen Geſtalt redend zeigte er mit ausgeſtrecktem Finger nach der am Tiſche ſitzenden Familie. Dann traten beide näher, von einem Hunde, einem gelblich grauen, ſtruppigen Schnauzerl begleitet, und das junge Weib oder Mädchen, das ein Bündel auf dem Rücken trug, ſchritt ſtracks auf die Bürgermeiſterin zu.

Die mehr als mittelgroße Fremde war ſehr hübſch, faſt ſchön zu nennen, aber ſie ſah bleich und verhärmt aus, und um ihren feingeſchnittenen Mund wob ſich ein Zug von Bitterkeit. „Seid Ihr Frau Madlen Armbruſter?“ begann ſie ſchüchtern.

„Ja, die bin ich,“ antwortete Madlen.

„Ich bin Gontrud Hegewald aus Gamburg im Würzburgiſchen.“

„Wie hieß deine Mutter mit ihrem Mädchennamen?“ fragte die Bürgermeisterin.

„Hilde Scheithauer.“

„Das stimmt; dann bist du die Trudi, und ich bin deine Bas',“ sprach Madlen, erhob sich und reichte ihrer Nichte die Hand. „Sei willkommen und sage: was schaffst du?“

Die Zugereiste mußte sich in ihrer tiefen Befangenheit erst fassen, um das Anliegen, das sie hergeführt hatte, vorbringen zu können. Dann tat sie dies mit einem hörbaren Beben der Stimme: „Vater und Mutter sind tot, ich bin eine Waise, — mittellos und heimatlos, — habe viel Trauriges und Schlimmes erlebt und — kann nicht wieder dahin zurück, wo ich herkomme. Darum wollt ich Euch herzlich bitten, mich als Magd, als dienende Magd bei Euch aufzunehmen; — ich kann arbeiten und weiß auch mit Wingert und Weinbau Bescheid.“ Sie atmete tief auf, als sie das von der Seele herunter hatte, und blickte ihre Base ängstlich und erwartungsvoll an.

„Lege dein Bündel ab und nimm Platz an unserem Tische,“ sagte Madlen, ohne auf die ihr vorgetragene Bitte gleich einzugehen. „Dies sind die Meinigen, mein Mann und unsere Kinder und Enkel.“

Trudi überflog die kleine Gesellschaft mit den Augen, und die grüßende Neigung ihres blonden Hauptes war von einer gefälligen Anmut.

„Du bleibst die Nacht hier, und wenn du morgen ausgeschlafen hast, reden wir weiter; ich denke, es wird sich einrichten lassen, was du wünschest,“ fuhr Madlen fort, nachdem sie sich die Sache überlegt und das Mädchen mit einem prüfenden Blick angeschaut hatte.

„Ich danke Euch!“ kam es wie ein erlösender Hauch aus Trudis bewegter Brust.

„Setze dich neben mich; hier auf der Bank ist noch Platz, und nun vor allen Dingen, — du wirst hungrig sein vom Wege, — also flink, Ammerie!“

Diese sprang auf und verschwand im Hause, während Trudi der Einladung ihrer Base folgte.

Der mit ihr gekommene Junge hatte, etwas zurückstehend, das Gespräch mit angehört und wollte sich nun entfernen, aber die Bürgermeisterin rief ihm zu: „Nein Kaschper, bleib da und wart e bissel.“

Da setzte er sich auf die Bank unter dem großen Nußbaum, und sein rauhhaariger Köter legte sich zu seinen Füßen nieder, den Kopf zwischen den Vorderpfoten, und blinzelte witternd nach dem Speisetische hin.

Auch Kaspar war eine elternlose Waise, hatte Vater und Mutter nie gekannt und lebte hier bei seinem Großvater, der sich wenig um ihn kümmerte und nicht einmal für seine rechte Ernährung sorgte. Aber der Junge war in den Mitteln, seinen Hunger zu stillen ohne zu betteln, sehr erfinderisch, und weil er sich zu diesem Zwecke in den Weinbergen fleißig Schnecken suchte, die er sich in einer alten Blechpfanne mit allerlei Wurzel- und Kräuterwerk schmorte oder auch röstete, nannte man ihn den Schneckenkaschper. Die meisten der Wachenheimer hatten den wild Aufwachsenden gern, und da er auch sonst anstellig und geschickt war, brauchten sie ihn zu kleinen Diensten, zu Botengängen, zum Viehhüten, zum Verscheuchen der Vögel aus den Weinbergen, wozu er sich eine weittönende Klapper angefertigt hatte, und zu mehr dergleichen Verrichtungen. Dafür gaben sie ihm dann zu essen, und manche schenkten ihm abgelegte Kleider von ihren Kindern, seinen Altersgenossen und Gespielen, deren er sehr viele und sehr anhängliche hatte.

Ammerie brachte für Trudi einen Teller, Messer und

Gabel und auch einen Becher, den ihr Peter randvoll goß, und nun langte die einer Atzung allerdings sehr Bedürftige ohne Scheu zu und ließ sich das freundlich Gebotene munden. Die anderen störten sie darin auch nicht mit Erkundigungen nach ihrem Schicksal. Sie beobachteten das wohlgesittete Mädchen mit teilnehmender Aufmerksamkeit, und keinem von ihnen stieg der Verdacht auf, daß es eine Schuldbeladene, vom Häscher Verfolgte sein könnte.

Unterdessen hatte Frau Madlen ein großes Stück hausbacken Schwarzbrot rundherum mit Schinken belegt und winkte nun den Schneckenkaschper herbei, der sich zur Entgegennahme eines solchen, ihm ungewohnten Schmauses wahrlich nicht nötigen ließ. Er ging damit zur Nußbaumbank zurück, hieb mit gesunden Zähnen wacker darauf ein und gab auch seinem Schnauzerl hin und wieder einen guten Bissen davon ab.

Als er das Schinkenbrot verzehrt hatte, fragte Trudi: „Darf ich den lieben Buben, der mich zu euch geführt hat, einen Schluck aus meinem Becher tun lassen?"

„Ja, das darfst du," sprach der Bürgermeister schnell, und es klang warm und freudig, wie er es sagte.

Da kam Kaspar wieder heran, leerte den ihm von Trudi gereichten, noch halb vollen Becher langsam in kleinen Absätzen, und seine Augen strahlten, als er ihn der Spenderin des erquickenden Trunkes mit einem leisen „Danke!" zurückgab.

Peters nicht gern stillsitzende Sprößlinge waren aufgestanden und jagten sich mit Patz, Kaspars vierbeinigem Begleiter, auf dem Hofe herum, was allen dreien viel Spaß zu machen schien. Die Jungen tobten, der Hund umsprang sie, bellte und wedelte vergnügt mit seinem kurzen Schwänzchen.

Bald aber machte Elsbeth dem lärmenden Spiel ein Ende, indem sie ihren Rangen befahl, sich zu Bett zu scheren, was sie ihnen allerdings zweimal sagen mußte, ehe sie gehorchten und sich trollten. Da ging auch der Schneckenkaschper mit seinem Patz still von dannen.

Durch die Ankunft einer bis jetzt völlig unbekannten Verwandten war das Gespräch am Tische etwas ins Stocken geraten, kam aber allmählich wieder in Gang. Besonders die beiden Frauen bemühten sich, in Trudi nicht das Gefühl aufkommen zu lassen, daß sie als eine Störende in den geschlossenen Kreis der Familie getreten wäre, und richteten öfter das Wort an sie. Auch Christoph und Peter beteiligten sich, wenn auch nur spärlich, doch in entgegenkommender Weise an der Unterhaltung mit ihr. Nur Ammerie verhielt sich auffallend schweigsam, ließ aber ihre neue Muhme nicht aus den Augen, und manchmal schien es, als schwebte ihr ein Wort auf der Zunge, das sie beinahe hervorgebracht hätte und dann doch ungesprochen herunterschluckte. Als aber Elsbeth nun doch ein paar Fragen an Trudi stellte, welche diese nur einsilbig und ausweichend beantwortete, schritt Christoph dagegen ein und gebot: „Verschont die Trudi heut abend mit Fragen; sie wird müde sein und der Ruhe bedürfen."

„Hast recht, Chrischtoph," sprach Madlen. „Morgen nach dem Kirchgang, Trudi, denn morgen ist das Fest der Kreuz-Erhöhung, wirst du mir alles erzählen, nicht wahr?"

„Ja, gern, Base Madlen!" erwiderte Trudi.

„Und du schläfst mit mir im Obenaufstübel," erklärte Ammerie bestimmt, „da steht noch ein Bett für meine Schwester, wenn sie von Neustadt herüberkommt."

„Ich möchte aber niemand verdrängen," sagte Trudi.

Armbruſter ſaß vor ſeinem Hauſe und ſann nach.
(S. 7.)

„Tuſt du auch nicht, liebe Trudi," beruhigte ſie Madlen. „Die Bertel wird ſobald nicht kommen, und wenn doch, ſo wird ſchon Rat werden für ihren Unterſchlupf."

„Siehſt du? du ſchläfſt bei mir!" frohlockte Ammerie und griff nach Trudis Bündel. „Komm! ich bringe dich zu Bett."

„Daß du ſie mir aber nicht durch dein unnützes Geplapper noch lange wach hältſt!" ermahnte Madlen ihre Tochter.

„Nein, Mütterle, ich ſchlaf auf beiden Ohren, ich ſchlaf wie unſre Urſchel in der Kirch, wenn der Pater Bumpus auf der Kanzel ſteht."

Die andern lachten, denn ſie kannten den feſten Kirchenſchlaf der guten Urſchel, ihrer älteſten Magd, unter dem einlullenden Genäſel des dicken Mönches, das bei mehreren der „andächtig Verſammelten" dieſe unwiderſtehliche Wirkung zu haben pflegte.

Trudi reichte jedem der Sitzenden die Hand zur guten Nacht und folgte Ammerie ins Haus. Dieſe rief noch von der Tür zurück: „Ich komme gleich wieder."

Als ſich die beiden Mädchen entfernt hatten, ſchwiegen die vier am Tiſche Gebliebenen eine Zeitlang ſtill. Jeder von ihnen mochte wohl ſeinen Gedanken nachhängen über die unter ſo ſeltſamen Umſtänden hier Eingekehrte, die ſich bei ihren einzigen Verwandten als Magd verdingen wollte. Ihre kummervollen Andeutungen über das, was ſie erlebt hatte, und der Ton, mit dem ſie vorgebracht waren, hatten glaubwürdig und herzergreifend geklungen und das Mitleid der Hörenden erregt, ſchon ehe ſie Näheres von ihr wußten.

Madlen war die erſte, die ihren Betrachtungen Worte lieh. „Wie ſie mich jammert, die arme Dirn!" begann ſie, „welche Kämpfe muß ſie zu Hauſe durch-

gemacht haben! Der Gram ſtand ihr deutlich in dem blaſſen Geſicht geſchrieben, und ihre Augen blickten ſo traurig und ängſtlich. Wenn wir ihr doch halbwegs erſetzen könnten, was ſie verloren hat! Iſt es dir recht, Chriſchtoph, daß ich ihr Loſier gegeben habe?"

„Gewiß, liebe Alte!" erwiderte der Bürgermeiſter, „wir können doch eine Zufluchtſuchende aus deiner Freundſchaft nicht von unſerer Schwelle weiſen."

„Und können auch zur Leſe recht gut noch zwei Hände mehr gebrauchen," fügte Peter hinzu. „Sie ſagte ja, daß ſie mit dem Winzergeſchäft Beſcheid wüßte, und an Kraft zu tüchtiger Arbeit ſcheint es ihr wahrlich nicht zu fehlen."

„Du haſt wohl ihre Eltern nicht gekannt, Chriſchtoph," fuhr Madlen fort. „Ihre Mutter und ich ſind Geſchwiſterkinder; der Hilde ihr Vater und meiner waren Brüder, wohnten aber nicht in derſelben Stadt; mein Onkel Joſeph Scheithauer wohnte in Landau. Aber wir haben ſie öfter dort und ſie uns wieder in Deidesheim beſucht, und einmal iſt die Hilde wochenlang allein bei uns geblieben, und da wurden wir Mädchen ſehr befreundet miteinander. Wie es dann zugegangen iſt, daß ſie den Hegewald geheiratet hat und mit ihm ins Würzburgiſche gezogen iſt, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern. Er hatte weder Bruder noch Schweſter, ſoll aber ein ordentlicher, braver Menſch geweſen ſein."

„Und nun ſind Vater und Mutter tot," ſprach der Bürgermeiſter. „Wie mag ihre Tochter nur ſo ins Elend geraten ſein, daß ſie gänzlich habelos geworden und ausgewandert iſt?"

„Ja, darauf bin ich ſelber neugierig," erwiderte Madlen. „Morgen werd ich's ja wohl von ihr erfahren."

Jetzt kam Ammerie zurück mit einem sehr ernsten und wehmütigen Gesicht.

„Nun? hast du die Trudi gut versorgt?" fragte Madlen.

„Ja, Mutter, ich glaube, sie schläft schon, so müde war sie," berichtete Ammerie. „Oben in der Kammer ist sie mir um den Hals gefallen und hat geschluchzt und geweint vor Glück und Freude, daß wir sie aufgenommen haben. Ach, wenn mich doch deine Eltern bei sich behielten! wie wollt ich's ihnen danken! sagte sie unter Tränen und sah mich dabei mit Augen an, daß mir's durch und durch ging. Vater, laß sie doch hier bleiben!"

„Wird ja wohl so kommen, mein Kind," erwiderte Christoph und nickte der für die Heimatlose Bittenden freundlich zu.

In diesem Augenblick blies der Türmer auf seinem Waldhorn den Abendsegen. Es klang aber nicht wie eine fromme Weise, sondern wie das weidmännische Halali, und sein Weckruf morgens früh ähnelte auch stark einem „Frischauf zum fröhlichen Jagen!", denn der Niklas war früher Jäger beim Reichsfreiherrn auf der Wachtenburg gewesen, und dieser hatte ihm, als er gebrechlich geworden war und zum Weidwerk nicht mehr taugte, den Ruheposten des Türmers in Wachenheim verschafft. Sein Waldhorn hatte der Alte mitgebracht, und seine geliebten Jagdfanfaren dünkten ihn geradeso erbaulich wie das Glockengeläut, das er ebenfalls besorgte.

Die Armbrusters erhoben sich und sagten sich Gute Nacht, denn es war allmählich tiefe Dämmerung geworden. Aber der zunehmende Mond beleuchtete den stillen Abtshof, in dessen Schutz und Frieden ein vielgequältes Mädchenherz seit langer Zeit zum ersten Male wieder in sorglosem Schlummer ruhte.

Zweites Kapitel.

In der Frühe des nächsten Tages fragte Madlen ihre Tochter, wie Trudi geschlafen hätte.

„Sie schläft immer noch," gab Ammerie zur Antwort, „und ich habe beim Anziehen ganz leise gemacht, um sie nicht zu wecken."

„Gut! aber sage mal: wie ist's mit ihrer Kleidung bestellt?"

„Soviel ich davon gesehen habe, recht dürftig, und wenn sie mit uns zum Hochamt gehen soll ... Ich habe schon gedacht, ob ich ihr nicht aushelfen könnte, aber meine Röcke werden ihr zu kurz sein, denn sie ist ein ganz Teil größer als ich."

„Und meine Gewänder sind ihr zu weit," lächelte Madlen.

„Aber von Elsbeth könnte ihr vielleicht manches passen," meinte Ammerie.

„Das ist wahr; lauf hin zu ihr und sieh zu, was du ihr abschwatzen kannst; sie ist ja gutherzig und gefällig."

„Jaja! sofort! und mit leeren Händen komme ich nicht wieder," rief Ammerie und sprang davon.

Nach kaum einem Viertelstündchen kehrte sie mit einem makellos sauberen Kleide zurück, das sie triumphierend

vor der Mutter entfaltete. „Siehſt du? ich wußt es wohl, die Elsbeth ſchlägt mir nichts ab, und ſie hat's gern hergegeben.“ Dann eilte ſie vergnügt damit die Treppe hinauf.

Als Trudi, erfriſcht und geſtärkt durch den geſunden Schlaf, mit Ammerie herabkam, nahm ſie ſich ganz vortrefflich aus, denn Elsbeths Kleid ſtand ihr gut und ſaß ihr auch leidlich gut, wenn es auch um die Bruſt etwas eng und um den Gürtel nicht anſchließend genug war, aber das ließ ſich ja leicht ändern. „Ihr beſchämt mich mit eurer Güte,“ ſprach ſie nach dargebrachtem Morgengruß, „aber ich nehme es mit allem Dank an, damit ich euch am Feiertage mit meinen abgetragenen Sachen keine Schande mache.“

„Wie iſt dir nach deiner Wanderung zumute?“ fragte Madlen.

„Ach! wie neugeboren fühl ich mich; es lag ſich ſo wonnig in dem ſchönen Bett, ich konnte mich recken und ſtrecken, und nicht einmal geträumt hab ich.“

„Schade!“ meinte Ammerie, „denn was man in der erſten Nacht unter einem fremden Dache träumt, das geht in Erfüllung.“

„Mir iſt ſo wohlig hier, als wäre dies kein fremdes Dach für mich,“ erwiderte Trudi, „und was ſoll mir denn noch groß in Erfüllung gehen?“

„Kind, du biſt noch jung; in deinen Jahren läßt ſich auch das ſchwerſte Leid mit frohen Hoffnungen tröſten,“ gemahnte ſie Madlen.

Trudi ſeufzte leiſe und ſchwieg.

Jetzt trat Chriſtoph ins Zimmer, wo das Frühmahl ſeiner harrte. „Nun, ich brauche nicht zu fragen, wie du geruht haſt,“ ſprach er, „ſiehſt heute ſchon ganz anders aus als geſtern abend.“

„Das macht nicht bloß der tiefe Schlaf, Onkel," erwiderte Trudi, „die liebevolle Aufnahme tut's, die ich bei Euch gefunden habe."

Er strich ihr mit der Hand über ihr volles, glänzendes Blondhaar und sagte: „Dem Müden ist leicht gebettet, und der Willkommene findet immer offene Arme." Dann ließen sich alle vier am Tische nieder.

Die Armbrusters waren bereits in festlichem Gewand, und als später die Glocke der dem Ritter Sankt Georg geweihten Kirche läutete, setzte sich der Bürgermeister seinen breitkrempigen Dreispitz auf, und sie begaben sich mit Trudi zum Gottesdienst.

Auch heute wölbte sich wieder ein wolkenloser Himmel über der Pfalz, und es brütete eine schier sommerliche Wärme. Die Wachenheimer pilgerten in Scharen zur Kirche. Ihre Gesichter schauten heiter, und ihre Gemüter waren froh gestimmt, wohl nicht zum geringsten Teil deswegen, weil diese heißen Sonnenstrahlen den Trauben an den Weinstöcken noch zugute kamen, an deren vollsaftigem Gedeihen die Hoffnungen eines ganzen Jahres hingen.

Die Sitzreihen der Kirche füllten sich schnell, und viel neugierige Blicke richteten sich auf die bildhübsche Fremde zwischen Madlen und Ammerie, die man noch nie in Gesellschaft der Armbruster gesehen hatte.

Das Hochamt begann, nahm seinen gewöhnlichen Verlauf und sein Ende, und das Gotteshaus leerte sich wieder. Auf dem Heimwege schlossen sich manche der Kirchgänger der Bürgermeisterfamilie an, und wenn es die Lippen nicht taten, so fragten doch die Augen: wen habt ihr denn da bei euch? so daß Madlen oftmals wiederholen mußte: „Das ist eine liebe Verwandte, die zum Besuch eingetroffen ist und längere Zeit bei uns bleiben wird."

Die Honoratioren der Winzergilde, auch einige kleinere Hofbeſitzer und ehrſame Handwerksmeiſter vereinigten ſich nach dem Gottesdienſte noch in dem Gaſthaus zur Krone bei der ſogenannten Elfuhrmeſſe zu einem Schoppenglaſe. Auch Chriſtoph Armbruſter fehlte ſelten bei dieſem Sonntagstrunke, denn dort wurden die Gemeindeangelegenheiten oft gründlicher durchgeſprochen als auf dem Stadthauſe, und man vertrug ſich beim Wein leicht in Frieden und Freundſchaft. Manchmal freilich kam es auch anders, wenn die Köpfe der Streitenden heiß wurden. Dann fielen ſchwere, ſelbſt grobe Worte, keiner blieb dem andern etwas ſchuldig, und die Fäuſte donnerten mit einem trotzigen Hol mich der Deibel! auf den Tiſch. Denn ein Sprichwort ſagte: dem Pfälzer ſitzt das Herz auf der Zunge und nicht hinter den Ohren.

Die Frauen aber gingen heim, um nach dem Mittageſſen zu ſehen. So auch die Frau Bürgermeiſterin mit den beiden jungen Mädchen.

Auf dem Abtshof angelangt ſagte Madlen zu Trudi: „Nun komm mit mir in den Garten; dort iſt eine ſchattige Laube, wo du mir deine Lebensgeſchichte erzählen kannſt und uns niemand ſtören wird.“ Dieſer Zuſatz war für Ammerie beſtimmt, die den Wink verſtand und ſich an Stelle der Mutter pflichtſchuldig in die Küche verfügte.

Als Baſe und Nichte auf einer Bank in der Laube Platz genommen hatten, Trudi aber noch ſchwieg, faßte Madlen ihre Hand und ſprach: „Öffne mir dein Herz, liebes Kind, ſo vertrauensvoll, als wär' ich deine beſte Freundin oder deine Mutter, was ich ja beides fortan auch wirklich ſein will.“

Und Trudi hub mit bewegter Stimme und anfangs manchmal ſtockend an: „Ich muß mit den Erinnerungen meiner früheſten Jugend beginnen, die bis zu meinem

zwölften Jahre eine wunschlos glückliche war. Meine Eltern, deren einziges Kind ich war, erzogen mich zu allem Guten und Schicklichen und sorgten auch für meinen Unterricht, den mir und ein paar anderen Kindern ein alter geistlicher Herr mit großer Hingebung erteilte. Sie besaßen in Gamburg, nicht weit von Tauberbischofsheim im Würzburgischen, ein mäßiges Ackergut, dessen Ertrag sie auskömmlich ernährte und zu dem auch ein Weinberg in guter Lage gehörte. Sie waren jedoch Altarleute des Klosters Bronnbach, hatten diesem Zehnten und Beden zu leisten, und mein Vater mußte auf dem klösterlichen Meierhofe in den Jahreszeiten, wo es Feldarbeit gab, wöchentlich einen, während der Ernte meistens zwei Tage Frondienst tun. Das kam ihn hart an, aber er hatte bei der Übereignung des Lehngutes diese unablösbare Verpflichtung mit übernehmen müssen. Der Meier des Klosterhofes war nachsichtig und milde gegen ihn, plagte ihn nicht und drückte ein Auge zu, wenn der Vater einmal eine Woche lang nicht zum Fronen und Roboten erschien. So gingen meine Tage sorglos dahin; dann aber — dann brach das Unglück über uns herein.

Mein lieber Vater starb — nach kurzem Krankenlager — an einem hitzigen Lungenfieber, — und meine Mutter war trost- und ratlos. — Es sind nun zehn Jahre her, aber heute noch seh ich und fühl ich, wie sie in ihrer Verzweiflung die Hände rang, mich in maßlosem Jammer an sich preßte und schluchzte."

Trudi selber zitterte am ganzen Körper bei der Mitteilung dieses unvorhergesehenen, tief in ihr Leben einschneidenden Trauerfalles.

„Kurz vor Anfang des Winters war es. Korn und Trauben waren herein, aber was sollte werden, wenn das

Frühjahr kam und der Wingert besorgt, der Acker bestellt werden mußte? Da blieb meiner Mutter nichts anderes übrig als einen Oberknecht anzunehmen, der die Wirtschaft leiten sollte. Das geschah denn auch. Pankraz Dornhuber war ein noch ziemlich junger, aber tüchtiger Mensch, der den ihm anvertrauten Posten zur Zufriedenheit meiner Mutter ausfüllte, sich aber auch auf jede Weise in ihre Gunst einzuschmeicheln suchte."

Die Erzählerin blickte einige Sekunden lang starr vor sich hin, ehe sie fortfuhr: „Ja, — wie das alles so gekommen ist, weiß ich nicht mehr, aber nach der ersten Ernte unter seinem Betriebe, die sehr gut ausgefallen war, heiratete meine Mutter ihren Großknecht, und nun zog er plötzlich ganz andere Saiten auf. Als Herr in Haus und Hof trat er auch herrisch auf, und alles mußte nun nach seinem Willen gehen. Die Mutter hatte nichts mehr zu sagen, und nur mit vieler Mühe und nach manchem harten Streite konnte sie es durchsetzen, daß ich den guten Unterricht noch weiter genießen durfte. Ich sollte im Weinberge und auf dem Felde mitarbeiten, verlangte er und ließ mich mit jedem Tage mehr fühlen, daß ich ihm ein unbequemes, sehr überflüssiges Stiefkind war.

Jahre vergingen; ich hatte mich zu einem kräftigen Mädchen entwickelt und sah, wie sehr meine Mutter unter dem rohen Wesen ihres zweiten Mannes litt, vor dem sie zu schützen nicht in meiner Macht lag; jeden Versuch dazu hatte ich schwer zu büßen. Nun mußte ich öfter die fälligen Gilten, das Fastnachtshuhn und andere Abgaben nach dem Meierhofe des Klosters tragen, was ich anfangs sehr gern tat, um dann und wann auf kurze Zeit von Hause wegzukommen und frei und allein zu

ſein, denn die Meierei war wenig über eine halbe Stunde von Gamburg entfernt. Bald aber trat ich dieſen Weg nur mit dem größten Widerſtreben an, und das hatte ſeinen beſonderen Grund."

„Was für einen Grund, Trudi?" fragte Madlen, berührt von dem auffallend bittern Tone, mit dem Trudi die letzten Worte geſprochen hatte, und weil ſie danach in ihrem Berichte wieder ſtockte.

„Der Sohn des Meiers," griff Trudi den Faden wieder auf, „hatte ſeinem alternden, ſchwachen Vater das Regiment auf dem Kloſterhofe ganz aus den Händen genommen und ſchaltete nun dort allein nach ſeinem Belieben. Sooft ich dahin kam, näherte ſich mir der Vincenz Ebendorffer, — ſo hieß der junge Meier — ſprach in Ausdrücken zu mir, die mir das Blut in die Wangen trieben, und ſtellte mich, um mich länger bei ſich zu behalten, zu leichten Arbeiten an, dies damit erklärend, daß mein Stiefvater ſeinem Frondienſt nicht genügend nachkäme und ich ihn dafür durch Leiſtungen meinerſeits entſchädigen müßte. Er ſagte mir das mit einer falſchen, geſchmeidigen Höflichkeit und ſah mich dabei von oben bis unten mit ſo ſeltſamen Blicken an, daß ich mich im Innern davon erſchaudern fühlte. Ich mochte den widerlichen Menſchen mit ſeinem fuchsroten Haar und Bart nicht leiden; ſein Benehmen, ſeine bloße Gegenwart ſchon flößten mir unwillkürlich Mißtrauen und Furcht ein. Mein Stiefvater ſchien mein längeres Fortbleiben von Hauſe nicht zu beachten oder war deſſen vielleicht froh, um mich, die ihm ſichtlich Verhaßte, nicht beſtändig vor Augen haben zu müſſen."

Mit ſteigender Spannung lauſchte Madlen den Eröffnungen der immer erregter Werdenden. „Haſt du dich in dieſer Annahme nicht getäuſcht, liebes Kind?"

fragte ſie jetzt. „Er entbehrte doch während deiner Abweſenheit deine Hilfe bei der Arbeit.“

Trudi ſchüttelte das Haupt. „Nein, ich habe mich nicht getäuſcht, und ſpäter iſt mir die Erkenntnis darüber aufgegangen, warum er mich immer nach dem Kloſterhof ſchickte. Ich habe vergeſſen zu erwähnen, daß meine Mutter dem Pankraz nicht lange nach der Hochzeit einen Knaben geboren hatte. Von Stund an war ich, die rechtmäßige künftige Erbin des Lehngutes, ihm im Wege, und er wollte mich los ſein, um den durch die Heirat mit meiner Mutter erſchlichenen Beſitz dermaleinſt ſeinem Sohne verſchreiben zu können.

Nun durchſchaute ich auch die abſcheulichen Abſichten Vincenz Ebendorffers, der immer zudringlicher, immer deutlicher in ſeinen Anſpielungen wurde und die unverſchämteſten Verführungskünſte gegen mich aufbot. Er begehrte meiner, aber nicht zum Weibe; er wollte mich nur beſitzen, und mein Stiefvater — unterſtützte ihn in ſeinen ſündhaften Plänen,“ rief Trudi zornrot.

„Trudi!“

„Hört mich nur weiter! Eines Tages kam der Vincenz zu uns und hatte eine heimliche Unterredung mit Pankraz, deren Inhalt ich von meiner Mutter erfahren habe. Er hatte ihm den Vorſchlag gemacht, mich ihm auf den Meierhof auszuliefern, wogegen er ihn von allem Frondienſt befreien und ihm die Gilten und Beden ſoviel wie möglich erlaſſen wollte. Mein Stiefvater war auf den gewiſſenloſen Handel bereitwillig eingegangen, aber meine Mutter, die unſere trübſeligen häuslichen Verhältniſſe kaum noch ertragen konnte und, an Leib und Seele davon angegriffen, kränkelte, raffte all ihr bißchen Kraft noch auf, die Schmach und Schande von mir abzuwenden.

Die Folge ihres und meines unüberwindlichen Widerstandes gegen den ruchlosen Verrat Dornhubers war, daß der Unmensch uns beide nun noch niederträchtiger behandelte, ich kann wohl sagen mißhandelte. Das hielt meine arme Mutter nicht mehr lange aus; sie siechte trotz meiner sorgsamsten Pflege zusehends dahin, und in diesem Frühjahr starb sie, wie zu Tode gemartert."

Die mit Tränen Kämpfende brach ab und versank in schmerzliches Sinnen. Auch Madlen, aufs tiefste erschüttert, konnte kein Wort hervorbringen.

„Von da ab," fing Trudi wieder an, „wurde mir Haus und Hof zu einer wahren Hölle, ich hatte keine ruhige Stunde mehr. Pankraz hetzte seinen nichtsnutzigen Jungen gegen mich auf, daß er mich unablässig quälte und ärgerte und mir tagtäglich allerhand Schabernack und böse Streiche spielte. Der Meier kam öfter, bat und lockte und versprach mir viel Gutes und Schönes. Mein Stiefvater schalt, drohte und peinigte mich so grausam, daß es nicht mehr zu ertragen war. Ich blieb jedoch fest und ließ mich durch nichts zum Nachgeben bewegen. Aber auch mit meiner Kraft ging es zu Ende, und von Verzweiflung getrieben wollte ich mich in die Tauber stürzen. Da kam mir zu meinem Heile plötzlich ins Gedächtnis, was mir meine Mutter einst von Euch gesagt hatte; ich entsann mich Eures Namens und Wohnortes, und mir dämmerte ein Schimmer von Hoffnung auf. Schnell war mein Entschluß gefaßt. Ich hatte noch einen wohlverwahrten Sparpfennig von meiner Mutter, steckte ihn zu mir, schnürte mein Bündel und entfloh eines Nachts, um in meiner Not und Bedrängnis bei euch, meinen einzigen Verwandten, Schutz und Zuflucht zu suchen. Und da bin ich nun, und — und nun wißt Ihr

alles, Baſe Madlen!“ ſchloß ſie, erſchöpft von dem langen Bericht ihres traurigen Schickſals.

Madlen zog ſie in ihre Arme. „Sei getroſt, mein Herzenskind!“ ſprach ſie mit innigem Tone. „Du bleibſt bei uns, nicht als dienende Magd, ſondern als unſere liebe Tochter, die es nicht ſchlecht bei uns haben ſoll und von heut an nennſt du mich du! verſtanden? Aber nun ſage mir noch,“ fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, „wie du dich hergefunden und ob du als einſam Fahrende unterwegs nicht Anfechtungen und Widerwärtigkeiten zu beſtehen gehabt haſt.“

„Mir iſt Gott ſei Dank! nichts Arges begegnet,“ erwiderte Trudi, „aber ſechs Tage habe ich zu der Wanderung gebraucht und traf überall gute Menſchen, die ſich meiner erbarmten, weil ſie mir wohl meine Kümmernis und Hilfloſigkeit vom Geſichte laſen. Über Amorbach kam ich durch ein Stück Odenwald nach Eberbach am Neckar und kehrte dort in einem Gaſthof ein, wo ſie zufällig Wäſche hatten. Ich half dabei den ganzen nächſten Tag, um mir damit vielleicht mein Nachtlager zu verdienen, und abends machte mir die Wirtin den Vorſchlag, ganz bei ihr zu bleiben, weil ſie mich gut verwenden könnte. Ich wäre gern darauf eingegangen und hätte dann euch nicht zur Laſt zu fallen brauchen, aber es war mir noch nicht weit genug von Gamburg, und ich fürchtete, der Meier könnte mir nachſetzen, mich aufgreifen und mit Gewalt wieder nach Hauſe oder gar auf den Kloſterhof ſchleppen; darum lehnte ich das Anerbieten dankend ab. Am nächſten Morgen verſchaffte mir die Frau, die kein Geld von mir annahm, vielmehr mir noch einen reichlichen Imbiß als Wegzehrung mitgab, eine Schiffsgelegenheit nach Heidelberg, und ich fuhr auf dem Neckar durch das ſchöne Tal mit den

vielen Burgen, die mir die Schifferfrau alle bei Namen nannte. Von Heidelberg ging ich wieder zu Fuß und kam an den Rhein, den mächtigen Strom mit Staunen betrachtend und froh, euch nun schon so nahe zu sein, denn da drüben am anderen Ufer lag ja die Pfalz, meiner lieben Mutter Heimatland. Vom Dorfe Rheinhausen ließ ich mich nach Speyer übersetzen und fühlte mich in der großen Stadt mit den von Menschen wimmelnden Straßen recht verlassen. Da begegneten mir zwei Brigittenschwestern, die ich nach einer bescheidenen Herberge fragte. Sie nahmen mich aber mit in ihr Stiftshaus, wo ich gute Unterkunft fand, für die ich nicht einmal etwas bezahlen durfte. Der Weg von Speyer nach Neustadt und von da über Deidesheim hierher nach Wachenheim war nicht zu verfehlen, und hier vor dem Tore fand ich gestern abend den Kaschper, der mich auf meine Bitte zu euch führte. Aber nun, Base Madlen, wenn ich hier bleiben soll, so müßt ihr mir auch was zu schaffen geben, denn ich will hier nicht faulenzen, habe zwei rüstige Arme, und keine Arbeit soll mir zu schwer sein."

„Schon gut!" sprach Madlen und drückte dem Mädchen die Hand. „Müßig sollst du nicht sein und kannst uns schon bei der Lese wacker helfen. Im übrigen sieh zu, was du der Ammerie an häuslichen Verrichtungen abnehmen kannst, aber zankt euch nicht um die Arbeit."

„Wir uns zanken?" rief eine fröhliche Stimme hinter dem dichten Gerank der Laube. Es war Ammerie, die unbemerkt herangekommen war und die Worte der Mutter gehört hatte. „Wer sich mit mir zanken will, der muß es schon hübsch grob anfangen, denn ich bin doch das sanftmütigste und verträglichste Geschöpf zwischen Rhein und Haardt. Aber kommt! der Vater ist da und sieht kirschrot aus im Gesicht. Er ist gewiß wieder mit

dem Freiherrn zuſammengeraten, der vielleicht die Elfuhrmeſſe mit ſeiner hohen Gegenwart beehrt hat."

„Und wie ſteht's mit dem Mittageſſen?" fragte Madlen.

„Alles bereit! riecht ihr denn nicht, wie der Sonntagsſchweinsbraten duftet?" lachte der Kobold.

Da erhoben ſich die zwei und gingen mit Ammerie zum Hauſe, in deſſen Tür groß und breit Chriſtoph Armbruſter in ſeiner ganzen Bürgermeiſterwürde, aber auch in ſeiner roſigſten Laune ſtand.

Drittes Kapitel.

Während der nächsten Wochen wurden auf dem Abtshofe die nötigen Vorbereitungen für die Lese getroffen. Im Kelterhause wurden sämtliche Geräte einer genauen Prüfung auf ihre Brauchbarkeit und Sauberkeit unterzogen und im Keller die Lager für die Lotten, jene Tonnen, in die der ausgepreßte Traubensaft zuerst gegossen wird, sowie für die Fässer und Trubfäßle hergerichtet. Bei diesen Arbeiten hatten die Frauen weniger zu tun als die Männer, und Madlen benutzte diese letzte Frist vor dem alle Kräfte in Anspruch nehmenden Werke des Herbstens dazu, Trudi nach und nach in die Wirtschaft einzuführen, wobei sich zu ihrer Freude herausstellte, daß ihre junge Verwandte in den mancherlei Hantierungen des Hauswesens wohlbewandert war.

Ohne einige kleine Zwiste ging das indessen nicht ab. Ammerie, die bei den mütterlichen Unterweisungen zugegen war, wollte bald diese, bald jene Obliegenheit nicht gutwillig abtreten und behauptete, durch solche, ihrerseits nicht gewünschte Entlastung von ihr zuständigen Geschäften eine Einbuße an Wirksamkeit zu erleiden, die sie sich nicht gefallen zu lassen brauchte. Wozu sie denn überhaupt hier auf dem Hofe noch nütze wäre, fragte sie,

Ammerie, einen Kranz von Rebenlaub ums Haupt geflochten, hatte sich vorn auf den Wagen geschwungen.
(S. 40.)

die Naſe rümpfend, wenn man ihre ſich ſtets als tadellos erwieſene Leiſtungsfähigkeit brachlegen wollte; ſie verlangte keine Erleichterung und Ablöſung. Trudi ſollte tun und treiben, was ſie Luſt hätte, aber zu nichts angehalten und gezwungen werden. Das gefiel nun aber Trudi wieder nicht; im Gegenteil, ſie konnte gar nicht genug kriegen an ihr zu übertragender Tätigkeit und ſchien alle Mühen auf ſich laden und an ſich reißen zu wollen.

So entſpann ſich zwiſchen den Mädchen ein edler Wettſtreit, den die Bürgermeiſterin nur durch ein entſchiedenes Machtwort ſchlichten oder dadurch zu einem beide befriedigenden Ausgleich bringen konnte, daß ſie ſich dazu verſtand, auf manche ihrer eigenen hausfraulichen Anrechte zu verzichten und dieſe unter die jungen Ehrgeizigen zu verteilen. Bei der praktiſchen Ausführung der endgültig getroffenen Maßregeln geſtalteten ſich die Dinge allerdings weit friedlicher als bei ihrer Abmeſſung. Die Mädchen fanden ſich ſchnell in die übernommenen Pflichten, arbeiteten einander in die Hände und hatten bei gemeinſamem Tun Gelegenheit zu luſtiger Unterhaltung, ſo daß ihr Plaudern, Singen und Lachen oft durch das ganze Haus erſcholl.

Trudi empfand das ihr auf dem Abtshofe beſchiedene Glück in tiefſter Seele, nicht nur durch die liebevolle Behandlung, die ſie von allen Inſaſſen erfuhr, ſondern auch in dem Gefühl, daß ſie die ihr erwieſenen Wohltaten durch Gegenleiſtungen einigermaßen vergelten konnte und ſich ſozuſagen ihr täglich Brot ehrlich verdiente.

Ihr Ausſehen beſſerte ſich von Tag zu Tag. Ihre Wangen ſtrafften und röteten, ihre Schultern ründeten ſich, und ihre blauen Augen blickten freudig und hoff-

nungsvoll. In dieſer durch Fleiß und Ordnung geregelten Häuslichkeit, inmitten einer einträchtigen Familie, deren Glieder ſich ſtets rückſichtsvoll und freundlich begegneten, lebte ſie von neuem auf, und die ſchmerzlichen Erinnerungen an ihr von Leiden verdüſtertes, von Feindſeligkeiten vergälltes Daſein in Hamburg fielen eine nach der anderen wie ſchwer drückende, nun ſich löſende Ketten von ihr ab. —

Endlich läutete die Weinberglocke, die von jetzt an täglich zweimal ihre Stimme erhob, um den Winzern morgens die Erlaubnis zum Beginn und abends den Befehl zum Schluß des Leſens zu geben. Denn es war ein alter Brauch, daß die Stunden zu dieſem Geſchäft von Amts wegen beſtimmt und begrenzt wurden. Früher oder ſpäter als die Glocke rief, durfte niemand Trauben ſchneiden. Es laſen auch nicht alle Winzer zu gleicher Zeit, ſondern der eine an dieſen, der andere an jenen Tagen, und die befreundeten Familien halfen ſich dabei gegenſeitig. Denn das Herbſten mußte ſo ſchnell wie möglich vor ſich gehen, ehe ein plötzlich heraufziehendes Unwetter oder ein ſich frühzeitig einſtellender Nachtfroſt das vollreife Gewächs beſchädigen oder gar vernichten konnte.

Über die Reihenfolge der Leſen in den einzelnen Wingerten hatten ſich die Wachenheimer längſt geeinigt, und Chriſtoph Armbruſter gehörte diesmal zu den erſten, die mit einem Wagen, mit Kübeln, Logen und Bütten fröhlich hinauszogen, um den winkenden Segen einzuheimſen, den ihnen eine faſt unausgeſetzte Jahresarbeit und ein gnädiger Himmel geſchaffen hatten.

An den oft ſchweren Mühen, die das Gedeihen der Reben erforderte, nahm er perſönlich, ſoweit es ſeine Zeit neben der Erledigung ſeiner Amtsgeſchäfte ge-

ſtattete, tätigen Anteil, den er ſich nicht verkürzen ließ. Als Madlen ihn einmal darauf hingewieſen hatte, daß ſolche Tagelöhnerarbeit ihm in ſeiner Stellung doch eigentlich nicht gezieme, hatte er ihr geantwortet: „Wir ſind ein altes, freies Bauerngeſchlecht, Madlen. Meine Altvordern, ſoweit ich von ihnen Kunde habe, ſind Bauern und Winzer geweſen, haben ſich geplagt und gerackert und die Früchte ihres Fleißes in Zufriedenheit genoſſen, und ſo wie ſie will ich es auch halten. Bei mir kommt erſt der Bauer und dann der Bürgermeiſter, und genau ſo hat mein Vater ſelig gedacht; auch er war Bürgermeiſter von Wachenheim und hat doch im Schweiße ſeines Angeſichts ſeinen Wingert gegraben und gerührt, gedüngt und geſeilt, wie ich es tue und niemals davon laſſen werde, ſo lange ich die Kraft dazu habe. Es iſt meine Freude und mein Stolz, meinen eigenen Grund und Boden ſelber zu bebauen, und wenn ich von meinem reinen, durch keinerlei Zutat vermanſchten Wein trinke, will ich das Bewußtſein haben: den haſt du nur Gott und deiner Arbeit zu danken, haſt ihn ſelber geherbſtet und gekeltert, und in jedem Tropfen, der dir über die Zunge geht, ſteckt etwas von deinem Tun und Können. Ich möchte ihn nicht mehr trinken, wenn ich ihn nicht mehr bauen könnte. Und dabei ſoll's bleiben, mein liebes Alterchen! komm mir nicht wieder damit, daß ſich für den Bürgermeiſter nicht ſchicke, was dem Bauer gebührt und den Bauer ehrt!" Danach hatte er den Karſt auf die Schulter genommen, war mit langen Schritten nach ſeinem Rebenland gegangen und hatte dort geſcharwerkt wie ein in Lohn und Brot ſtehender Wingertsmann.

Seine Mitbürger kannten dieſen echten Bauernſtolz an ihm, den ſie in ihrer Mehrzahl ſelber beſaßen. Sie

wußten, daß er ſie alle mit ſeinen geiſtigen Fähigkeiten überſah, ſich aber nicht überhob, ſondern auch als erwähltes Haupt der Gemeinde ihresgleichen ſein wollte und ſich nichts Beſſeres zu ſein dünkte als der geringſten einer von ihnen. Und das ſchlugen ſie ihm hoch an und vergaßen ihm zu keiner Stunde, auch nicht im heftigſten Widerſpruch der Anſichten und Meinungen. —

Die Tage der Armbruſter zum Leſen kamen heran, und die Familie Gersbacher wollte ihnen dabei nach langjähriger Gewohnheit Beiſtand leiſten.

Florian Gersbacher war der reichſte Winzer in Wachenheim und ſein Hof der größte und ſtattlichſte von allen. Er war ein breitſpurig auftretender, eigenwilliger Geſell, der auf ſeinen Geldbeutel pochte und am Stammtiſch beim Kronenwirt das große Wort führte. Der einzige, der ihn mit ſeiner unerſchütterlichen Ruhe und Sicherheit ducken konnte, wenn er ſich gar zu protzig aufſpielte, war Chriſtoph Armbruſter, zu dem er in ehrlicher Freundſchaft hielt und den er im Stadtrate, deſſen einflußreichſtes Mitglied Gersbacher war, gelegentlich und dann auch kräftig unterſtützte, weil er Chriſtophs gründliche Einſicht und Erfahrung im Gemeindeweſen anerkennen mußte. Denn er war ein Menſch mit klarem Verſtand und nicht ohne Gerechtigkeitsſinn; manche ſagten ihm ſogar eine nicht allzuweit gehende Gutmütigkeit nach. In ſeinen nicht eben ſeltenen Streitigkeiten mit den Feldnachbarn mußte ſeine wackere Frau oft vermittelnd eingreifen und zu Vertrag und Frieden reden. Er hatte außer ſeiner Tochter Elsbeth, Peter Armbruſters Gattin, zwei mannhafte Söhne, Franz und Steffen, die mit tüchtiger Arbeit ihre Schuldigkeit taten.

An dem beſtimmten Morgen machten ſich, als das Glockenzeichen ertönte, ſämtliche Armbruſters und Gers-

bachers mit ihrem zu Hauſe nur irgend entbehrlichen Geſinde zu Chriſtophs Wingert auf den Weg; nur die zwei älteren Frauen blieben zurück. Elsbeth übergab ihr kleines Bärbele der Obhut der Großmutter, und Ammerie ſang und tanzte vor Vergnügen auf dem Hofe und hakte ſich, als ſie von dannen zogen, in Trudis Arm, die ſich von dem Freudentaumel der jüngſten Winzerin gern mit fortreißen ließ. Draußen aber fand ſich noch ein Ungeladener dazu, der allen willkommen war, — Schneckenkaſchper, natürlich mit ſeinem luſtig ſchweifwedelnden, überall herumſchnuppernden Patz. Es waren mehr als ein Dutzend in dem Geſchäft geübter Menſchen, die, ſich in den Reihen der Weinſtöcke verteilend, nun wohlgemut mit dem Schneiden der Trauben begannen.

Kaſpar wich nicht von Trudis Seite, rückte ihr den Kübel bequem zur Hand, in den ſie die Trauben zu legen hatte, und leerte ihn, wenn er gefüllt war, in die Logel, die ein Knecht zu dem am Wege haltenden, mit Ochſen beſpannten Wagen trug und dort in die Bütten ausſchüttete. Trudi ließ ſich die Hilfe des flinken Jungen gern gefallen und richtete öfter ein freundliches Wort oder eine Frage an ihn, auf die er ſtets beſcheiden und verſtändig antwortete, ſo daß ſich zwiſchen den beiden ein Band gegenſeitiger Zuneigung knüpfte.

Gersbachers Söhne, die Trudi auf dem Abtshofe ſchon kennen gelernt und ſich auf Grund der immerhin etwas weitläufigen Verwandtſchaft gleich auf du und du mit ihr geſtellt hatten, hielten ſich auch möglichſt in ihrer Nähe, ſahen oft zu dem hübſchen Mädchen hin und warfen ihr dann und wann eine ſcherzhafte Bemerkung zu, die ſie ſelten unerwidert ließ. Beſonders Franz, der ältere, ein blonder, hünenhafter Menſch mit einem freien, freudigen Geſicht, ſchien großen Gefallen

an ihr zu finden. „Trudi," rief er ihr einmal zu, „haſt du die Trauben ſchon gekoſtet?"

„Nein," entegnete ſie, „beim Leſen ſoll man nicht naſchen."

„Schon recht," ſprach er, „aber, weißt du, es hat damit eine eigene Bewandtnis."

„Was denn für eine?" fragte ſie.

„Ja, drüben in Dürkheim behaupten ſie ſteif und feſt, wenn man eine ſchöne Jungfrau, die von den Trauben gegeſſen hat, auf den Mund küßte, ſo könnte man nach dem Geſchmack des Kuſſes die Beſchaffenheit des künftigen Weines ſchon genau beurteilen."

„Iſt die Möglichkeit!" lächelte Trudi unter einem flüchtigen Erröten.

„Und du biſt wohl ſehr neugierig auf die Güte des künftigen Weines und möchteſt die Probe an Trudi vornehmen?" neckte ihn Ammerie. „Aber Franz, was würde Jakobine dazu ſagen?"

„Ach, was geht mich Jakobine an! mit der laß mich in Ruh!" gab ihr Franz ärgerlich zur Antwort.

„Nur nicht gleich ſo borſtig! ich werde es ihr nicht verraten, was du Trudi eben gelehrt haſt," ſprach Ammerie.

„Meinetwegen trag's ihr zu," knurrte Franz.

„Soſo! ich dachte —"

„O der Traubenſaft hat oft eine wunderbare Wirkung, auch ſchon ehe er gekeltert iſt," unterbrach Steffen die noch nicht Schweigende, um ſeinem Bruder aus der Verlegenheit zu helfen, in die ihn Ammeries Anſpielungen gebracht hatten. „Wißt ihr denn, was die Schwaben von einem ihrer beſten Gewächſe prahlen?"

„Nun?" fragten mehrere zugleich.

„Die wollen einen Wein in ihrem Lande haben, der ſo ſtark iſt, daß, wenn der Bürgermeiſter beim Leſen nur

eine Beere in ſeinem Munde zerdrückt, die ganze Gemeinde einen Rauſch davon bekommt."

Da mußten ſie alle lachen, aber Elsbeth ſprach: „Das ſind Schwabenſtreiche, Steffen! Da gefällt mit Franzens Stichprobe viel beſſer."

„Ei mir auch!" ſtimmte ihr Steffen lebhaft zu mit einem begehrlichen Blick nach Trudis roten Lippen.

„So? meint ihr?" miſchte ſich Peter ein, „na, dann werde ich das feine Mittel nächſtens einmal bei einer ſchönen Jungfrau verſuchen."

„Das möchte ich dir nicht raten, ſonſt kannſt du von mir was erleben!" bedeutete Elsbeth ihrem Manne zur großen Beluſtigung aller.

Unter ſo heiteren Geſprächen nahm die Leſe ihren ungehemmten Fortgang. Die beiden Alten befanden ſich an einer entfernteren Stelle des Wingerts und hatten wohl das Lachen, aber nicht die mutwilligen Scherze der Jungen gehört, wenigſtens nichts davon verſtanden. Sie ſprachen nicht viel bei der Arbeit. Gersbacher hatte, Umſchau haltend, einmal geäußert: „Was denkſt du, Chriſtoph? auf einen Dreiviertelherbſt kann man heuer doch wohl rechnen?"

„Ein bißchen hochgegriffen," meinte Chriſtoph; „auf Zweidrittel möcht ich ihn ſchätzen und bin auch damit ſchon zufrieden."

„Nein, iſt zu niedrig taxiert," beſtand Gersbacher auf ſeinem Ausſpruch, von dem er, auch in anderen Dingen, nicht leicht etwas zurücknahm. „Aber wir wollen auch nicht wünſchen," fügte er hinzu, „daß es einmal einen Herbſt gibt, wo das Faß mehr gilt als der Wein."

„Das haben wir in unſern guten pfälzer Lagen nicht zu fürchten," ſagte der Bürgermeiſter. „Es ſei denn, daß Lutz Hebenſtreit mit ſeinen Preiſen ſtark auf-

ſchlüge, und tut er das, ſo weiß ich auch, wer daran ſchuld iſt.“

„Hat er dich warten laſſen?“ lachte Gersbacher.

„Lange genug, wie immer, wenn du ihm auf dem Nacken ſitzt.“

„Na, nichts für ungut, Chriſchtoph!“

Chriſtoph ſchüttelte, und ſie ſchwiegen wieder und ſchnitten eifrig weiter.

Zur Mittagszeit wurde eine kurze Schicht gemacht, und die beiden Familien lagerten ſich im Kreiſe, um gemeinſchaftlich das ihnen aus der Armbruſter'ſchen Küche herausgeſandte Eſſen einzunehmen, wonach ſie die Leſe wieder fortſetzten, die ja noch mehrere Tage emſigen Schaffens bedurfte, bis ſie mit einer kleinen Feſtlichkeit im Hauſe ihren Abſchluß fand. Aber auch ſchon die Einbringung der erſten Fuhre Trauben am Abend hatte etwas gewiſſermaßen Feierliches, das ſich in den frohen Mienen der ſie zur Stadt Geleitenden ſpiegelte, während ſie munter plaudernd rechts und links daneben herſchritten. Ammerie aber, einen Kranz von Rebenlaub ums Haupt geflochten, hatte ſich vorn auf den Wagen geſchwungen und ſtand dort als hübſche, züchtig gekleidete Bacchantin, eine der den Triumphzug des Dionyſos hochgeſchürzt Umſchwärmenden, von deren jauchzendem Evoe und ausgelaſſenen Tänzen das einfache Bauernkind freilich nichts wußte.

Viertes Kapitel.

Ausgangs Oktober war die Lese im pfälzer Weingebiet beendet und hatte einen über Erwarten guten Herbst geliefert. Nun begann nach dem Keltern der Trauben die Kellerarbeit, das Ab- und Umfüllen aus einem Faß in das andere und das Klären des Mostes, der in seinen hölzernen Banden gärte und brauste. Dabei hatte jeder Winzer mit dem eigenen Gewächs alle Hände voll zu tun und kümmerte sich nicht darum, wie den anderen das ihrige geriet. Trotzdem stellte sich eines Tages Franz Gersbacher auf dem Abtshofe ein, um sich nach dem Werden des Armbruster'schen Neuen zu erkundigen.

Sonderbar! Er, der beim Lesen im Wingert ein unfehlbares Mittel zur Schätzung des künftigen Weines auf dem lockenden Umwege über einen Mädchenmund angegeben hatte, er wußte recht gut, daß man sich vor frühestens Weihnachten kein Urteil darüber bilden konnte. Und dennoch kam er unter diesem Vorwande und traf zu seiner Freude die beiden Mädchen allein.

„Hmhm!" machte Ammerie mit einem pfiffigen Schmunzeln, nachdem er seine Frage etwas unsicher vorgebracht hatte, „so ungeduldig auf die Bonität des Neuen bist du ja noch niemals gewesen. Fertig hexen

können wir auch nicht, was ſeine Zeit und Weile haben will. Hat dir denn euer Moſt ſchon etwas über ſeine hoffnungsvolle Zukunft verraten?“

„Das nicht,“ erwiderte er, „aber ich dachte mir, ich könnte vielleicht hier bei euch was lernen. Vielleicht behandelt man ihn im Würzburgiſchen auf eine andere, uns noch unbekannte Weiſe.“

„Ach ſo! im Würzburgiſchen,“ lachte ſie, „und da möchteſt du wieder bei Trudi in die Schule gehen. Nun, Trudi, was ſagſt du dazu? willſt du dem Franz diesmal beſſer auf die Sprünge helfen als bei ſeinem erſten, mißlungenen Probierverſuche mit dir? Wird im Würzburgiſchen beim Klären vielleicht manchmal gek—?“

„Gekünſtelt, meinſt du?“ fiel Trudi mit brennenden Wangen ſchnell ein, „o nein, niemals. Wir kennen auch kein anderes Verfahren dabei als hier zu Lande gang und gäbe iſt.“

„Wirklich nicht?“

„Nein, aber ich glaube, wir haben dort einen ebenſo geübten Geſchmackſinn wie ihr; nur wollen wir nicht fürwitzig etwas vorwegnehmen, was uns der Wein noch nicht zu koſten geben kann, ſondern warten ruhig ab, was draus werden will.“

„Da haſt du's!“ ſpottete Ammerie. „Ja, die Würzburger ſind kluge Leut und laſſen ſich auch vom verwogenſten Pfälzer nichts abluchſen.“

Die Mädchen ſtanden wie zu Schutz und Trutz aneinander geſchmiegt. Die Größere hatte einen Arm um den Nacken der Kleineren geſchlungen, und beide ſchauten Franz mit blitzenden Augen herausfordernd an und trieben ihn mit neckiſchen Spitzreden über ſeine unzeitige Neugier auf den erſt kürzlich gekelterten Rebenſaft ſo in die Enge, daß ihm dabei nicht ganz wohl in ſeiner Haut

wurde. Daß ſie ihn mit ſeiner törichten Frage einfach ausgelacht hatten, nahm er ihnen nicht übel, weil er einſah, daß er nichts Beſſeres darauf verdient hatte. Um jedoch ſeine Sachkenntnis im Ausbau des Weines den beiden Schlauköpfen gegenüber nicht noch mehr in Mißkredit zu bringen, verabſchiedete er ſich bald von ihnen, durchaus zufrieden mit ſeinem Beſuche, der ja nur Trudi gegolten hatte.

Eine Begegnung mit ihr war ihm ſeit der auf die Armbruſter'ſche bald folgende Leſe in den Wingerten ſeines Vaters, bei der nun die vom Abtshofe geholfen hatten, nicht vergönnt geweſen. Das war ſchon einige Wochen her, weil in dieſer arbeitsreichen Zeit keine Muße zu freundſchaftlichem Verkehr übrig blieb und man auch die Sonntage ausnutzen mußte, um nichts zu verſäumen, was nur ſchwer oder überhaupt nicht nachgeholt werden konnte.

Aber der Wunſch, Trudi wiederzuſehen, war immer lebhafter in Franzens Seele geworden, denn die Würzburgerin hatte ihm beim Traubenſchneiden in den Weinbergen außerordentlich gut gefallen, und nun trieb es ihn mit Macht, ſich ihr einmal wieder zu nähern.

Als er weggegangen war und die beiden Mädchen ſich wieder allein befanden, ſagte Ammerie: „Ich begreife nicht, was der Franz hier bei uns gewollt hat. Seine Frage nach dem Neuen war doch weiter nichts als eine ungeſchickte Ausrede, um ſeinem Erſcheinen hier einen gewiſſen Anſtrich zu geben, es gleichſam zu entſchuldigen, denn einen Grund, einen ganz beſtimmten Grund hatte es. Meinetwegen aber iſt er nicht gekommen, alſo kann es nur deinetwegen geſchehen ſein."

„Meinetwegen? aber Ammerie!"

„Ja, weswegen denn ſonſt?"

„Nein, nein!“ ſtritt Trudi dagegen. „Du ſelber haſt ihn, als er bei unſerer Leſe ſo tat, als wollte er — na ſagen wir's rund heraus, als wollte er einen Kuß von mir haben, an eine andere erinnert, mit der er doch ſchon —“

„Ach, damit wollt ich ihm ja nur auf den Zahn fühlen, und nun weiß ich Beſcheid,“ unterbrach Ammerie ihre Muhme. „Die ungeſchliffenen Worte, mit denen er mich dabei abſpeiſte, beſtärken mich noch in meiner Vermutung, daß ſich Franz aus der Jakobine nichts macht. Sie iſt ihm vielleicht nicht ganz zuwider, weil ſie ein hübſches Mädel iſt, ihm ſehr entgegenkommt und ſich gefällig von ihm kareſſieren und ſponſieren läßt, aber daß er ſie wirklich liebt, glaub ich nun und nimmermehr. Mir ſcheint es zwiſchen den beiden Alten, dem Gersbacher und dem Steinecker, eine abgekartete Sache zu ſein, daß aus Franz und Jakobine ein Paar werden ſoll, damit zwei große Batzen Geld in einen Sack kommen. Aber von Liebe iſt, wenigſtens auf ſeiner Seite, dabei nicht die Rede; ſie ſind auch nicht miteinander verſprochen, und das müßten ſie längſt ſein, wenn es dem Franz ernſtlich um eine Heirat mit ihr zu tun wäre.“

„Dann begeht er ein Unrecht an ihr, wenn er ſie mit Lauheit und Halbheit hinhält und es mit anſieht, daß ſie ſich in Hoffnungen wiegt, die zu erfüllen er nicht geſonnen iſt,“ ſprach Trudi mit einem Eifer, der ſie gut kleidete.

„Die Jakobine iſt es ja, die ihn nicht losläßt und ihm förmlich nachſtellt,“ rief Ammerie heftig. „Und er? — teils iſt er zu gutmütig, um ſie durch eine ſchroffe Abweiſung zu kränken, teils wagt er nicht, ſich dem Willen ſeines Vaters zu widerſetzen. Ich tu meinem Vater zu Lieb, was ich nur weiß und kann, aber einen

Mann, den ich nicht liebe, ließ' ich mir mit keiner Gewalt aufdrängen."

„Ammerie, — ſieh mir mal grad ins Geſicht!" ſagte Trudi. „Möchteſt du den Franz vielleicht ſelber gern haben?"

„Ich?" Ammerie lachte hell auf. „Nein, Trudi, da biſt du auf dem Holzwege. Meinetwegen mag er nehmen, wen er Luſt hat; ich will ihn nicht und er mich nicht. Aber ein braver Burſch iſt's, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, und beileibe nicht ſo einfältig, wie er ſich heute hier geſtellt hat, nur geſtellt hat, um unter dieſem Deckmantel der Unſchuld zu ſeinem Ziele zu kommen, das heißt, dich wiederzuſehen."

„Ich bezweifle ſeine guten Eigenſchaften durchaus nicht," erwiderte Trudi ruhig, „bin aber nicht ſo eitel, mir einzubilden, daß er um meinetwillen hierher gekommen wäre, und laſſe mir das auch nicht einreden."

„Und ich bleibe dabei," entgegnete Ammerie, mußte aber abbrechen, weil Madlen ins Zimmer trat, die von dieſem Zwiegeſpräch nichts zu wiſſen brauchte. —

Franz ging vom Abtshofe nicht gleich nach Hauſe, ſondern ſchritt zum Tore hinaus und zwiſchen den Weinfeldern den Weg nach Forſt zu. Es war ein feuchtkaltes Wetter, die dichten, herbſtlichen Rheinnebel kamen vom Strome gegen die Haardt heraufgezogen, verdüſterten den Himmel und verſchloſſen jegliche Ausſicht in die Ebene, auf der ſie wie ein überſchwemmendes Meer ausgegoſſen lagen. Er achtete deſſen nicht, denn er grübelte Trudis Worten nach, daß die Würzburger nicht fürwitzig vorwegnähmen, was zu genießen noch nicht bereit für ſie wäre. Das hatte er verſtanden als eine Ablehnung gegen ihn, der ja auch von ihr etwas hatte vorwegnehmen wollen, was ihm nicht gebührte, den Kuß zur

Schätzung des künftigen Weines. Aber das war doch nur ein Scherz von ihm gewesen, den er nicht einmal selber erfunden hatte und dem die Tat auf dem Fuße folgen zu lassen, — — na, wer weiß, was geschehen wäre, wenn Ammerie nicht mit ihrer dummen Stichelei auf Jakobine dazwischen gefahren wäre! Trudi hatte so rote, schwellende Lippen! Dann hatte sie aber hinzugefügt: wir warten ruhig ab, was draus werden will. Was hatte sie damit sagen wollen? war das auch ein Wink für ihn gewesen, Geduld mit ihr zu haben und zu warten — ja, auf was denn? Sollte denn, konnte denn überhaupt jemals etwas zwischen ihm und ihr werden? Dergleichen hatte er noch nicht im entferntesten in Erwägung gezogen und tat es auch jetzt nicht, weil Trudis Äußerung doch wohl nur auf den Wein und keineswegs auf ihn gemünzt war. Er kannte ja das Mädchen eigentlich noch gar nicht und hatte auch noch nicht versucht, sie genauer kennen zu lernen und etwas über ihr Leben und ihre Verhältnisse zu erfahren. Allein wie kam er denn darauf, sie wiedersehen zu wollen? Sein Herz klopfte nicht stärker als gewöhnlich, wenn er an sie dachte; aber er dachte doch an sie. Ob sie auch wohl manchmal an ihn dachte? und ob sie wohl mit Ammerie zu den Spinnstuben kommen würde? Das wäre die beste Gelegenheit, sie öfter zu sehen, wenn es denn nun einmal sein sollte, wenn es sich nicht vermeiden ließ oder — oder wenn er das Verlangen danach noch weiter in sich verspüren sollte. Sie war doch ein s e h r hübsches Mädchen mit ihren dunkelblauen, herzigen Augen und dem üppigen Blondhaar, und wie schön war sie gewachsen, rank und schlank in blühender Jugendkraft! Wie mußte die tanzen können! Dabei wollte er sie fest in den Arm nehmen.

Fünftes Kapitel.

In der fröhlichen Pfalz, wo sich das ganze Jahr hindurch von Herbst zu Herbst, sei es im Wingert, sei es im Keller, eine Arbeit an die andere reihte, brachte jede Jahreszeit auch ihre besonderen Freuden, die gründlich zu genießen das leichtherzige Volk der Pfälzer wie geschaffen war.

War es doch ein gottbegnadetes Weinland, darin sie wohnten und für dessen erquickliche Gaben sie allweg empfänglich waren, zu ihrer rechten Verwertung ausgerüstet mit einem gesunden Durst und mit willigen, schier unbegrenzt aufnahmefähigen Kehlen, diesem stets willkommenen Verlangen die angenehmste Befriedigung zu gewähren.

Aber auch andere pfälzische Eigentümlichkeiten hoben den Mut und stärkten die Lust, Feste zu feiern, wie sie fielen, je mehr je lieber.

Das Selbstgefühl und die Übergescheitheit der knorrigen, trotzigen Gaubauern, ihr unbezähmbarer Hang zum Foppen und Uzen und daneben ihre von keinem anderen deutschen Stamm übertroffene Gastlichkeit und Freigebigkeit verliehen allen gemeinsamen Veranstaltungen ein vollgerüttelt Maß von urwüchsiger Lebenskraft und überschäumendem Frohsinn. Da waren die

vielen Kirchweihen in den Städten und Dörfern ringsum, der Dürkheimer Wurstmarkt mit seinem kreischenden Getümmel, der Billigheimer Purzelmarkt mit seinem Sackhüpfen, dann in den Wirtschaften der Trollschoppen, so genannt, weil der letzte, in gehobenster Stimmung stattfindende Umtrunk dem nächtlichen Gelage ein Ende machte und sich danach die Zechbrüder nach Hause trollen sollten, und eine Menge anderer Anlässe zu kurzweiliger Geselligkeit jeglicher Art.

Eine der beliebtesten Gelegenheiten zu vergnüglichem Beisammensein waren die Spinnstuben, die mit dem Eintritt des Winters begannen und in den größeren Bauernhöfen abwechselnd wöchentlich mindestens einmal abgehalten wurden. Jedermann aus dem weitesten Freundes- und Bekanntenkreise war, auch ungeladen, dazu willkommen, so viele Teilnehmer der verfügbare Raum zu fassen vermochte. Das Spinnen des Flachses, das von den jungen Mädchen statt in der stillen Abgeschlossenheit des elterlichen Hauses hier in lustiger Gesellschaft betrieben wurde, war allerdings der ausgesprochene Zweck dieser Zusammenkünfte, aber nicht die Hauptsache. Das war die vielstimmige, munter durcheinander schwirrende Unterhaltung, das Scherzen und Necken, Lachen und Liebeln mit den flotten Junggesellen, die dabei nicht fehlen durften und in der Tat auch niemals fehlten. Oft wurde dabei gesungen, manchmal auch getanzt, und stets waren eine oder ein paar ehrsame Mütter zugegen, die darüber wachten, daß die liebe, heißblütige Jugend nicht über die Stränge schlug.

Die Spinnerinnen kamen mit ihren Spinnrocken, deren Kunkel von Flachs oder Werg mit farbigen Bändern oder mit sogenannten Rockenbriefen umwunden war, breiten Pergamentstreifen, die mit Bildern von Blumen,

Es ſaß eine junge Spinnerin
Am Rocken bis Mitternacht,
Das Rad lief um, die Zeit ging hin,
Sie hat gefragt und gedacht.

(S. 56.)

Engeln, hübſchen Bubenköpfen oder auch mit teils frommen, teils ſehr weltlich erdachten Sinnſprüchen und Lebensregeln bemalt waren. Die ſchmucken Dirnen ſaßen in der geräumigen Diele, die an den Seiten von kleinen Öllampen und in der Mitte von einem hölzernen Hängeleuchter mit Unſchlittkerzen erhellt und von einem mächtigen tönernen Ofen durchwärmt war, ließen die Räder ſurren und die Trittbretter klappern, und hinter ihnen ſtanden die Burſchen und plauderten mit ihren Auserwählten. Manch einer beugte ſich zu dem Ohr der vor ihm Sitzenden nieder und raunte ihr minnige, oft auch verfängliche Worte zu, und dann überflutete wohl ein ſchämiges Rot die Wangen der Lauſchenden, oder ſie wandte ſchnell den Kopf und ſah mit einem zärtlichen oder einem ſtrafenden, doch niemals ernſtlich bös gemeinten Blick zu dem Verwegenen auf.

Heute war Spinnabend im Hauſe von Adam Steineder, dem Vater Jakobinens, und war ſtark beſucht, auch von den beiden Gersbacher'ſchen Söhnen, ſowie von Ammerie und Trudi. Die Würzburgiſche, wie man Trudi allgemein nannte, war keine Unbekannte mehr in dieſem Kreiſe, wenn auch niemand etwas anderes von ihr wußte, als daß ſie eine Verwandte der Armbruſter war und deswegen für ein wohlhabendes Mädchen galt. Allen aber fiel ſie durch ihre Schönheit und Anmut auf, und ihr freundliches, beſcheidenes Weſen hatte ihr bereits die Zuneigung vieler erworben, die mit ihr in Berührung gekommen waren, mit Ausnahme einiger im ſtillen neidiſcher Altersgenoſſinnen, die es in dieſen Eigenſchaften und Tugenden mit der Fremden nicht aufnehmen konnten.

Trudi hatte ſich allerdings in dem Vierteljahr, das ſie ſchon in der behaglichen Häuslichkeit des Abtshofes

verbracht hatte, zu einem ſchönen, von Geſundheit ſtrotzenden Mädchen entfaltet, das einen Vergleich mit den begehrteſten Wachenheimerinnen wahrlich nicht zu ſcheuen brauchte. Franz Gersbacher ſtellte hier zum erſten Male ſolchen Vergleich im geheimen an und kam zu der Überzeugung, daß unter allen anweſenden und abweſenden Mädchen von Wachenheim und Umgegend der Preis der Holdſeligkeit unbeſtreitbar Trudi gebühre. Kein Wunder, daß er ſich meiſtens zu ihr hielt und ſie vor den andern auszeichnete. Und er mußte wohl nicht der einzige hier ſein, der ſo dachte; bald dieſer, bald jener der Burſchen näherte ſich ihr mit zierlichem Kratzfüßeln und Scharwenzeln.

Sie ſelber tat nichts, irgendwelches Aufſehen zu erregen, ſpann beharrlich ihren Faden und gab auf jede Anſprache angemeſſenen und artigen Beſcheid. Sie mit leichtfertigen Reden zu behelligen wagte niemand, denn der Ernſt in ihren Zügen und die Geſetztheit ihres Benehmens hielt auch den Keckſten in geziemenden Schranken.

Bei all ihrem Fleiß konnte ſie ſich indeſſen nicht verſagen, Franz und Jakobine ein wenig zu beobachten, um zu ermitteln, in welchen Beziehungen die beiden zueinander ſtehen mochten. Da wurde ſie denn gewahr, daß ſich Franz ſo gut wie gar nicht um die Tochter des Hauſes bekümmerte und ihr keinerlei Aufmerkſamkeit erwies, während Jakobine ihn kaum aus den Augen ließ und durch alberne Scherze und überflüſſige Fragen mit ihm anzuknüpfen ſuchte, auf die er ihr nur kurze Antworten gab. Daraus ſchloß ſie, daß Ammerie doch wohl recht haben mußte in ihrer Beurteilung des wahren Verhältniſſes zwiſchen den beiden und daß bei dieſem einem Gerücht nach füreinander beſtimmten Paare die Verliebtheit nur auf einer Seite zu finden war.

Jakobinens Weſen behagte ihr nicht ſonderlich. Hübſch war ſie und von ſchmeidiger, reizvoller Geſtalt, aber ſie hatte etwas Vorlautes und Gefallſüchtiges, das Trudi abſtieß und ihr zu Franzens gediegener, gradſinniger Art ſo gar nicht zu paſſen ſchien. Das machte es ihr begreiflich, daß er zu einer ehelichen Verbindung mit dem oberflächlichen Mädchen nicht geneigt war. Aber deshalb war es ihr auch weniger peinlich, als es ihr unter anderen Umſtänden geweſen wäre, daß ſich Franz ſo lebhaft und vorzugsweiſe mit ihr beſchäftigte.

Als ſie ſehen wollte, welchen Eindruck ſein Verhalten auf Jakobine machte und ſich nach der Seite hinwandte, wo jene ſaß, begegnete ſie einem bohrenden, zornigen Blick aus deren braunen Augen, der ihr unangenehm, ja unheimlich war. Was iſt das? dachte ſie, Eiferſucht? Nichts anderes konnte es ſein, und um dieſes Gefühl in dem beleidigten Mädchen ihrerſeits nicht zu nähren, unterhielt ſie ſich von nun an faſt ausſchließlich mit der neben ihr ſitzenden Ammerie, mußte aber doch dann und wann wieder zu Jakobine hinſchauen, die von einer fortwährenden Haſt und Unruhe ergriffen ſchien. Der Faden riß ihr öfter beim Spinnen, und ſie mußte das Rad in Stillſtand bringen, um ihn wieder anzuknüpfen, wobei ihr, wie Trudi nicht entging, die Hände zitterten. Das konnte reiner Zufall ſein oder eine ganz belangloſe Urſache haben, aber daß ihre Ahnung ſie nicht betrogen hatte und daß ſie ſelber die unbewußte Anſtifterin von Jakobinens Verwirrung war, ſollte ihr ſogleich aus Ammeries Munde beſtätigt werden. Dieſe flüſterte ihr zu: „Du ſtehſt unter ſcharfer Aufſicht, Trudi, du und der Franz dazu. Jakobine beobachtet euch beide unausgeſetzt.“

„Haſt du's auch bemerkt?“ fragte Trudi erſchrocken.

Ammerie nickte. „Schadet nichts," ſagte ſie, „laß ſie nur! mag doch Franz ſehen, wie er mit ihr fertig wird. Du haſt dir nichts vorzuwerfen, und in den Spinnſtuben wird noch anderes geſponnen als Flachs. Das iſt nun mal ſo Brauch und ein Gaudi für alle, vor deren Augen ſich das ganz unverhohlen abſpielt." Und nun offenbarte ſie Trudi eine Reihe von Techtelmechteln, die ſich unter einzelnen Paaren hier angebandelt hatten.

„Siehſt du den hübſchen, ſchlanken Burſchen da mit dem ſchwarzen Schnurrbart?" ſprach ſie. „Das iſt Hubert Lingenfelder, und der er jetzt die Hand auf die Schulter legt, iſt gegenwärtig ſeine Liebſte, Guſtel Breitinger, ein Teufelsmädel, hat's fauſtdick hintern Ohren. Die hellblonde neben ihr iſt Lina Buſchard, und der ſtattliche Bub, mit dem ſie tuſchelt und kichert, iſt ihr Schatz, aber nicht ihr erſter, Lebrecht Obenauer, der Sohn des Schmiedemeiſters. Die da rechts, die ſich auf ihrem Schemel zurücklehnt und dem hinter ihr Stehenden ſo herzenstief in die Augen blickt, iſt Sophie Lingenfelder, dem Hubert ſeine Schweſter und ein Ausbund von Durchtriebenheit, und er iſt der junge Kernberger, genannt Ludolf der Schöne. Die beiden haben ſich jetzt erſt zuſammengefunden, ſind aber ſchon ſehr vertraut miteinander."

„Was du nicht alles weißt!" lächelte Trudi. „Haſt du auch ſchon einen Schatz?"

„Noch nicht," erwiderte Ammerie, „aber ich ſchaff mir bald einen an. So jüngferlich einſchichtig wird mir's nachgerade zu langweilig; es muß ja nicht gleich geheiratet werden."

„Warum denn nicht? worauf denn warten?" fragte Trudi. „Haſt dir wohl ſchon einen auserſehen?"

„Nein, nein!" ſagte Ammerie ſchnell und ein wenig errötend, „aber denkſt du denn, daß ſich die alle heiraten

wollen, die hier miteinander ſchäkern und ſich nachher auf dem Nachhauſewege heimlich küſſen? i Gott bewahre! Das iſt bloß für dieſen Winter, im nächſten hat jeder wieder ein anderes Lieb im Arm, da tauſchen die Buben und Mädchen, ohne ein Wort darüber zu verlieren."

„Was? da tauſchen ſie?"

„Natürlich! man will doch ſeine Abwechſelung haben."

„Aber das iſt ja ſchrecklich," ſprach Trudi entrüſtet. „Wie kann man denn jeden Winter einen andern lieb haben und ſich von einem andern herzen und küſſen laſſen?"

„Dazu ſind doch die Spinnſtuben da," lachte Ammerie, „und dafür ſind wir alleweil die luſtigen Pfälzer und nehmen die Dinge nicht ſo ſchwer wie ihr da drüben im Reich, weit hinterm Rhein."

Trudi ſchwieg und wurde nachdenklich. Als ſie aber hörte, wie Wilm Steinecker, Jakobinens Bruder, ein unterſetzter, vierſchrötiger Burſch, Franz zurief: „Fränzel, du biſt ja wie feſtgebannt auf deinem Platz; komm doch mal hierher, hier ſind auch noch Leute!" bückte ſie ſich ſchnell und machte ſich an ihrer Spindel zu ſchaffen, denn ſie fühlte, was das zu bedeuten hatte. Wilm wollte Franz von ihr weg und zu ſeiner Schweſter hin haben. Franz folgte zögernd dem Rufe und ging zu den Steineckers, was Trudi nicht unlieb war, weil ſie nicht wünſchte, mit ihm ins Gerede zu kommen.

Jetzt tat ſich die Tür auf, und es ſtellte ſich noch ein verſpäteter Gaſt ein, bei deſſen Anblick ſich ringsum ein Jubel erhob: „Hammichel! Hammichel von Gimmeldingen!" und ein lautes Gelächter erſcholl.

Der neu Eingetretene war eine ſeltſame Erſcheinung. Es war ein kleiner, alter Kerl mit ſehr langen Armen

und breiten Schultern, deren linke höher war als die rechte. Sein gelblich blasses Gesicht war bartlos mit einer schmalen Hakennase und dünnen, zusammengekniffenen Lippen, die sich oft zu einem häßlichen Grinsen verzerrten. Seine grauen, beständig zwinkernden Augen hatten etwas Scheues und Falsches, und seine abstehenden Ohren schienen immer zu horchen, als wenn sie sich wie die eines Tieres spitzen und bewegen könnten.

Er trug Fiedel und Bogen unter dem Arm, mischte sich mit sachten Schritten in die Gesellschaft und begrüßte diesen und jenen mit leiser, meckernder Stimme. Die meisten der jungen Männer behandelten ihn kühl, beinahe verächtlich, aber die Mädchen zeigten Freude über sein Kommen, weil sie wußten, was sie von seiner Fiedel erwarten durften. Am vertrautesten schien er mit Wilm Steinecker und dessen Schwester zu sein, die beiden Gersbacher aber und Ammerie mied er und warf nur einen forschenden Blick auf Trudi.

„Was ist denn das für ein widerlicher Mensch?“ fragte diese.

„Widerlich ist viel zu wenig gesagt von dem alten Taugenichts,“ antwortete Ammerie. „Es ist ein mit allen Hunden gehetzter, höchst gefährlicher Schwatzgesell, der hier allerwegen herumstreicht und mit einer verschlagenen Geheimniskrämerei sein unstetes Wesen treibt. Nur zu uns auf den Abtshof wagt er sich nicht, denn er haßt meinen Vater grimmig. Warum, sag ich dir ein andermal. Übrigens ist er dem Schneckenkaschper sein Großvater.“

„Der arme Junge!“ sprach Trudi.

Hammichel schlich katzenhaft zwischen den Spinnstubengästen einher und mußte von den Burschen manche derbe Anzüglichkeit hören, die er entweder mit einem

biſſigen Witz oder nur mit einem ſtechenden Blicke quittierte. Endlich blieb er neben Mutter Steinecker ſtehen, die wie eine alte Glucke ſchläfrig an der Wand ſaß und dem Treiben des jungen Volkes ſtumpfſinnig zuſchaute. Mit ihr hielt er einen langen Schnickſchnack, bis ihm Jakobine ungeduldig zurief: „Hammichel, ſtimme deine Fiedel! wir wollen eins ſingen.“

„Ja, gern! aber erſt gönnt mir einen Trunk,“ bat er mit kläglichem Tone, „mir iſt die Kehle knochentrocken.“

„Du ſollſt ja nicht mitſingen, alter Geigenbuckler!“ höhnte Hubert Lingenfelder. „Wir brauchen dein Rabengekrächz nicht, deine Fiedel kratzt ſchon gerade genug.“

„Daß ſie dir nur nicht einmal zum Tanz mit den vier Winden aufſpielen muß, wenn dich die Raben am eichenen Kirſchbaum umkrächzen!“ gab ihm Hammichel ſchlagfertig zurück.

„Dazu kann's nicht kommen,“ fiel Steffen Gersbacher ein, „denn vorher hängen wir dich ſelber in der Herberge zu den drei Säulen draußen vor der Holzpfort.“

Alle lachten und freuten ſich, daß der ſchäbige Wicht ſo gut abgetrumpft war. Ferdinand Klinkmüller aber, auch ein Winzersſohn, erbarmte ſich des Alten und ſagte: „Komm her, Gimmeldinger! ich löſch dir deinen elenden Durſt.“

Im Hintergrunde der Diele ſtand ein Tiſch mit einem ſteinernen Weinkruge und plumpen, grünlichen Gläſern, aus denen die Burſchen tranken und auch ihren herzallerliebſten zuweilen einen Schluck darbrachten. Hier ſchenkte Ferdinand ſeinem Schützling ein und reichte ihm das Glas mit dem Kredenzgruß: „Da! ſauf, was du ſelber zuſammengebraut haſt, und wohl bekomm's!“

„Vergelts Gott!“ ſagte Hammichel, koſtete bedächtig, ſchnalzte mit der Zunge und murmelte vor ſich hinnickend:

„Hat geholfen, macht ſich hübſch neutral, nur ein bißchen ſeifig und brenzlich; das nächſte Mal weniger Schwefelſäure nehmen.“ Dann wandte er ſich zu den Mädchen: „So! jetzt will ich ſpielen; was wollt ihr ſingen?“

Sie ſtritten hin und her darüber und konnten ſich nicht einigen. Er wartete jedoch ihre Entſcheidung nicht ab und ſetzte den Bogen an mit feſtem Strich, worauf der Chor der Burſchen und Mädchen ſofort einfiel. Es war eine getragene Weiſe und klang gut, denn ſie kannten das Lied, und Hammichel ſpielte tadellos, hielt die Melodie und gab ſicher den Takt an.

Es ſaß eine junge Spinnerin
Am Rocken bis Mitternacht,
Das Rad lief um, die Zeit ging hin,
Sie hat gefragt und gedacht:
Wann wird der Faden, ſo glatt und fein,
Wohl das Gewebe fürs Brauthemd ſein?
Wie lange noch muß ich ſpinnen
Zu meinem Hochzeitlinnen?

Sie ſchaffte, daß ihr die Spindel flog,
Und harrte jahrein, jahraus
Auf einen, der in die Fremde zog,
Noch immer nicht kam nach Haus.
Was ſäumſt du, Liebſter? o kehre zurück,
Mein Hoffen und Sehnen, mein Traum und mein Glück!
Schon häuft ſich das Garn in der Truhe,
Mein Herz, das findet nicht Ruhe.

Kein Wandergeſell blieb am Fenſter ſtehn
Und bracht' ihr weither einen Gruß,
Sie hörte ſo manchmal die Türe gehn,
Nie trat auf die Schwelle ſein Fuß.
Haſt du mich vergeſſen im fernen Land,
Du, der ſich mir feſt gelobt in die Hand?
So lange du lebſt auf Erden,
Kannſt du nicht untreu werden.

Nun endlich ein Brief, von ihm eine Spur!
Ihr war's wie ein Sonnenſtrahl;
Doch als ſie geleſen zwei Zeilen nur,
Da wurde ſie aſchefahl.
„Uns ſcheidet auf ewig, was mir geſchehn,
Ich kann dir nicht mehr in die Augen ſehn.“ —
Tief in ſich hat ſie's verſchloſſen,
Still ſind ihre Tränen gefloſſen.

Nach dem Liede trat eine Stille ein, denn der Ernſt in dem eben Geſungenen hielt eine Weile vor. Allmählich aber verflog die ſanfte Rührung bei den jungen Leuten, und ſie verlangten etwas Luſtiges. „Was ſoll es ſein?“ fragte Hammichel, „das von den Rockenbriefen?“ „Jaja! die Sprüchlein auf dem Rockenbrief,“ riefen ſie und lachten. Da fing der Alte wieder an zu fiedeln, und ſie ſangen nun in einem heiteren Tone.

Die Sprüchlein auf dem Rockenbrief,
Der lieblich ſchmückt die Kunkel,
Sind lehrhaft und gedankentief,
Doch manchmal etwas dunkel.
Hier ſteht geſchrieben: „Niemals laß
Mit Worten dich berücken,
Zur Sünde ſind's die Brücken.“
Sagt, was bedeutet das?

Auf dieſem heißt es: „Jeden Schritt
Sollſt wohl du überlegen,
Weil lauernd als Verſucher tritt
Der Böſe dir entgegen.“
Der Böſe kann es nimmer ſein,
Mit dem ich abgekartet,
Daß er am Kreuzweg wartet
Zum trauten Stelldichein.

„Kind, hüt' dich vor dem erſten Kuß,
Dem einen folgen viele,
Wer einmal A geſagt, der muß
B ſagen auch beim Spiele.“

Sollt' ich das ganze Alphabet
Durchbuchſtabieren müſſen
Mit fünfundzwanzig Küſſen,
Gott weiß, wie gern ich's tät.

„Schau, daß die Milch nicht überkocht,
Verſalze keine Suppe
Und ſchnäuze nicht am Kerzendocht
Spitzfingerig die Schnuppe.
Nimm keine Nadel in den Mund,
Näh tages um die Wette
Und bete nachts im Bette
Die Todfeindin geſund."

So warnen einen ſtreng und ſcharf
Die Sprüche wie nach Noten,
Was hier man ſoll und da nicht darf,
Das Beſte wird verboten.
Drum wer ſie nicht begreifen kann,
Die Rockenweisheit, ſpinne
Sein Garn nach eignem Sinne
Und kehre ſich nicht dran.

Nun mußte Hammichel ſeine Geige wieder ſtimmen, und als er dies getan hatte, machte er ein kurzes Vorſpiel, aus dem alle ſogleich hörten, was jetzt folgen ſollte. Es war ein neckiſcher Zwiegeſang. Die Mädchen fingen mit der erſten Strophe an, die Burſchen antworteten ihnen mit der zweiten und ſo abwechſelnd weiter; nur die letzte Strophe ſangen Burſchen und Mädchen zuſammen.

Komm mir nicht ſo dicht ans Rad,
Winzerbub, du kecker!
Wär um jedes Wort mir ſchad
Mit dir dreiſtem Schlecker.
Schielſt nach allen Mädchen hin,
Blonden oder braunen;
Denkſt, daß ich willfährig bin
Deinen raſchen Launen?

Ach, du liebe Unſchuld du,
Nur nicht gar ſo ſpröde!
Augelſt ſelbſt uns Burſchen zu,
Biſt auch ſonſt nicht blöde.
Mädels ihr, an Liſten reich,
Dünkt euch Herzbezwinger,
Glaubt, ihr hättet Schätze gleich
Zehn an jedem Finger.

Leicht und luſtig iſt die Kunſt,
Euch ins Garn zu locken,
Und mit einem Schein von Gunſt
Fängt man euch zu Schocken.
Doch wir haben kein Begehr,
Dingfeſt euch zu machen,
Laufen nicht euch hinterher,
Drehn uns um und lachen.

Eifrig jagt ihr früh und ſpat,
Einen Mann zu kriegen,
Möchtet jedem, der euch naht,
In die Arme fliegen.
Das Geſpinſt doch, das ihr ſchlingt,
Iſt zu ſchwach gewunden,
Und kein Wild, das euch umſpringt,
Wird damit gebunden.

Alſo wollen wir uns auch
Keine Treue ſchwören,
Wollen uns nach flottem Brauch
Kurz nur angehören.
Heute koſen der und die
Und zwei andere morgen,
Wozu beide, er und ſie,
Sich die Liebe borgen.

Kaum daß auch dieſes Lied verklungen war, klatſchte Guſtel Breitinger in die Hände und rief: „Genug mit dem Singſang! jetzt wird getanzt! Rocken und Stühle weg! Hammichel, hupp! auf die Tonne!“

Im Nu war alles beiſeite geräumt, vier ſtarke Arme packten Hammichel und hoben ihn auf die Tonne, die zu dem Zwecke ſchon bereit geſtellt war. Dann, ſobald ſeine Fiedel erklang, umfaßte Guſtel ihren Schatz und wirbelte mit ihm herum, während andere Paare den Spuren des erſten folgten.

Jakobine hatte ſich ſofort Franzens bemächtigt und ihn, er mochte wollen oder nicht, in den Strudel hineingezogen. Als er dreimal die Runde mit ihr gemacht hatte, trennte er ſich von ihr und forderte Trudi auf.

„Ich danke dir, Franz!“ ſprach ſie, „aber ich tanze nicht.“

„Du tanzt nicht?“ fragte er verwundert, „warum denn nicht?“

„Ich kann nicht tanzen, hab's nicht gelernt.“

„Was iſt da groß zu lernen? Unterricht von einem Tanzmeiſter haben wir alle nicht gehabt, das gibt ſich von ſelbſt.“

„Bei mir nicht,“ erwiderte ſie, „ich habe nie getanzt, habe keine tanzfrohe Jugend gehabt.“

Sie ſagte das mit ſo ernſtem Ton und einem ſo traurigen Blick, daß er wohl ahnte, wie es daheim in ihrem Leben ausgeſehen haben mochte. „Laß mich's dir beibringen, Trudi!“ bat er inſtändig, „es iſt nicht ſchwer, und ich tät es ſo gern.“

„Vielleicht nimmt ſich Ammerie meiner an und lehrt es mich,“ entgegnete ſie lächelnd, „und ſobald ich's kann, ſollſt du der erſte ſein, mit dem ich's verſuchen will.“

„Soll ein Wort ſein, Trudi! In der Weihnachtsrockenſtube bei uns tanzen wir zwei miteinander, gelt?“

Sie drückte ihm die Hand, und er verließ ſie. Nun klopfte ihm das Herz doch.

Auch anderen Burſchen verſagte ſie ſich, und darum fühlte ſich keiner beleidigt, zumal ſie den Grund ihrer Weigerung errieten.

Steffen tanzte am meiſten mit Ammerie und flüſterte

ihr dabei beſtändig etwas zu, was ihr zu gefallen ſchien, denn ſie lächelte glücklich.

Die Freude dauerte noch ſo lange, bis Adam Steinecker aus der Trinkſtube beim Kronenwirt nach Hauſe kam, denn dies war das Zeichen, daß es mit der Spinnſtube für heute ein Ende hatte, denn die Mitternacht war nahe.

Alle brachen auf und begaben ſich, meiſt zu zweien geſellt, auf den Heimweg. Franz geleitete Trudi und Ammerie, weil er nicht wollte, daß ſich ein anderer an Trudi heranmachte. Jakobine war mit den ſich verabſchiedenden Gäſten vor das Tor getreten, um auszuſpionieren, mit wem er gehen würde. Und richtig! dachte ſie's doch! mit der Würzburgiſchen ging er, — mit der, die noch nicht einmal tanzen konnte! „Na warte! das will ich dir anſtreichen," grollte ſie.

Aber auch Trudi ſah, wie die einzelnen Pärchen, zärtlich umſchlungen, ſich im Dunkel der Nacht verloren, und dachte: nun küſſen ſich die, und im nächſten Winter tun es wieder andere.

Als Franz die beiden Mädchen nach dem Abtshofe gebracht hatte und ſie ſich oben in ihrer Kammer entkleideten, fragte Trudi: „Kannſt du ſchon ſchlafen, Ammerie?"

„Ich? und wie!" lachte Ammerie, „wenn ich alles ſo gut könnte wie ſchlafen, würde meine Mutter ſehr zufrieden mit mir ſein. Willſt du noch was?"

„O nichts Beſonderes," ſagte Trudi, „ich möchte nur wiſſen, warum der garſtige Menſch, der Hammichel, deinen Vater haßt."

„Das — erzähl ich dir morgen," erwiderte Ammerie gähnend, „jetzt gute Nacht! ſchlaf wohl!"

Aber Trudi konnte noch lange nicht einſchlafen; ihr kam einer nicht aus den Gedanken, mit dem ſie ſo gern getanzt hätte.

Sechstes Kapitel.

Anderen Tages saßen Ammerie und Trudi bei einer Näharbeit, während Frau Madlen ein paar notwendige Gänge im Städtchen zu tun hatte, und sprachen über den gestrigen Spinnstubenabend.

„Du wolltest näheres über den alten Schubiack, den Hammichel wissen," brachte Ammerie die Rede auf diesen „also laß dir erzählen."

Er ist früher ein Spielmann gewesen, was er ja so nebenbei noch ist, und hat mit einer Bande Fahrender, Männer und Weiber, vieler Herren Länder durchschweift. Auch verheiratet ist er gewesen und hat nach dem Tode seiner Frau seine einzige Tochter auf seine Kreuz- und Querzüge mitgenommen. Diese hat ihm, als sie starb, ein kleines Kind hinterlassen, unsern Schneckenkaschper, von dessen Vater man nichts weiß. Da hat der Alte sich des armen verwaisten Wurmes angenommen, ist in Gimmeldingen hängen geblieben und hat den Jungen notdürftig aufgezogen, und dies ist das einzige Lobenswerte, das man ihm nachsagen kann. In Gimmeldingen, wo er bis vor etwa acht Jahren wohnte, hatte er seinen Unterhalt durch Aufspielen zum Tanz, weit mehr

aber auf eine andere Weise erworben, von der du jetzt hören sollst.

Unter den Spielleuten ist ein verdorbener Apotheker gewesen, der sich für einen Alchimisten, so eine Art Goldmacher und Schwarzkünstler ausgab und Kenntnis von allerhand Geheimmitteln, Mixturen, Kräutersäften und Wunderkuren hatte. Diese anrüchige Kunst und Wissenschaft hat Hammichel von dem verlotterten Apotheker gelernt und, was meinst du wohl, wozu benutzt? — zum Zurechtdoktern und Fälschen des Weines und zwar mit einem für ihn sehr vorteilhaften Erfolg. Viele Winzer ließen sich von ihm beschwatzen, seine Mittel zu probieren, überzeugten sich, daß der mit ihnen behandelte Wein mehr Gehalt und einen besseren Geschmack bekam, also auch einen höheren Preis erzielte, und strichen gern den unsauberen Profit ein, den Quacksalber nicht schlecht dafür belohnend.

Dieses schändliche Gewerbe hat er Jahre lang betrieben, bis es den Ehrlichen und Rechtschaffenen unter den Gimmeldingern doch endlich zu arg wurde. Durch Brotneid und Verrat kam die Sache an den Tag, es entstanden die bittersten Feindschaften, und Hammichel, dem der Boden unter den Füßen zu heiß wurde, mußte das Feld räumen. Nun verschwand er mit seinem Enkel auf lange Zeit aus der Gegend, und es wuchs Gras über der Geschichte. Plötzlich tauchte er hier in Wachenheim auf, wo niemand ihn und seine Vergangenheit kannte und ihn anfangs auch niemand beachtete. Aber auch hier wußte er sich bald in das Vertrauen der Winzer einzuschleichen und begann hier damit, womit er in Gimmeldingen aufgehört hatte. Als mein Vater von dem Unfug Wind bekam, tat er das seinige, dem Fälscher das Handwerk zu legen und redete den Weinbauern

ins Gewiſſen. Sie ſollten ſich ſchämen, die edle Gottesgabe, die ſie mit ſchwerer Arbeit und ſaurem Schweiß dem Boden abrängen, auf nichtswürdige Weiſe zu verfälſchen und ihre Abnehmer, die für ihr gutes Geld einen reinen, geſunden Trank haben wollten, mit vermanſchtem Schund, der das Faß nicht wert wäre, in dem ſie ihn zuſammenbrauten, jämmerlich zu betrügen. Das ginge gegen ihre eigene Ehre wie gegen die Ehre unſerer geſegneten Pfalz, deren Ruf zu wahren und hoch zu halten ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit wäre. Das ſchlug ein; viele der Betörten nahmen ſich die Vorhaltungen ihres Bürgermeiſters zu Herzen, fielen von dem Weinverderber ab und wieſen ihm die Tür. Andere aber, zu denen auch Steinecker gehört, blieben ſeine treuen Kunden und manſchen heute noch mit ſeinen ſchauderhaften Mitteln."

„Was ſind denn das für wunderbare Mittel?" unterbrach Trudi den Bericht Ammeries.

„Ja, das weiß der Himmel oder wohl noch beſſer der Teufel, der dem Panſchmichel bei ſeinem maledeiten Hokuspokus die Hand führt," ſagte Ammerie. „Er hütet ſich wohl, ſich von irgendeinem Menſchen in die Karten gucken zu laſſen. Das meiſte wird wohl das Waſſer dabei tun müſſen, aber um die Verdünnung zu verdecken, bedarf es allerlei ſtarker, ſcharfer oder ſüßer und wohlriechender Zuſätze. Er ſtöbert beſtändig in den großen Wäldern der Haardt und des Weſtrichs umher, wo das Eichhörnchen ſieben Meilen weit durch die Bäume ſpringt, und ſucht Kräuter, Beeren, Samen und Wurzeln, deren Wirkung nur er kennt. In ſeiner Behauſung bei Merten Sachendag ſollen unzählige Töpfe, Büchſen und Gläſer mit Flüſſigkeiten, Pulvern und Latwergen ſtehen.

„Nun wirſt du begreifen," ſchloß Ammerie, „daß Hammichel meinen Vater auf den Tod haßt, ihn verklatſcht und verleumdet, die Bürger gegen ihn aufhetzt und ihm dadurch nicht wenige von ihnen zu Feinden macht."

„Und dieſen niederträchtigen Menſchen duldet ihr in den Spinnſtuben und laßt euch von ihm zum Tanz aufſpielen?" fragte Trudi.

„O er darf nicht in alle Spinnſtuben kommen," erwiderte Ammerie, „zu uns, zu Gersbachers und mehreren anderen nicht. Aber was ſollen wir denn machen, wenn wir tanzen wollen? er iſt der einzige Spielmann im Ort, und tanzen wollen wir doch."

„Jaja!" nickte Trudi und ſann über Ammeries letzte Worte ein paar Minuten lang nach. Dann fing ſie an: „Da wir gerade vom Tanzen ſprechen, — ich hab eine Bitte an dich, Ammerie. Ich kann nicht tanzen, weil ich zu Hauſe bei uns keine Gelegenheit dazu hatte. Aber ich möcht es gern lernen, — hab's einem verſprochen, — der Franz wünſcht es," ſtieß ſie hervor, feuerrot bis zur Stirn hinauf.

„Ah, der Franz wünſcht es!" lächelte Ammerie verſchmitzt, „ja natürlich, da mußt du's lernen. Der Franz verſteht ſich vorzüglich aufs Tanzen, der kann's dir leicht beibringen."

„Er hat ſich auch dazu erboten, aber das geht doch nicht, das würde auffallen und Redereien geben," ſprach Trudi. „Ich dachte mir, du könnteſt's mich lehren, Ammerie, wenn du willſt."

„Gewiß, gern! aber weißt du, Trudi, zwei Mädchen miteinander, das hat keine rechte Art," meinte Ammerie. „Man muß mit einem Buben tanzen, der führt einen ſicherer und hält einen feſter. Paß mal auf, wie

feſt dich der Franz halten wird!“ fügte ſie mit einem fuchsſchlauen Blick hinzu. „Ich will dir was ſagen: anfangen werd ich's mit dir; da gehen wir auf den Söller hinauf, wo uns kein Menſch hört und ſieht, und wenn du ſchon ein bißchen was kannſt, dann muß der Franz kommen und helfen; laß mich nur machen!“

„O du biſt lieb und gut!“ rief Trudi, ſprang auf, umhalſte Ammerie und gab ihr einen herzhaften Kuß.

„Ach! wenn ich jetzt der Franz wäre!“ lachte die Schelmin.

Da kriegte ſie ſchnell noch einen, damit ſie nur aufhören ſollte zu ſticheln. —

Es war voller Winter geworden. Das Gebirge und die Ebene waren mit Schnee bedeckt, auf dem ſich hie und da die Fährte eines Wildes zeichnete und über den hungrige Krähen mit trägem Flügelſchlage hin und wiederzogen. Die Bäume und Sträucher prunkten mit einem märchenhaften Schmuck von ſilberglitzerndem Rauhreif, und von den Dächern der Häuſer hingen lange Eiszapfen. In den Kellern aber gärte der Moſt und fing an ſich langſam zu klären. Dabei war nichts zu tun, dieſen Werdegang zu beſchleunigen; man mußte dem Weine Ruhe laſſen und hatte nun Muße, ſich auf das liebe Chriſtfeſt vorzubereiten, dem die Alten und die Jungen freudig entgegenſahen, wozu ſie ja in Anbetracht der großen Zahl gefüllter Fäſſer alle Urſache hatten.

Zu dieſen Vorbereitungen, die ſelbſtverſtändlich ſtreng geheim gehalten wurden, gehörte auf dem Abtshofe die ſeltſame, oft wiederkehrende Tatſache, daß Trudi und Ammerie zum Söller hinaufſchlichen und ſich dort einſchloſſen. Und noch ſeltſamer war, daß Franz häufig dazu kam und den Mädchen bei ihrem verſteckten Tun Hilfe leiſtete. Die übrigen Armbruſters konnten ſich keine

Vorstellung davon machen, was die drei dort oben zu schaffen hatten und was das eigenartige, taktmäßige Geräusch, ein Rascheln, Schlurfen und Stampfen, das sie dann hörten, zu bedeuten hatte.

Als nun der Weihnachtsabend herangekommen war und jedem im Hause ein paar hübsche, brauchbare Dinge beschert wurden, fand sich nichts, gar nichts, was auf dem Söller zusammengebastelt sein konnte. Da nahm sich Madlen die beiden Mädchen vor und sprach: „Nun sagt mir doch, was in aller Welt ihr da oben für einen Spuk getrieben habt."

Trudi wagte nicht, ihrer Base ins Gesicht zu sehen. Ammerie aber flunkerte unverfroren drauf los: „Ach, Mütterle, 's ist jammerschad, daß nichts draus geworden ist; die Katz hat's geholt, oder der Marder ist's gewesen, und ich sag's dir auch nicht, was wir ausgeheckt hatten; wirst schon selber bald genug dahinter kommen."

Madlen schüttelte den Kopf, schwieg aber zu der ganz unglaublichen Ausrede von der diebischen Katz oder dem Marder und traute ihrer anschlägigen Jüngsten, sobald es sich um dumme Streiche handelte, das Menschenmögliche zu.

Nach zwei Tagen schon sollte der Schleier von Ammeries Geheimnis zur größten Überraschung aller nicht Eingeweihten gelüftet werden.

Am zweiten Feiertage fand, wie alljährlich, im Hause Gersbachers der glänzendste Spinnstubenabend des ganzen Winters statt. Es war eigentlich ein wohlausgerüstetes Fest und das Spinnen völlig Nebensache dabei. Die Rocken und Haspel waren zwar von den Mädchen mitgebracht und wurden auch für kurze Zeit in Tätigkeit gesetzt, aber nur, um auch für diese Überschreitung des

herkömmlichen wenigſtens den Namen Spinnſtube zu retten. Frau Agnete Gersbacher ließ an leckeren Gerichten auftragen, was die in der Diele gedeckten Tiſche faſſen konnten, und hatte eine Unmenge Weihnachtskuchen gebacken. Der Bauer aber wollte zeigen, was ſein Keller zu liefern vermochte, und gab eine Sorte eigenen Gewächſes nach der andern zum beſten. Zum Aufſpielen hatte er vier Muſikanten aus Neuſtadt kommen laſſen, weil er Hammichel nicht in ſeinem Hauſe haben wollte.

Während des Schmauſes wurden ein paar Lieder geſungen, und dann, nachdem die Tiſche entfernt waren, erklangen Fiedel, Bratſche, Klarinette und Flöte, und der Tanz begann.

Wie es ihm als älteſtem Sohn des Gaſtgebers gebührte, eröffnete Franz den Reigen und zwar mit Trudi. Trudi konnte mit einem Male tanzen, und wie tanzte ſie! Da fiel es Madlen wie Schuppen von den Augen; nun wußte ſie; was oben auf ihrem Boden ſo oft gerauſcht, geſchleift und getrappt hatte. Franz und ihr ſpitzbübiſcher Neſthaken, die Ammerie, hatten Trudi Tanzſtunde gegeben, und der Erfolg war ein großartiger. Alle, die ſie in der Spinnſtube bei Steinecker hatten ſitzen und die Achſeln zucken ſehen, wenn einer der Burſchen ſie aufforderte, waren höchſt erſtaunt und riefen dem ſchönen Paare, das ſich ſo ſtolz und ſicher im Kreiſe ſchwang, lauten Beifall zu, nur eine nicht. Jakobine wurde rot und weiß vor Ärger, und ihre Augen ſchoſſen lodernde Blitze auf die beiden.

Den ganzen Abend blieb Trudi die von Franz auffällig Bevorzugte, was Jakobine dermaßen aus den Fugen brachte, daß ſie fort wollte und nur mit Mühe zum Bleiben zu bewegen war, um Aufſehen zu vermeiden.

Nun aber wollte ſie dem Abtrünnigen auch zeigen, daß ihr ſein verletzendes Betragen durchaus gleichgültig wäre, tanzte wie raſend, lachte und kreiſchte und war die Übermütigſte und Ausgelaſſenſte von allen.

Frau Agnete billigte zwar das Verhalten ihres Sohnes gegen die ſo ſichtlich von ihm Vernachläſſigte nicht, aber die Entdeckung, die ſie dabei machte, war ihr doch keineswegs unlieb, denn Jakobine hatte nicht erſt heute, ſondern ſchon öfter das Mißfallen der klugen Frau erregt, der das ſchlecht erzogene, ſich unſchicklich benehmende Mädchen keine willkommene künftige Schwiegertochter war. Nun erkannte ſie, daß auch Franz nichts mehr von Jakobine wiſſen wollte, und um zu erkunden, ob die Armbruſter'ſche Verwandte ſeiner unverhohlenen Neigung würdig wäre, knüpfte ſie in den Tanzpauſen mehrmals eine Unterhaltung mit ihr an. Auch bei der ihr befreundeten Madlen ſtreckte ſie leiſe taſtende Fühlfäden nach deren Nichte aus, und die Ergebniſſe dieſer Erforſchungsverſuche fielen durchaus zu Agnetens Zufriedenheit aus.

Als der Tanz ſchon flott im Gange war, erſchien Junker Ulrich von Remchingen, der Sohn des Reichsfreiherrn, der ſich öfter zu den Spinnſtuben einfand, wie dies einſt auch ſein Vater getan hatte. Der ſich frei in dieſem Kreiſe Bewegende, ein junger Kavalier mit anſprechenden Zügen und dunkeln, feurigen Augen, war kein Spielverderber, ein gewandter Plauderer und vorzüglicher Tänzer. Bei allen Mädchen hatte er einen Stein im Brett, und ſie ließen ſich je toller je lieber den Hof von ihm machen. Die Mütter aber verdoppelten dann ihre Wachſamkeit über die für ſeine Huldigungen ſehr empfänglichen Töchter, denn er ſtand in dem Rufe, ein gefährlicher Herzensfänger zu ſein, dem für ein luſtiges

Abenteuer unter vier Augen auch eine hübſche Bauerndirn durchaus nicht zu gering deuchte.

Er wurde von allen Seiten höflich begrüßt und von den beim Weine ſitzenden älteren Männern mit einem Zutrunke geehrt, auf den er ihnen dankend Beſcheid tat. Aber zum Trinken war er nicht gekommen, tanzen wollte er. Nach einer flüchtigen Muſterung der hier vertretenen weiblichen Jugend ſchritt er ſofort auf Trudi zu und begann ein leichtes Geſpräch mit ihr. Aber ſeine Ausdrucksweiſe, ſein Ton, ſein Blick und die unerlaubte Kühnheit, womit er ſie dann beim Tanzen umfaßte, erweckten das Gefühl in ihr, daß ſie vor dieſem jungen Herrn auf ihrer Hut ſein müſſe.

Keinem der Mädchen kam er heute ſo gelegen wie Jakobinen, die mit ihm nun ihrem ungetreuen Franz die Spitze bieten wollte, um dieſen zur Eiferſucht zu ſpornen. Darum tat ſie, was ſie konnte, den Junker für dieſen Abend an ſich zu feſſeln, ſtellte ſich ihm in den Weg, wenn er ſich eine Partnerin ſuchte, lockte ihn mit verlangenden Blicken und drückte ſich ſchmiegſam feſt an ihn, wenn er mit ihr tanzte.

Franz durchſchaute ihre Abſicht und ſah ihr zuchtloſes Gebaren kühl und gelaſſen mit an. Für ihn war nur Trudi da, die in ſeinem Herzen ſchon hoch über jener Zudringlichen ſtand. Was ſie, die in ihrem ganzen Weſen ſo Beſcheidene und doch ſo Sichere, von ihm hielt, war ihm noch verborgen, nur daß ſie ihm freundſchaftlich zugetan wäre, nahm er für gewiß an, und Junker Ulrichs dreiſtes Werben um ihre Gunſt machte ihm keine Sorge.

In Trudi regten ſich ihr bisher völlig unbekannte Empfindungen. Bei dem heimlichen Tanzunterricht hatte Franz ihr noch deutlicher als in den Spinnſtuben ge-

zeigt, daß er ſie gern, ſehr gern hatte, und ſie ſelber fühlte ſich von einer tiefen Neigung zu ihm ergriffen, gegen die ſie jedoch ehrlich anzukämpfen ſuchte. Denn ſie konnte und wollte noch nicht daran glauben, daß ihr, der habe- und heimatloſen, das Glück zuteil werden ſollte, von einem Manne wie Franz Gersbacher geliebt und begehrt zu werden. Wie etwas Unmögliches dünkte ſie das. Und zu dieſem Zweifel geſellte ſich noch eine andere Betrachtung, die ſie warnte und ängſtigte. In jedem Winter haben die Burſchen und Mädchen hier eine neue Liebſchaft, hatte ihr Ammerie geſagt. Wie, wenn das mit Franz auch ſo käme, daß er eine Zeitlang mit ihr tändeln und koſen wollte und vor Ablauf eines Jahres ihrer überdrüſſig würde? Das ertrüge ſie nicht. Zwar traute ſie gerade ihm ſolche Flatterhaftigkeit nicht zu, aber wer oder was bürgte ihr dafür, daß er allein von dem Brauch abwich und beſtändiger war als alle anderen?

Wie glücklich war ſie, wenn ſie beim Tanz in ſeinem Arme dahinflog, von ihm geführt und gehalten, ſo nahe, daß ſie den Hauch ſeines Atems in ihrem davon erzitternden Haare ſpürte, oder wenn er ihr ſo tief und innig in die Augen ſah, als wollte er mit dem Blicke ſeine Seele in die ihre tauchen! War das nicht Liebe?

Wenn ſie ſich das alles überlegte und durchdachte, dann preßte ſie die Hand auf die wogende Bruſt: ſchweig ſtill, du da drinnen! —

Die Wintermonate gingen dahin, die Tage wurden länger und mit dem beginnenden Frühjahr gab es wieder Arbeit in den Wingerten. Die Spinnſtuben wurden nicht mehr ſo regelmäßig abgehalten wie bisher, denn faſt aller Flachs war aufgeſponnen, und das Garn lag, zu Strähnen gebunden, in den Truhen, zum Verweben

bereit. Nur eine Kunkel, kaum halb voll, mußte man ſich für die letzte Spinnſtube, die ſtets beim Bürgermeiſter auf dem Abtshofe ſtattfand, noch aufbewahren. Trotzdem wurde über Franz und Trudi unabläſſig geklatſcht und gezi[illegible]ſchelt. Daß der Gersbacherſohn mit der Steineckertochter in Verſpruch war oder dieſer doch endlich bald zu erwarten war, dagegen hatte niemand etwas einzuwenden, denn beide waren Wachenheimer Kinder, und ihre bevorſtehende Verbindung wurde als etwas betrachtet, das ganz in der Ordnung war. Daß ſich Franz aber allem Anſchein nach eine Zugewanderte, die nicht einmal eine Pfälzerin war, nehmen wollte, das war nicht in der Ordnung, das empörte die Wachenheimer Mädchen, die ihn, obſchon die meiſten ihn am liebſten ſelber zum Manne gehabt hätten, wohl jeder Einheimiſchen, aber nicht einer Fremden gönnten. Nun hatten ſie plötzlich dieſes und jenes an ihr auszuſetzen, häkelten und mäkelten an ihr herum, und die neidiſchſten unter ihnen zogen auch am gehäſſigſten über ſie her. Andere jedoch verteidigten ſie und ſuchten ihre guten Eigenſchaften in das hellſte Licht zu ſtellen. So entſtanden Parteien, erſt unter den Mädchen und dann auch unter den Burſchen, denn auch unter ihnen gab es einige, die Franz grollten, weil er Trudi ſo für ſich in Anſpruch nahm, daß ſie für alle übrigen faſt unnahbar wurde.

Franz und Trudi hörten nichts von dem Geſchwätz oder kehrten ſich nicht daran. Zwiſchen ihnen ſchwebte etwas Unausgeſprochenes, keuſch Verſchleiertes, was ſie wie ein ſegenſpendender Zauber nah und fern umwob. Das wußten ſie beide, das ſagte ihnen jeder Blick und jeder Handdruck, die ſie untereinander tauſchten. Jeden verlangte danach, ach! nur ein kleines Zeichen der Liebe

geben oder empfangen zu dürfen, aber keiner wagte ſich damit hervor in der Unſicherheit, wie der andere eine Berührung des tief und ſcheu in ihm Verſchloſſenen aufnehmen würde. Es war ein teils wonniger, teils qualvoller Zuſtand, das, was in jedem drängte und ſtürmte, gewaltſam zurückhalten und eindämmen zu müſſen und mit all der Sehnſucht im Herzen ſich keine Andeutung darüber entſchlüpfen zu laſſen. Aber in dem Geheimnis lag für beide etwas ſo Beſeligendes, daß ſie ſich dieſes ſtille Hoffen und Wünſchen mit keinem lauten Worte enthüllen und entweihen wollten. In Trudis Bruſt aber wohnte ein Glück ohne Maß und ohne Ziel, das all ihr Fühlen und Denken füllte und ihrem Daſein einen neuen, nie geahnten Inhalt gab. —

Endlich kam der Kehraus, die letzte der Spinnſtuben, die bei Armbruſters den Schluß dieſer Winterfreuden machen ſollte. Geſponnen wurde nicht viel mehr dabei und, obwohl genug Mädchen und Burſchen erſchienen waren, auch nicht getanzt, weil kein Spielmann da war, denn von Hammichels Zutritt zum Abtshofe konnte ja keine Rede ſein. Chriſtoph hatte einen Kreis vertrauter, trinkfeſter Freunde um ſich verſammelt, denn heute ſollte, wie ſtets bei dieſer Gelegenheit, zum erſten Male der Neue gemeinſchaftlich geprobt werden, wozu auch von anderen der anweſenden Winzer einige Sorten ihrer Gewächſe beigeſteuert wurden. Von der Familie Steinecker war niemand zugegen, auch Jakobine nicht.

Als die Gersbacher zum Abtshofe kamen, trafen ſie vor dem Tore den Schneckenkaſchper, der da herumſtrich und neugierig in den Hof hineinſpähte.

„Schneckenkaſchper, du hier? biſt du auch zur Spinnſtube beim Bürgermeiſter geladen?“ fragte Steffen.

„— Nein,“ ſtotterte Kaſpar, beſchämt, beim Lauern

ertappt zu ſein, „ich — ich wollte bloß ſehen, wer alles da wäre.“

„Wo haſt du denn deinen Patz?“

„Im Ziegenſtalle. Da muß ich ihn einſperren, wenn ich ihn nicht mitnehmen kann. Großvater will ihn im Hauſe nicht haben; er kann ihn nicht leiden,“ klagte der Junge.

„Geh mit, Kaſchper! wirſt ſchon recht kommen, es wird dich niemand fortweiſen,“ ſagte Franz, weil er wußte, daß er Trudi, die den Jungen lieb hatte, eine kleine Freude bereitete, wenn er ihn mitbrachte.

Gern ſchloß ſich Kaſpar an und wurde freundlich aufgenommen. Ammerie empfing ihn mit den Worten: „Kommſt grade recht, Kaſchper! kannſt uns einſchenken helfen.“

„Ja, ja, das will ich,“ erwiderte Kaſpar, „aber mein Großvater darf's nicht wiſſen, ſonſt ſchlägt er mich.“

„Nein, hab keine Angſt; der ſoll's nicht erfahren, daß du hier warſt,“ ſprach Trudi und ſtreichelte ihm zärtlich ſeinen Strubbelkopf.

Bald ſaßen die Mädchen an den Spinnrocken, die nur dürftig mit Flachs verſehen waren, und die älteren Männer beim Wein, den ſie mit dem Ernſt gewiegter Kenner koſteten, ſachverſtändige Urteile über ihn abgebend, deren treffendſtes ſtets Lutz Hebenſtreit mit ſeiner anerkannt feinen Küferzunge herausfand. Kaſpar waltete mit Trudi und Ammerie fleißig und geſchickt des Schenkenamtes, und der junge Wein erzeugte bald eine allgemein fröhliche Stimmung.

Franz verfolgte Trudi mit den Augen, wo ſie ging und ſtand, wie ſie ſich drehte und bewegte, den Krug ſchwenkte und die Gläſer füllte, und ſie machte ſich an dem Tiſche, wo er mit andern ſaß, ſtets länger zu ſchaffen

als eigentlich nötig war. „Du ſchenkſt mir zu oft ein, Trudi, das iſt gefährlich," ſprach er einmal, innig zu ihr aufblickend.

„Ich möchte gern wiſſen, wieviel du vertragen kannſt und wie dir ein kleiner Spitz zu Geſicht ſteht," erwiderte ſie lächelnd.

„O mit einem kleinen nehm ich's auf, aber einem großen geh ich aus dem Wege. Du glaubſt nicht, was ich, damit behaftet, zu tun imſtande wäre," ſagte er und drückte ihr dabei heimlich die Hand, die ſie ihm willig überließ.

Niemand hatte das geſehen als Chriſtoph Armbruſter, aber der behielt es für ſich und dachte in ſeiner Freude darüber: Glück auf, ihr beiden!

Steffen richtete es immer ſo ein, daß er gerade ausgetrunken hatte, wenn Ammerie in ſeine Nähe kam, damit ſie ihm wieder einſchenken ſollte, wobei es ohne luſtige Neckereien zwiſchen ihnen nicht abging.

Da begegnete es Trudi einmal, weil ſie ſtatt auf ihr Tun zu achten nach Franz hinblickte, Hebenſtreits Glas über den Rand voll zu gießen, daß der Wein auf den Tiſch floß. „Aber Trudi!" rief Lutz, ſie ſanft ans Kinn faſſend, „biſt ein Prachtmädel, aber einſchenken kannſt du noch nicht. Wein verſchütten bedeutet Unheil für den, der's tut. Weißt du das nicht?"

„Lutz, alter Kolkrabe!" fuhr ihn Chriſtoph an, der Trudi's Erſchrecken bemerkt hatte, „wie kannſt du dich unterſtehen, unſerer lieben Schenkin Unglück zu weisſagen! Man ſollte denken, du hätteſt ſchon zu viel und der Wein ſpräche aus dir."

„Im Wein iſt Wahrheit, Chriſchtoph," gab ihm Lutz zur Antwort, „und ich hab's, hol mich der Deibel! oft genug erlebt, daß es ſpäter eingetroffen iſt."

„Ach was! dummes Zeug, Lutz! Was soll denn eintreffen? Verrückter Küferaberglaube!“ riefen die anderen an seinem Tische.

„Ihr braucht nicht so zu brüllen,“ erwiderte Lutz. „Gut einschenken ist auch eine Kunst, die nicht jeder besitzt; da ließe sich noch viel drüber sagen.“

Franz, der von seinem nicht fernen Platze das alles gesehen und gehört hatte, war herangetreten und sprach, als er zu Worte kam, mißmutig: „Lutz Hebenstreit, Wein verschütten, wenn's nicht mit Absicht geschieht, ist keine Sünde und hat auch keine üblen Folgen. Das solltet Ihr doch aus Erfahrung wissen.“

„Meinst du, Fränzel?“ lachte Lutz. „Na, meinen Rüffel hab ich ja weg; nun schlagt das Faß zu!“

Zu Trudi sagte Franz: „Trudi, Meister Hebenstreit hat das nicht bös gemeint. Kehr dich an nichts und mach dir nichts draus!“

Trudi schwieg und ging etwas verstört davon, während Ammerie den Tisch mit einem Tuche trocknete. —

Spät erst trennte man sich. Der letzte Trunk, den die Alten hoben, galt dem künftigen Herbst, daß er so gut werden möge wie der vorige.

Als die beiden Mädchen oben in ihrer Kammer waren und Trudi schon im Bette lag, seufzte sie einmal schwer auf.

„Was ist dir?“ fragte Ammerie.

„Das Wort deines Paten Hebenstreit will mir nicht aus dem Sinn,“ erwiderte Trudi.

„Du bist nicht recht gescheit,“ sagte Ammerie. „Das war weiter nichts als eine seiner beliebten Uzereien.“

„Nein, nein, so klang es nicht; er machte ein ganz ernstes Gesicht dazu, und niemand lachte, als wenn es ein Witz gewesen wäre. Dein Vater aber verwies ihm streng sein trübseliges Prophezeien.“

„Und die anderen auch; sie kennen alle des alten Hageſtolzen loſes Mundwerk, das oft kaum zu bändigen iſt und wieder einmal mit ihm durchging. Davor brauchſt du dich nicht zu graulen.“

„Du redeſt mir meine Furcht nicht aus. Ich glaube an Vorbedeutungen, hab's mit der Muttermilch eingeſogen,“ ſprach Trudi. „Mir droht Unheil.“

„Schlaf deinen Rauſch aus!“ ſpottete Ammerie und löſchte das Licht.

Siebentes Kapitel.

Das Osterfest fiel dieses Jahr spät, und die Pfalz hatte schon herrliche Frühlingstage mit warmem Sonnenschein gesehen, die das Wachstum der Reben so gefördert hatten, daß die Augen an den Weinstöcken bereits zu Knospen schwollen. In der letzten Woche war das Wetter aber umgeschlagen und sehr veränderlich geworden. Regenschauer wechselten mit rauhen Winden, die über den Rhein herüberwehten und die Winzer in dieser für die Reben gefährlichsten Zeit mit Sorgen erfüllten. Fast jeder trat spät abends, ehe er sich zur Ruhe begab, noch einmal vor die Haustür, um nach dem Himmel zu sehen, ob Sterne blinkten, und zu spüren, aus welcher Richtung der Wind kam.

Sie hatten in Wachenheim einen Wetterpropheten, den die meisten zwar über die Achsel ansahen, von dem es aber hieß, daß er sich auch auf mancherlei übernatürliche Dinge verstehe und das Gras wachsen höre. Ihn forschten sie aus und folgten seinem Rat, denn seine Voraussagungen des Wetters hatten sich stets besser bewährt als die des weisesten Laubfrosches. Das war Hammichel von Gimmeldingen, von dem allerdings einige behaupteten, daß er seine Prophezeiungen nach Gunst

und Belieben verteile und dem einen Richtiges, dem andern Falſches ſage, je nachdem er mit dem Fragenden auf einem einträchtigen oder auf einem geſpannten Fuße ſtehe.

Aber Hammichel befand ſich auf einem Oſterausfluge, deſſen Weg und Ziel niemand kannte, ſelbſt nicht ſein Freund Merten Sachendag, bei dem er wohnte.

Die Freundſchaft war freilich nicht weit her. Schelſüchtige Neidhämmel waren ſie beide, gönnten ſich gegenſeitig nichts Gutes und zankten ſich häufig, konnten aber trotzdem nicht voneinander laſſen. Sachendag war in Wachenheim der erſte geweſen, dem Hammichel ſeine Künſte angeboten, der ſie mit einträglichem Ergebnis angewandt und dadurch den Ruf ſeines Einliegers begründet hatte. Dafür bediente ihn Hammichel ſtets mit beſonderer Sorgfalt, wie eine Hand die andere wäſcht, und das war es, was dieſes noble Paar von Biedermännern aneinander gebunden hielt.

Sachendag, ein ſchon betagter Witwer, dem eine weitläufige Verwandte die Wirtſchaft führte, hatte Hammichel im Erdgeſchoſſe ſeines Hauſes zwei dürftig eingerichtete Stübchen als Gegenleiſtung für die Panſcharbeit überlaſſen. In dem einen der beiden Stübchen ſtand ein kleiner Herd, auf dem der Alte ſeine Mixturen kochte; er nannte es deshalb ſein Laboratorium. In dem anderen, wo er ein kärgliches Bett zu ſeiner Verfügung hatte, ſchlief er. Kaſpar aber hauſte in einem abſeits gelegenen Kämmerlein und hatte dort zu ſeiner Nachtruhe einen Strohſack auf dem Fußboden mit einer zerlumpten Pferdedecke. Die gleichfalls unentgeltlich gelieferte Beköſtigung der beiden war äußerſt knapp bemeſſen und wäre für Kaſpar durchaus unzureichend geweſen, wenn ſich die mitleidige Wirtſchafterin des armen Jungen

nicht erbarmt und ihm manchmal ein paar heimliche Biſſen zugeſteckt hätte.

Einige Tage nach Oſtern kehrte Hammichel von ſeinem Ausfluge zurück und das in merkwürdig guter Laune. Seine erſten Fragen an Kaſpar waren: „Was habt ihr hier für Wetter gehabt? wie ſieht es in den Wingerten des Bürgermeiſters aus? hat kein Nachtfroſt ſeinen Reben den Garaus gemacht?“

„Weiß nicht, glaube nicht,“ erwiderte Kaſpar.

„Nicht? ſchade!“ murrte der Alte. Dann lachte er tückiſch vor ſich hin: „Jetzt hab ich ihn, jetzt faß ich ihn, jetzt ſoll er mir bluten!“

Dann aber geſchah etwas ſchier Wunderbares, noch nie Dageweſenes. Hammichel machte ſeinem Enkel ein Geſchenk. Er holte aus ſeinem Rucksack einen neuen Anzug für ihn hervor, den er unterwegs erſtanden hatte. „Da, Junge! hab ich dir mitgebracht!“ ſprach er mit hoffärtiger Miene und einer ſchwunghaften Handbewegung, „was ſagſt du dazu? he?“

Dem Schneckenkaſchper ſchien vor freudigem Schreck der Verſtand ſtill zu ſtehen, eh er ſich zu einem „Ei, danke, Großvater!“ aufrappeln und ſich das Gewand näher betrachten konnte. Ganz neu war es nun freilich nicht, aber doch ſehr gut erhalten und noch gar nicht geflickt.

Der auf einmal freigebig Gewordene zeigte überhaupt ein gegen früher gänzlich verändertes Weſen und war von einer kribbligen Unraſt befallen. Er ging zwar ſeinem Gewerbe nach, beſuchte die Keller ſeiner Anhänger, probte deren Weine und goß ſeinen zuſammengequirlten Sud in die Fäſſer. Aber er nahm ſich zu dieſem Geſchäft viel weniger Zeit als ſonſt, hielt ſich nirgends lange auf und trieb ſich beſtändig auf einſamen Wegen zwiſchen

„Was meinſt du, Jakobinchen, wenn wir ihm einen Liebestrank eingäben?“

(S. 91.)

den Wingerten umher, wo er doch nichts zu tun hatte. Auch ſein Auftreten und Gebaren war weit kecker und ſelbſtbewußter als früher; er warf mit dunkeln, prahleriſchen Reden um ſich, aus denen kein Menſch klug werden konnte, und benahm ſich wie einer, der großes im Schilde führt.

Chriſtoph Armbruſter war es, den er ſuchte, dem er überall, wo er ihn zu treffen hoffen konnte, aufpaßte, weil er ihn ohne Zeugen zu ſprechen wünſchte. Endlich, nach tagelang vergeblichem Umherſtreifen glückte es ihm, dem Bürgermeiſter einmal in der Nähe ſeines Wingerts allein zu begegnen.

Er grüßte ihn unterwürfig und redete ihn an: „Herr Bürgermeiſter, ich hab eine Neuigkeit, eine ſehr wichtige Neuigkeit für Euch.“

Chriſtoph wies ihn ſtolz ab: „Behalt ſie für dich! mich verlangt nicht nach deinen Neuigkeiten.“ Mit dieſem Beſcheid wollte er an dem doppelzüngigen Ohrenbläſer vorüber.

Aber Hammichel blieb ihm zur Seite und ſprach: „Ihr würdet's mir Dank wiſſen, Herr Bürgermeiſter, wenn ich Euch mitteilte, was ich erfahren habe.“

Da ſtellte ſich Chriſtoph Armbruſter breitbeinig vor die Jammergeſtalt hin und ſagte barſch: „So mach's kurz, ich hab keine Zeit für dich übrig.“

„Es iſt auch ganz kurz, was ich Euch zu melden hab,“ erwiderte Hammichel mit erheuchelter Ruhe. „Ich hab ein Vöglein pfeifen hören, daß in der Pfalz das Wildfangrecht wieder auf die Bahn kommen ſoll. Das heißt ſo viel wie daß Eure ſchöne Niftel, die Trudi, hörig und leibeigen werden muß, wenn ich nicht reinen Mund halte.“

Dieſe Kunde traf den ſtarken, in ſich gefeſteten Mann wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Er bezwang jedoch

ſeine große innere Erregung und fragte mit angenommenem Gleichmut: „Woher weißt du das?"

„Das gehört eigentlich nicht zur Sache," gab ihm Hammichel zur Antwort, „aber Ihr ſollt nicht denken, daß ich Euch bloß ein windiges Gerücht zutrage. Ich hab's von einem guten Freunde, einem Schreiberlein in der kurfürſtlichen Kanzlei zu Kaiſerslautern. Glaubt Ihr's nun?"

„Dir für die Nachricht zu danken hab ich kein Urſach," ſagte Chriſtoph. „Im übrigen, — was geht's dich an? meine Niftel ſteht unter meinem Schutz, nicht unter dem deinigen." Seine Stimme bebte dabei leiſe, denn nun er Hammichels Quelle kannte, begriff er ſofort den vollen Ernſt der Lage für ſich ſelbſt ſowohl wie für Trudi.

Hammichel war das Erſchrecken des ihm Gegenüberſtehenden nicht entgangen. „Bürgermeiſter, was gebt Ihr mir, wenn ich ſchweige?" fragte er mit heimlicher Schadenfreude.

„Scher dich zum Teufel und drück ihm ab, was du kannſt! von mir kriegſt du nichts," erwiderte Chriſtoph in aufwallendem Zorn und kehrte dem alten Schuft den Rücken.

„Überlegt's Euch noch einmal," krähte ihm Hammichel nach, „und bedenket wohl: ich weiß, daß Eure Niftel eine Fremde, eine Würzburgiſche iſt, und wenn ich das dem Hühnerfaut verrate, —"

Aber Chriſtoph Armbruſter hörte nicht mehr auf ihn, ſondern ſchritt ſeines Weges fürbaß.

Er ſtieg einen Hügel hinan in der Hoffnung, mit der freien Umſchau dort oben zugleich Klarheit über das zu gewinnen, was jetzt noch nebelhaft und verworren vor ſeinem von Angſt getrübten Blicke ſchwebte. Er be-

mühte ſich, ſeine zerſtreuten Gedanken zu ſammeln und entſann ſich nun, daß ſein Vater öfter von dem Wildfangrecht als von etwas Schmachvollem geſprochen hatte, weil es die davon Betroffenen in ein abhängiges, erniedrigendes Verhältnis zu dem Pfalzgrafen oder einem ſeiner adligen Vögte brachte. Während des Dreißigjährigen Krieges, den Chriſtoph ja von Anfang bis zu Ende mit durchlebt hatte, und auch in der darauf folgenden Zeit bis heute war aber von dieſem Recht oder Unrecht nie mehr die Rede geweſen; es ſchien alſo nicht mehr ausgeübt zu werden und eingeſchlafen zu ſein. Wenn nun, wie er von Hammichels Meldung vermuten mußte, an die pfalzgräflichen Kanzleien der Befehl ergangen war, es wieder in Anwendung zu bringen, ſo fiel ihm auch die zum Opfer, die aus ihrer Würzburger Heimat geflohen war, um hier unter ſeinem Dache Frieden und Erlöſung von einem unerträglichen Joche zu ſuchen. Obervogt der Vorderpfalz war ſein Jugendfreund Dietrich von Remchingen, der ihm zu Liebe gewiß jede Rückſicht walten laſſen würde, die in ſeiner Macht ſtand. Allein auch der Obervogt war Untergebener des Landesherrn, deſſen Anordnungen er unweigerlich zu gehorchen hatte. Die arme Trudi! hörig und leibeigen müßte ſie werden, hatte Hammichel geſagt, und der hämiſche Ränkeſchmied ſchien von ſeinem Gewährsmann gut unterrichtet zu ſein, jedenfalls beſſer als Chriſtoph ſelber es war, der kaum wußte, um was es ſich in dieſem freiheitraubenden Geſetz eigentlich handelte.

Sollte er zum Reichsfreiherrn auf die Wachtenburg gehen, ſich von ihm Rat und Troſt zu holen? Nein! ſobald Dietrich, dem ja die Anweſenheit Trudis bekannt war, etwas von der Sache erführe, würde er aus eignem Antrieb zu ihm auf den Abtshof kommen und ihn war-

nen. Aber da fiel ihm ein anderer ein, der ihm sicher die beste Auskunft geben konnte und mit dem er auch seit langen Jahren befreundet war. Das war der Schultheiß Gottfried Bofinger, ein allgemein hochgeachteter in allen Gesetzauslegungen erfahrener Mann und ein gut Teil älter als er, mithin auch reicher an Erinnerungen. Augenblicks kehrte er um und begab sich zum Hause des Schultheißen.

Der würdige alte Herr, der still zurückgezogen in seinen vier Pfählen lebte, empfing den seltenen Besuch sehr freundlich und sah ihm sofort an, daß ihn etwas ganz Außerordentliches hergeführt haben mußte. „Ihr habt eine cura maxima, Bürgermeister," begann er, nachdem beide Platz genommen hatten, „sprecht Euch aus und verschweigt mir nichts von dem, was Euch beschwert."

„Habt recht geraten, Schultheiß; es ist keine Kleinigkeit, derentwegen ich zu Euch komme," erwiderte Christoph und offenbarte dem Rechtsgelehrten klärlich seine Befürchtungen um Trudis Zukunft.

Gottfried Bofinger wiegte sein schlohweißes Haupt und sprach: „Das Wildfangrecht, Christoph, ist eine der malefizischsten institutiones des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation. Generaliter ist mir's wohl bekannt von der Zeit her, da ich vorübergehend Sekretarius beim Reichskammergericht in Speyer war, aber in specie bin ich nicht mehr genau informiert. Wollen mal die acta reposita meines Amtsvorgängers nachschlagen und sehen, was in denen Traktaten darüber geschrieben steht."

Er nahm aus einem hohen Gestell an der Wand einen tief unten liegenden Stoß vergilbter Papiere und blätterte darin, bis er das gesuchte Aktenstück fand,

das er flüchtig durchlas. „Es ist so, wie ich dachte," sprach er dann. „Ich wollte nur meinem Gedächtnis zuhilfe kommen, damit ich Euch nichts Falsches sage. Also merket auf, was ich Euch in Kürze darüber zu notifizieren habe.

Das Wildfangrecht ist ein altes regale des Kaisers, das schon unter König Wenzel und dann wieder in einem Diplom Maximilians des Ersten erwähnt wird. Es verleiht dem Reichsvikarius, Pfalzgrafen bei Rhein, ein auch kleineren Dynasten übertragbares beneficium und beruht auf folgendem principio. Wenn jemand aus einem Lande, einem weltlichen oder geistlichen Fürstentum, in ein anderes übersiedelt und dort ein Jahr und einen Tag lang bleibt, so fällt er in Hörigkeit und Leibeigenschaft des Landesherrn, und ein Loskauf mit Geld oder naturalibus ist unstatthaft. Nur edel oder gänzlich frei Geborene sind davon ausgenommen. Ein solchergestalt untertan gewordenes individuum, sei es Mann oder Weib, nennt man einen Wildfang. Der Hühner- oder Außenfaut nimmt ihn im Namen seines Herrn in Besitz und zieht von ihm den Jahegulden ein. Doch kann der, aus dessen Gebiet er entwichen ist, der sogenannte nachjagende Herr, den Wildfang zurückfordern, und dieser muß ihm dann stricte ausgeliefert werden. Dabei körperliche Gewalt gegen ihn zu gebrauchen ist aber ohne Genehmigung des Landesfürsten streng verpönt, übrigens eine wertlose papierne Klausel, denn diese Genehmigung ist auf Verlangen des Nachjagenden immer erteilt worden."

„Also wäre meine Niftel dem Wildfangrecht rettungslos verfallen, sobald sie ein Jahr lang hier ist?" fragte Christoph.

„Unzweifelhaft. Seit wann ist sie denn bei Euch?"

„Seit dem Tage vor Kreuz-Erhöhung."

„Nun, da habt Ihr ja noch fast fünf Monate Zeit bis zur Entscheidung. Aber noch eins muß ich Euch mitteilen," fuhr der Schultheiß fort, „etwas, das zwar nicht hier in den Akten steht, dessen ich mich jedoch aus einem besonderen casu genau erinnere. Wer einen Wildfang ehelicht, gerät dadurch selber in Knechtschaft. Unfreie Hand zieht die freie nach sich. Wenn also Euer Niftel hier heiratet, wird ihr Gatte —"

„— auch hörig und leibeigen? das ist ja empörend!" rief Christoph erregt, Trudis und Franzens heimlicher Liebe gedenkend.

„Das ist es, weiß Gott!" stimmte Bofinger zu, „summum jus summa injuria. Könnt Ihr sie nicht in ihre Heimat zurückschicken?"

„Nein! dort harrt ihrer eine schlimmere Leibeigenschaft als hier unter Dietrich von Remchingen."

„Der Freiherr ist Euer Jugendfreund, Christoph. Der wird Eurer Niftel keine zu schweren Fronen aufbürden."

„Das gewiß nicht, aber — es kommt noch etwas anderes dabei in Betracht," erwiderte Christoph und wollte dem Schultheißen nun von Trudis Hoffnungen sagen.

Dieser fiel ihm jedoch in die Rede mit den Worten: „Ich errate, was. Es geht Euch contra animum, als Bürgermeister eine Hörige in der Familie und im Hause zu haben. Das kann ich Euch nachfühlen, Christoph, aber wartet doch, bis von der Obervogtei in Sachen des Wildfangrechtes etwas gegen Euch unternommen wird. Dann wollen wir ratschlagen, was sich tun läßt, seine empfindlichsten Härten nach Möglichkeit abzuschwächen."

Darauf hielt der Bürgermeister mit seiner Mitteilung von Trudis Liebe zurück und klärte den Freund über

deſſen Irrtum, was da noch anderweitig in Betracht käme, nicht auf. Er ſelber hatte an das mißliche Verhältnis, eine Hörige in der Familie zu haben, noch gar nicht gedacht. Jetzt fiel ihm auch das noch beklemmend auf die Seele, aber er unterdrückte dieſes ihn perſönlich Kränkende und ſchwieg.

Die beiden Alten ſchüttelten ſich treulich die Hände und ſprachen weiter kein Wort mehr. Chriſtoph Armbruſter ſchied mit ſchwerem Herzen von Gottfried Bofinger und wandelte langſam dem Abtshofe zu mit dem Vorſatze, den Seinigen die Schreckensbotſchaft vorläufig noch zu verhehlen, aber auch mit dem feſten Entſchluſſe, den Kampf gegen das Ungeheuer Wildfangrecht bis zum äußerſten durchzufechten, mochte für ihn daraus entſtehen, was wolle.

Zu Hauſe in der Pergola fand er Trudi. Vor ſich auf dem Tiſche hatte ſie ein Häuflein Veilchen, die ſie zu einem Sträußchen zu binden im Begriff war.

„Sieh da! Veilchen haſt du?“ ſprach er, ſich zu ihr ſetzend.

„Jawohl, Onkel! die erſten, die ich im Garten entdeckte. Sie ſtanden geduckt und geſchützt, unter einem Strauche; da hab ich ſie gepflückt, um ein Sträußchen draus zu machen.“

„Für wen denn, Trudi?“

„Für wen? für Baſe Madlen natürlich,“ erwiderte ſie, ohne von ihrer zierlichen Arbeit abzulaſſen.

„Soſo! für Baſe Madlen,“ ſagte er mit einem ſo eigenen Ton, daß ſie überraſcht zu ihm aufblickte. „Biſt ſelber ein liebliches Veilchen, du mit deinen dunkelblauen Augen.“

„Geduckt und geſchützt unter eurem ſchirmenden Dache wie die Veilchen unterm Strauch,“ ſprach ſie ſchelmiſch. „Wenn du's ſo meinſt, laß ich's gelten.“

„Gib mir ein einziges davon ab," bat er.

„Gern, Onkel, hier!"

Er ſteckte es ſich an die Bruſt und ſagte: „Es iſt lange her, daß ich eine Blume am Wams getragen habe. Das ziemt der Jugend, die ſeh ich gern mit Kränzen und Blumen geſchmückt. Warum niemals dich?"

„Wie darf ich denn? ſie blühn doch nicht für mich, die hier wachſen."

„Ei freilich tun ſie das; nimm ſie, wo du ſie findeſt, derweilen du jung biſt. Später hat man nicht oft Anlaß, mit Roſen zu ſtolzieren, da ſind die Dornen reichlicher im Leben," ſprach er träumeriſch.

„Wenn du's erlaubſt, Onkel, ſollſt du mich von jetzt an öfter mit Blumen ſtaffiert ſehen. Grund genug hab ich dazu. Sitz' ich doch hier bei euch freudig und glücklich wie der Vogel im Hanfſamen," ſagte ſie mit einem Blick voll hellem Sonnenglanz.

„Freudig und glücklich!" wiederholte Chriſtoph leiſe, ſchmerzbewegt und erhob ſich, um hinein zu gehen. Es ſchnitt ihm ins Herz, wie Trudi hier ſo heimſelig, fröhlich und arglos den Faden um ihr Sträußchen wand, während er ſeit einer Stunde wußte, welche tief eindringenden Dornen ihrer warteten.

Dann ſaß er in ſeiner Stube am Schreibtiſch, ſtarrte finſter vor ſich hin und trommelte.

Achtes Kapitel.

Während Christoph Armbruster mit Sorgen und Kümmernissen Trudis wegen beladen war, schuf die nichts davon Ahnende wieder einer anderen gebranntes Herzeleid. In Jakobinen hatte sich der schon lange gehegte Verdacht, daß Trudi ihr den Franz abspenstig machen wollte, allmählich zur festen Überzeugung ausgebildet, und sie fürchtete, daß der von Rechts wegen ihr Zukommende für sie verloren ginge, wenn sie dem nicht tatkräftig vorbeugte. Sie, eine Steineckerin, bei dem einstigen Erben des größten Hofes von einer eingeschlichenen Fremden ausgestochen zu werden, das betrachtete sie als einen unerträglichen Schimpf und sann und sann, was sie wohl tun könnte, sich Franzens Neigung zurückzugewinnen.

Da fiel ihr ein, schon öfter von Liebeszaubern und Liebestränken gehört zu haben, die selbst den Kühlsten zur Leidenschaft entflammen sollten. Aber wie sollte sie zu dergleichen Dingen, von deren Beschaffenheit und Herstellung sie keinen Begriff hatte, hier in Wachenheim gelangen, wo es eine im Ruf des Zaubernkönnens stehende Hexe nicht gab? Nein, eine Hexe nicht, aber einen Hammichel von Gimmeldingen! der war der rechte Mann dazu. Er war in allerhand wunderbaren Künsten bewandert, und so gut er dem Weine nach

Wunſch und Belieben Gehalt und Geſchmack zu geben wußte, verſtand er ſich vielleicht auch darauf, einen kräftig anregenden Liebestrank zu brauen. Ob er's aber tun würde? Ach, für Geld tat der alte Sünder alles, miſchte ihr am Ende, wenn ſie's verlangte und bezahlte, auch ein feines Pülverchen, das, nicht für Franz beſtimmt, noch eine ganz andere Wirkung hätte als Herzensneigung zu erwecken.

Entſchloſſen trat ſie den Gang zu Hammichels Wohnung an, wo ſie deren Inhaber zu ihrer Freude allein fand und mit einem lüſternen Blicke die Gläſer, Tiegel und Retorten ſtreifte, die dort auf dem Herde oder in langer Reihe auf einem Wandbrett ſtanden.

„Ei, ei! das ſchöne, reiche Steineckertöchterchen kommt zu mir armem, altem Krüppel?" begrüßte ſie der Erſtaunte. „Was gibt's denn? iſt der Neue wieder trübe geworden? das kann doch nicht ſein."

„Nein, der Neue iſt nicht trübe geworden, Hammichel," erwiderte Jakobine, „aber ich bin zu Tode betrübt um einer Sache willen, in der du mir vielleicht helfen kannſt, wenn du willſt."

„Und was wäre das für eine Sache?" fragte der Alte, ſich in der Hoffnung, dabei einen fetten Biſſen erhaſchen zu können, ſchon die Lippen leckend.

„Ja, —" begann ſie nun ſtockend, „ich — ich bin mit dem Franz in Mißſtimmigkeit geraten, — weiß ſelber nicht wie und hab keine Schuld daran. Er hat ſich ganz von mir abgewandt und behandelt mich mordsſchlecht, und — da wollt ich dich angehen, ob du nicht ein Mittel wüßteſt, wie ich wieder in Rück und Schick mit ihm komme."

„Aha! ſoſo! hm!" machte Hammichel und rieb ſich überlegſam das ſtoppelige Kinn, — „wieder in Rück

und Schick mit ihm kommſt. O ja, da wüßt ich ſchon Rat, natürlich! Da könnt ich dir wohl helfen. Was meinſt du, Jakobinchen, wenn wir ihm einen Liebestrank eingäben?"

„Ja, ja, einen Liebestrank! ſo dacht ich's mir grade," rief das Mädchen frohlockend aus. „Haſt du einen?"

„Haben! haben! etwas ſo Koſtſpieliges hält man ſich nicht auf Vorrat," bedeutete ſie der alte Schlaufuchs wichtigtueriſch. „Was denkſt du denn? ein richtiger Liebestrank muß, wenn er Sukzeß haben ſoll, aus vielen auserleſenen Subſtanzen nach verſchiedenen Rezepten fein und behutſam per magicas artes deſtilliert, diſpenſiert und präpariert werden." Dieſe hochtrabenden Ausdrücke hatte er von dem verbummelten Wandergenoſſen ſeiner Spielmannsfahrten aufgeſchnappt und brachte ſie gern an, um aus ihnen das Licht ſeiner geheimen Wiſſenſchaften leuchten zu laſſen.

„Wie lange Zeit gebrauchſt du, mir den Trank zu beſchaffen?" fragte Jakobine.

„Eine Woche mindeſtens," erwiderte Hammichel. „Aber mein Tauſendſchönchen, dazu bedarf es nicht allein vieler Mühe und Geduld, ſondern auch ſeltener und teurer Medikamente, die ich mir erſt aus der lateiniſchen Küche, will ſagen aus der großen Apotheke in Speyer beſorgen muß."

„Geduld hab ich nicht viel, aber deine Mühen und Koſten will ich dir vergüten," ſprach Jakobine und griff in die Taſche. „Hier haſt du zehn rheiniſche Gulden, und wenn dein Mittel den gewünſchten Erfolg hat, geb ich dir noch einmal ſo viel."

„Allen Dank!" ſagte der zu jedem Dienſt Bereite, das Geld vergnügt einſteckend, „ich werde keinen Fleiß ſparen und mein Beſtes tun, damit du auf deine Rech-

nung kommſt. Sobald ich das Fluidum fertig habe, ſchick ich's dir durch Kaſchper. Davon gibſt du je dreizehn Tropfen auf ein Glas deinem Ungetreuen in Wein zu trinken, und nimm einen etwas kräftigen, nicht zu jungen, auch keinen Jungfernwein. Wenn du nun merkſt, daß der Trank anfängt zu wirken und Franz zärtlich und zutulich wird, darfſt du nicht ſpröde ſein, ſondern mußt ihm hübſch aufmunternd entgegenkommen, verſtehſt du?"

„O daran ſoll's nicht fehlen," verſicherte Jakobine mit einem Lächeln, das ſchon vorausempfundene Liebesluſt verriet.

„Nun noch eine Frage," fing Hammichel wieder an. „Iſt's Bürgermeiſters Trudi, um derentwillen du mit Franz mißſtimmig geworden biſt?"

„Freilich! Die hergelaufene Würzburgiſche iſt's, die ſich zwiſchen mich und ihn drängt," ziſchte die Eiferſüchtige.

„Konnt's mir denken," ſprach Hammichel, „hab's ja in den Spinnſtuben geſehen, wie er ſie charmierte. Aber die ſoll dir den Franz nicht wegfiſchen, mein Püppchen, verlaß dich auf mich!"

Froh und zufrieden ging Jakobine von hinnen.

Als ſie fort war, höhnte der alte Giftmiſcher ihr nach: „Du dummes Ding! was deine blitzenden Augen und lockenden Lippen nicht vermögen, das ſollen meine Tropfen zuwege bringen? Nun, das Blut wollen wir dem Burſchen wenigſtens aufrühren und ihm ein Räuſchlein eintrichtern, das ihn kirr und willig macht. Wenn die liebestolle Närrin dann ein bißchen nachhilft, tut er ihr vielleicht zu Gefallen, wonach ſie giert. Dann kommt er nicht mehr los von ihr, und ich krieg meine rheiniſchen Gulden, hihi!"

Es war Waſſer auf Hammichels Mühle, denen auf dem Abtshofe, wo man ſich wohl ſchon Hoffnung auf den reichen Bauernſohn machte, einen Poſſen ſpielen zu können, und er hatte Jakobinen nicht zu viel verſprochen, als er ihr geſagt hatte: die Trudi ſoll dir den Franz nicht wegfiſchen, dafür laß mich ſorgen! Er hätte ihr ja mit wenig Worten einen ſchlagenden Beweis für die Unmöglichkeit dieſer Verbindung geben können, wenn er ſie in das Wildfangrecht eingeweiht hätte, denn daß ſich der protzige Gersbacher eine Hörige als Schwiegertochter gefallen ließe, war ganz undenkbar. Aber dieſen Trumpf wollte er für den beſten Stich im Spiel noch in der Hand behalten. Vorerſt wollte er die leichtgläubige Jakobine bei dem Handel mit dem Liebestranke ſchröpfen; genügte der erſte nicht, ſo würde er einen zweiten und dritten brauen und ſich immer höher von ihr bezahlen laſſen. Nach Speyer brauchte er deshalb nicht zu wandern. Später wollte er ihr aber auch das aus dem Wildfangrecht herzuleitende Ehehindernis als eine von ihm gemachte Entdeckung hinſtellen und ſeinen Lohn dafür fordern. Bis jetzt war er der einzige in Wachenheim, der von der bevorſtehenden Wiedereinführung dieſer pfalzgräflichen Gerechtſame wußte, und er hütete ſich wohlweislich, ſeine Kenntnis davon voreilig auszuplaudern. Mit der Drohung, dies zu tun, hielt er den Bürgermeiſter am Bändel und konnte ihm vielleicht doch noch ein Schweigegeld abpreſſen, ehe der ergangene Befehl öffentlich bekannt gegeben wurde. —

Franz Gersbacher wunderte ſich nicht wenig, als ihn Wilm Steinecker eines Tages bei ſeiner Arbeit im Weinberg aufſuchte und ihm ſagte, er käme im Auftrage ſeiner Schweſter, die ihn um eine Unterredung bitten ließe. Dieſes ſeltſame Anliegen machte Franz ſtutzig, und

er wußte im Augenblick nicht gleich, was er darauf erwidern ſollte. „Was will Jakobine von mir?“ fragte er mürriſch.

„Sie will ſich mit dir über das Zerwürfnis ausſprechen, das zwiſchen euch eingetreten iſt und zu dem ſie keine Urſach finden kann,“ erklärte ihm Wilm.

„Ich weiß von keinem Zerwürfnis,“ entgegnete Franz, „wir haben keinen Streit miteinander gehabt.“

„Sie grämt ſich und behauptet, du wäreſt ſeit dem Winter ſo kurios gegen ſie, behandelſt ſie geringſchätzig und wegwerfend,“ ſprach Wilm.

„Ich bin nicht anders gegen ſie als gegen alle Mädchen.“

„Nun, eine Ausnahme wirſt du wohl gelten laſſen müſſen,“ bemerkte Wilm mit beſonderem Nachdruck.

Franz hob die Schultern und gab auf dieſe Anſpielung keine Antwort.

„Du kannſt es meiner Schweſter nicht verdenken, daß ſie wiſſen will, wie ſie mit dir dran iſt,“ fuhr Wilm noch entſchiedener fort.

„Welchen Zweck ſoll das haben?“

„Welchen Zweck?“ — In Wilms dunklen Augen wetterleuchtete es, aber er hielt an ſich und ſchlug einen ſanfteren Ton an. „Franz, das Mädchen hat dir nichts zuleide getan; warum willſt du ihr die Bitte verweigern? Jakobine legt großen Wert darauf, ſich mit dir zu verſtändigen. Alſo komm, ſprecht euch aus und einigt euch! Das wird nicht allzuſchwer halten, wenn der gute Wille dazu vorhanden iſt.“

Franz ſah ein, daß ihm hier kein Sträuben und kein Vorwand zu einer rund abſchlägigen Antwort half, und wenn er denn um eine Auseinanderſetzung mit Jakobine nicht herumkommen ſollte, ſo mochte ſie auch je eher

je lieber ſtattfinden, damit er die peinliche Erörterung ſo bald wie möglich hinter ſich hatte.

„Wann will ſie mich ſprechen?“ fragte er trocken.

„Heut abend, morgen abend, wann's dir paßt.“

„Wo?“

„In unſerm Garten in der Laube, da ſeid ihr ganz allein, niemand hört und ſtört euch.“

„So komm ich heut, eine Stunde nach Feierabend.“

„Gut! die Botſchaft wird Jakobine freuen. Soll ich ihr deinen Gruß beſtellen?“

„Meinetwegen!“ brummte Franz.

Wilm, ſchon im Begriff zu gehen, machte eine raſche Bewegung, als ob er noch etwas ſagen wollte, was dem Ausdruck ſeines Geſichtes nach nichts Freundſchaftliches war. Aber er reichte Franz die Hand und ſprach: „Gehab dich wohl!“

„Danke! gleichfalls!“

Franz ſchaute dem Dahinſchreitenden verdroſſen nach. Wie wird ſich das abſpielen? dachte er. Was will ſie von mir? mir Vorwürfe machen wegen Trudi? Dazu hat ſie kein Recht. Ich habe mich ihr mit keinem Worte verpflichtet, habe mit ihr getändelt wie andere Burſchen mit anderen Mädchen auch, und nun hängt ſie ſich an mich wie eine Klette. Das wird eine liebliche Ausſprache werden! Faſt reute ihn ſeine Einwilligung zu dem Stelldichein. Aber dann ſagte er ſich wieder: ſo kann's nicht weitergehen, einmal muß es doch zum Klappen kommen, alſo die Zähne zuſammengebiſſen und durch! damit die Geſchichte ein Ende hat. Ich will Trudi frei gegenüberſtehen; die will ich und ſonſt keine! Und der Vater? ach was! verkaufen laß ich mich nicht, bin ſelber ein Gersbacher, Himmelkreuzdonnerwetter!

Zur festgesetzten Stunde ging er hin.

Es war ein warmer Sommerabend in der Zeit der Rebenblüte, deren köstlicher Duft weit und breit das Pfälzer Land durchströmte.

Franz schritt durch den Garten der dicht berankten Geißblattlaube zu, wo er Jakobinen fand, regungslos, mit niedergeschlagenen Augen seiner harrend. Als er ihr die Hand bot, hob sie den Blick zu ihm, halb Hoffen, halb Bangen darin. „Hab Dank, daß du gekommen bist," sprach sie leise.

Sie war sehr leicht gekleidet, mit einem Ausschnitt am Halse und in bloßen Armen. In ihrem Haar prangte eine dunkelrote Rose.

Sie setzten sich auf eine Bank, beide befangen, jeder erwartend, daß der andere zu reden beginne. Auf dem Tische stand ein Weinkrug und ein Zinnbecher, nur einer, den Jakobine mit zitternden Händen füllte.

„Hast du keinen Becher für dich?" fragte Franz, um doch etwas zu sagen.

„Nein, ich trinke keinen Wein," erwiderte sie mit abgewandtem Gesicht.

„Eine Winzerstochter, die keinen Wein trinkt!" lachte er gezwungen. „Seit wann denn nicht? hat ihn Hammichel dir verleidet?" Er nahm den Becher und tat einen Schluck. „Man merkt's, daß der alte Sachverständige beim Bau dieses Weines geholfen hat," fuhr er dann fort ohne zu sehen, wie Jakobine bei diesen Worten erschrak, „aber er schmeckt gut, süß und feurig, sehr feurig. Was ist's?"

„Goldbächel, nicht mehr jung."

Franz roch daran. „Viel Blume!" Er trank noch einmal und schüttelte den Kopf. „Merkwürdig!" Dann leerte er den Becher mit einem Zuge, als hätte er großen

Durſt. Das war jedoch nicht der Fall; er wollte ſich Mut trinken.

Jakobine beobachtete ihn geſpannt und goß den Becher ſchnell wieder voll. Dann rückte ſie dem arglos Trinkenden näher, ſchob ihren Arm unter den ſeinen und fragte: „Franz, was haſt du gegen mich?“

„Was ſoll ich gegen dich haben?“ erwiderte er froſtig.

„Wir ſtanden früher beſſer miteinander, du warſt ſonſt freundlicher zu mir, jetzt biſt du kalt wie Eis.“

„War ich jemals heiß wie glühend Eiſen?“

„Ach nein,“ ſeufzte ſie, „ich durfte dich immer dreiſt anfaſſen ohne mich an dir zu verſengen. Aber jetzt — jetzt tuſt du ganz fremd mir gegenüber; warum? warum?“

Auf dieſes Warum erfolgte keine Antwort.

„Franz, haſt du mich gar nicht mehr lieb?“

Er ſchwieg noch immer. Da ſchlang ſie den runden, weichen Arm um ſeinen Nacken, ſchmiegte ſich an ihn und girrte: „Früher haſt du mich manchmal geküßt, nun ſchon ſeit langem nicht mehr. — Franz! Lieber! komm her! verſuche ob meine Lippen nicht noch ebenſo friſch und mollig ſind wie — wie damals.“ Und ehe er ſich deſſen verſah, brannte ihr Mund auf dem ſeinen.

Er konnte ſich ihrer nicht erwehren, ſie ließ ihn nicht los. Dann hob ſie den Becher, nippte daran und bot ihn ihm dar: „Trink! trink auf mein Wohl! trink aus!“

Er tat nach ihrem Geheiß wie unter einem unwiderſtehlichen Bann. Ihre Augen waren dicht vor den ſeinen und blinkten voll Sehnſucht und Verlangen. Feſt drückte ſie ihn an ihre Bruſt, die ihm aus dem Ausſchnitt des Kleides voll und weiß entgegenſchimmerte, und küßte ihn mit einer Inbrunſt, die ihn hinriß, ihre Küſſe mit gleicher Glut zu erwidern. Er wußte nicht, wie ihm

geſchah, er wollte ſich abkühlen mit dem erquickenden Wein, griff zum Becher und trank ihn aus. Immer wieder füllte ihn Jakobine, und immer wieder leerte ihn Franz. „Recht ſo!“ jubelte ſie, „trinke dir Liebe! aus Rebenblut quillt Herzensluſt!“

Ja, das Herz ſchlug ihm ungeſtüm. Er hielt die üppige Geſtalt des Mädchens in ſeinen Armen, nicht mehr Herr ſeiner ſelbſt. Nun ſetzte ſie ſich ihm aufs Knie, umwand und umſtrickte ihn noch enger und feſter. Ihre Wange lag an ſeiner, er hörte ihren fliegenden Atem, fühlte ihre ſchmeidigen Glieder und wie ſie in loderner Leidenſchaft zitterte und bebte.

Plötzlich richtete ſie ſich auf, packte ihn, ſah ihn durchbohrend an und flüſterte: „Franz, verſprich mir, ſchwöre mir, daß du dir die andere — die Würzburgiſche aus dem Sinn ſchlagen und *mein* ſein willſt wie ich dein mit Leib und Seele, ganz — ganz —“

Da — „Trudi!!“ ſchrie er in Angſt und Schrecken auf. Ihm ſchwindelte der Kopf, ihm perlte die Stirn, und als er ſich von der ihn Umklammernden befreien wollte, ſpürte er, daß er auf dem Sitze wankte und taumelte. Mit einem Ruck ſchüttelte er ſie von ſich ab und ſprang empor. „Jakobine! was iſt das?“ rief er mit gewaltſamer Aufbietung ſeiner ihm faſt entſchwundenen Denkfähigkeit. „Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Unſelige, was haſt du in den Wein gemiſcht? Du haſt mich berauſcht, du willſt mich berücken und verführen, zu tun, was mich mein Leben lang reuen würde.“ Zorn und Empörung gaben ihm die Geiſtesgegenwart zurück, und vor Aufregung keuchend ſchloß er: „Mit uns iſt's aus für immer; ich verabſcheue dich!“

Jakobine erwiderte kein Wort, und er konnte ihre Züge nicht mehr deutlich erkennen, weil es mittlerweile

tief dämmerig in der Laube geworden war. Er ſah nur noch, daß ſie, wie zu einer Bildſäule erſtarrt, bewegungslos an einem Pfoſten lehnte. Eilends verließ er ſie und ſchwankte unſicheren Schrittes heimwärts. —

Auf dem väterlichen Gehöft ſaßen die Seinigen noch im Freien und betrachteten ihn, wie er in ſo haltloſem Zuſtande daherkam, ſehr erſtaunt. Scheu grüßend drückte er ſich an ihnen vorbei, und in ſeiner Kammer ſchnell entkleidet, warf er ſich ſtöhnend ins Bett, wo ihn ein bleierner Schlaf überfiel und ſeine quälenden Gedanken mit ſchneller Betäubung erſtickte.

Am Morgen erwachte er mit ſchwerem Kopf, doch mit klarer Erinnerung. Da machte er ſich die bitterſten Vorwürfe über das, was er getan, wozu er ſich hatte verleiten laſſen, und verwünſchte den Tag und die Stunde, wo er ſich ſo ſchmählich vergeſſen hatte. Als er zum gemeinſamen Frühmahl erſchien, fragte ihn ſein Vater, der für einen ehrlichen Rauſch Nachſicht und Verſtändnis hatte, mit gemütlichem Ton: „Nun erzähle mal, Fränzel, wo du dir den großen Affen gekauft haſt, den du geſtern abend auf runde Füß mit nach Hauſe brachteſt.“

Sein Bruder Steffen blinzelte ihm beluſtigt zu, die Mutter aber ſchaute ernſt und beſorgt darein, denn ihr ahnte nichts Gutes.

„Ich will's euch ſagen,“ erwiderte Franz, noch immer verſtört und verbiſſen. „Die Jakobine hatte mich zu ſich beſtellt, um ſich — um mir einen Verſpruch abzuliſten. Mit gemanſchtem Wein hat ſie mich betrunken gemacht und —“ Er ſtützte den Ellenbogen auf den Tiſch und preßte die Fauſt gegen die brennende Stirn.

„Na, und —? was iſt geſchehen?“

„Nichts iſt geſchehen, nichts, als daß es nun aus iſt

mit uns, rein aus. Ich nehme ſie nun und nimmer zum Weib."

Gersbacher maß ſeinen Älteſten mit einem kalten, finſtern Blick. „Ich hab's mit dem Steinecker ausgemacht, daß ihr ein Paar werden ſollt, und dabei bleibt's" ſprach er ſtreng.

„Mit mir iſt nichts ausgemacht, Vater! und ich denk, dabei hab ich auch ein Wort mitzureden," entgegnete Franz gereizt. „Ein Mädchen, das ſich mit verfluchten Teufelskünſten einen Mann ergattern will, taugt nicht zu einer Gersbacherfrau. Und wenn ich den Schurken, den Hammichel zwiſchen die Finger kriege, ſollen ihm die Knochen im Leibe knacken," fügte er wutknirſchend hinzu.

„Hammichel?"

„Ja, Hammichel! wer ſonſt als er hat das Zeug zuſammengerührt, das mir das Blut in den Adern ſieden machte und mich der Beſinnung beraubte? Wollt ihr euch von dem Lumpenkerl eine ins Haus ſchmuggeln laſſen, die mit dem unter einer Decke ſteckt und zu ſolchen Mitteln greift, um eure Tochter zu werden? ich nicht! ich nehme ſie nicht, und wenn ſie mir alle Weinberge der Pfalz zur Mitgift brächte!"

„Du wirſt ſie nehmen, ſag ich dir!" tobte Gersbacher und ſchlug mit der flachen Hand auf den Tiſch.

„Und ich ſage dir: ich nehme ſie nicht."

„Willſt du dich gegen mich auflehnen, Burſch?" ſchrie der Alte mit drohenden Augen.

„Ja, das tu ich! beim Freien geh ich meinen eigenen Weg und laſſe mir von niemand einen andern vorſchreiben, auch von dir nicht, Vater!" ſchleuderte ihm der Sohn trotzig ins Geſicht.

Gersbacher erhob ſich und ſtampfte, die Hände auf dem Rücken, mit hochrotem Kopf in der Stube heftig auf und

nieder. Auch Agnete ſtand auf, ging an ihren Mann heran und ſagte beſchwichtigend: „Nur gemach, lieber Alter! wir wollen unſern Sohn doch nicht drängen, eine zu heiraten, die er nicht mag. Hätteſt du dir ſtatt meiner eine andere aufzwingen laſſen?“

Gersbacher ſtutzte bei dieſer verfänglichen Frage, blieb mitten im Zimmer ſtehen und ſtierte ſchweigend vor ſich hin.

Eine dumpfe Stille herrſchte. Die andern drei wagten kaum zu atmen und hingen bei ſtockendem Herzſchlag an den Lippen des mit einem Entſchluß ringenden Bauern. Endlich kam kurz und hart aus ſeinem Munde der Beſcheid: „Ich hab mein Wort gegeben und nehm's nicht zurück.“

Franz ſchnellte vom Stuhle empor und ſtieß wild heraus: „Ich hab keins gegeben und geb auch keins!“

Dann ſtürzte er hinaus und warf die Tür krachend hinter ſich zu.

Neuntes Kapitel.

Jakobine war tief niedergeschlagen von dem schmählichen Mißerfolg ihres Stelldicheins, wobei das Gegenteil von dem geschehen war, was sie ersehnt und erhofft hatte, statt eines unwiderruflichen Verlöbnisses ein vollständiger, unheilbarer Bruch mit Franz, der ihr in der unverhohlensten Weise den Laufpaß gegeben hatte.

Hammichel, ihrem heimlichen Helfer bei dem Eroberungsversuche, konnte sie nicht zürnen, denn der hatte getan, was sie von ihm begehrt hatte. Sein Mittel hatte ja auch einen bedenklich hohen Wärmegrad der beiderseitigen Zärtlichkeiten erzeugt, aber zu noch einem Schritt weiter hatte die Stärke der Mischung nicht gelangt und war nicht wirksam genug gewesen, um der liebelechzenden Verführerin einen alles erreichenden Sieg über den sich kaum noch Sträubenden zu verschaffen. Einen zweiten, kräftigeren Trunk konnte sie ihm aber nicht beibringen, denn niemals würde Franz wieder einen von ihr kredenzten Becher an die Lippen setzen.

Trotz des qualvollen Gefühls verschmähter Liebe bemühte sich Jakobine standhaft, den Ihrigen zu verbergen, wie ihr zumute war, und zeigte sich in ihrer Gegenwart unbekümmert und heiter. Aber ihr Bruder Wilm, der

ja, ohne von dem Liebestrank etwas zu wiſſen, Franz zu ihr entboten hatte, beobachtete ſie ſcharf, und ihm ſchwante, daß da noch nicht alles in Ordnung war. Nachmittags ſtellte er ſie und fragte nach dem Ergebnis der Zuſammenkunft. Jakobine wurde dunkelrot vor Zorn und Scham, ſchlug ſich die Hände vors Geſicht und rief, mit dem Fuß aufſtampfend: „Frage nicht! frage nicht!“

„Ach ſo! ſo ſteht die Sache,“ ſprach Wilm mit einem vielſagenden Lächeln, das Jakobine nicht ſah. „Na, nur ruhig Blut, Schweſterlein! macht jetzt nur bald Hochzeit, dann wird ſchon alles gut werden.“ Damit ging er lachend davon.

Wenn der wüßte, ſagte ſich die gekränkte Unſchuld, wie weit ſie geſtern abend von der Gefahr entfernt geweſen war, zu ſehr geliebt zu werden! Aber mochte Wilm doch denken, was er wollte; daß Franz ſie mit ihrem heißen Liebeswerben ſchroff zurückgewieſen hatte, würde ſie nie einem Menſchen eingeſtehen.

Nur rächen wollte ſie ſich, an beiden ſich rächen, an Franz und an Trudi. Das war jetzt ihr einziger Gedanke; damit ſchlich ſie umher, im Hauſe, im Garten, auf einſamen Pfaden und brütete darüber in der Geißblattlaube.

Als ſie nun wieder einmal ſo vergrämt und verärgert auf derſelben Bank ſaß, wo ſie neulich mit Franz geſeſſen hatte, vernahm ſie plötzlich unweit der Laube ein leiſes Räuſpern, das wie ein Zeichen, wie ein Ruf und Wink klang, der doch nur ihr gelten konnte. Wer war dort? ſollte er es ſein, ſich anders beſonnen haben und ihrer dort harren, um ſie in ſeine liebenden Arme zu ſchließen und alles wieder gut zu machen? Ihr klopfte das Herz, atemlos lauſchte ſie. Das Geräuſch klang noch einmal und diesmal lauter. Nun zweifelte ſie nicht

mehr, ſprang auf und flog zu der Buchenhecke hin, von wo es kam und wo draußen im Freien ein Weg entlangführte. Als ſie aber, das Geſträuch im Garten auseinanderbiegend, herantrat, grinſte ihr zu ihrer bitteren Enttäuſchung Hammichels Spitzbubengeſicht neugierig über den Zaun entgegen.

„Nun, mein Goldſchätzchen, hab ich die andern zehn rheiniſchen Gulden verdient?“ zwitſcherte der Alte. „Oder muß ich noch einmal zu der Apotheke nach Speyer gehen?“

„Nein, ich mag keinen Liebestrank mehr von dir,“ fauchte Jakobine. „Der ihn getrunken hat, iſt im böſen von mir geſchieden.“

Hammichel ſprach: „Dann biſt du nach dem Trunke gewiß nicht liebevoll, nicht hingebend genug gegen ihn geweſen.“

„Meinſt du? nun, das weiß ich beſſer,“ erwiderte ſie ſchnippiſch.

„So probier's noch einmal! ich kann noch viel ſtärkere Tränke brauen,“ ſagte Hammichel. „Kannſt dann auch einen Schluck davon nehmen, damit du ein bißchen in Feuer kommſt und dich nicht zierſt und ſpröde tuſt.“

Jakobine krauſte die Stirn, antwortete jedoch nicht.

„Wenn du aber nichts von Liebestränken hältſt, können wir's ja auch auf andere Weiſe verſuchen, dir deinen Liebſten wieder zugetan zu machen, mit der ſogenannten kabbaliſtiſchen Sympathie oder —“

„Ich will nichts mehr von ihm wiſſen,“ ſchnitt ſie katzbürſtig dem Aufdringlichen das Wort ab, blieb aber doch ſtehen, um ſeine neuen Vorſchläge zu hören.

Nichts mehr von ihm wiſſen wollte ſie? Das paßte dem alten, geriebenen Erpreſſer nicht, der ſich gern noch weiter für ſeine Kuppelei bezahlen laſſen wollte. Er blickte ſich achtſam nach allen Seiten um, ehe er wieder

anfing: „Jakobinchen, — ich wollt es dir eigentlich noch nicht ſagen, weil es noch nicht die rechte Zeit dazu iſt, aber du jammerſt mich, und ich bin von weicher Gemütsart, kann's nicht mit anſehen, wie du dich in Sehnſucht verzehrſt, alſo höre mal zu! Ich habe einen guten Freund in ſehr reputierlicher Stellung beim pfalzgräflichen Kammerſchreiberamt in Kaiſerslautern; der weiß ein unfehlbares Mittel, dir die Fremde, die Trudi — denn das iſt ja doch der Haken, an dem das Herz deines Abtrünnigen gegenwärtig hängt — aus dem Wege zu räumen."

„Was? einen Mord? nein, nein! einen Mord will ich nicht auf meine Seele laden," rief Jakobine entſetzt.

„Mord! wer ſpricht denn von Mord? aus dem Wege räumen heißt doch nicht gleich morden," beruhigte ſie Hammichel. „Der Würzburgiſchen ſoll an ihrem Leibe kein Schade geſchehen, ſie ſoll nur dem Franz ſo verleidet werden, daß er ſich ganz von ihr abkehrt und gar nicht mehr an ſie denkt, verſtehſt du. Aber der Mann, der das ins Werk richten kann, will geſpickt und geſalbt ſein, wenn er helfen ſoll, und billig tut er's nicht."

„Was will er denn machen?" fragte Jakobine immer aufmerkſamer werdend.

„Was er machen will? Ja, Jakobinchen, wenn ich wüßte, daß du ſchweigen könnteſt —, kannſt du das? willſt du mir das hoch und heilig verſprechen?"

„Jaja! verſteht ſich! nur weiter!" drängte ſie ungeduldig.

„Nun dann paß auf! Die Sache hängt nämlich mit der Stellung, mit dem Amte meines Freundes zuſammen, da hat er Gelegenheit —"

In dieſem Augenblicke kläffte draußen am Zaune ein Hund, und Hammichel brach jäh ab. Patz war es, der

mit Schneckenkaſchper des Weges daherkam, den im Gebüſch halb verſteckten Alten erſpürt hatte und ihn, von dem er ſchon manchen Fußtritt erhalten hatte, heftig anbellte. Jakobine zog ſich ſchnell zurück, während ihr Kaſpar noch grüßend zunickte. Er hatte ſie alſo mit Hammichel zuſammen am Zaune geſehen, was ſie ſehr verdroß, weil ſie wußte, ein wie häufiger Gaſt er bei Bürgermeiſters auf dem Abtshofe war, wo er gewiß alles anbrachte, was er ſah und hörte. Vom Garten aus erhorchte ſie noch, daß der Alte zornig auf den Jungen einſchalt, was er ſich hier herumzutreiben habe.

Kaſpar trollte ſich mit ſeinem Schnauzerl von dannen, und als er leiſe vor ſich hinpfeifend den Wingerten zuſchlenderte, ſtieg dem über ſeine Jahre geweckten Jungen die Frage auf: Was hat denn Großvater mit der Steineckerdirn zu ſchaffen, daß ſie ſich heimlich am Zaun treffen und wie geſcheuchte Spatzen auseinanderfuhren, als ſie meiner anſichtig wurden? Das war doch ſehr auffällig, dahinter mußte was Beſonderes ſtecken. Um in Bequemlichkeit und Ruhe darüber nachzuſinnen, warf er ſich auf einen Grasrain in das friſch gemähte Heu und ſchaute zu den dunklen Wolken empor, die ſich über die Haardt her, Regen verheißend, zuſammenzogen. Patz legte ſich neben ihn und äugte ſeinen Schützer und Gönner unverwandt an, als ob auch er in ſeiner ehrlichen Hundeſeele über die ſeltſame Begegnung ſeine eigenen mißtrauiſchen Gedanken hätte. Der Junge ſtreichelte ſeinem Liebling das zottige Fell, der dafür dankbar das Schwänzchen pendeln ließ. Das Rätſel löſen konnte jedoch keiner von beiden.

Unterdeſſen hatte Hammichel die dem Abgange ſeines Enkels entgegengeſetzte Richtung eingeſchlagen. Er war über die durch dieſen verurſachte Störung ſeines Pak-

tierens mit Jakobine ſehr ärgerlich und bewegte die dünnen Lippen in lebhaftem, übellaunigem Selbſtgeſpräch. Auf einmal aber blieb er wie gebannt ſtehen, als wäre er in ſeinen Betrachtungen vor etwas innerlich erſchrocken. „Hammichel, alter Eſel!“ murmelte er, „da hat dich dein Bankert mit ſeinem verdammten Köter vor einer großen Dummheit bewahrt. Warſt wahrhaftig drauf und dran, dem heißblütigen Frauenzimmer dein koſtbares Geheimnis vom Wildfangrecht auszuſchwatzen, das dir noch ein ſchönes Stück Geld einbringen kann, wenn du's ſo lange einkapſelſt, bis dir der Bürgermeiſter in ſeiner Angſt vor dem Hörigwerden ſeiner Niftel von ſelber nachläuft und dir für dein Schweigen mehr bietet als dir das eiferſüchtige Mamſellchen für's Reden zahlen kann. Alſo Maul halten und abwarten! — Wenn ſie dir aber nun nächſtens mit Fragen auf den Hals kommt, was das mit dem Kaiſerslauterer auf ſich hat? was dann?“ ſpann er im langſamen Dahintrotteln weiter. — „Ah bah! läßt dich nicht vor ihr blicken, und wenn ſie dich von ungefähr einmal erwiſcht, lügſt du ihr die Jacke voll. Der Freund wollte nicht mit der Sprache heraus, machte große Schwierigkeiten, forderte eine Unſumme für ſein Eingreifen. Und dann, nach Kaiſerslautern iſt's ein weiter Weg, — den du natürlich nicht unternimmſt, ihr aber gehörig ankreideſt — mit dem Hin und Her vergeht viel Zeit, und kommt Zeit, kommt Rat.“

Auch Jakobine verwünſchte den Schneckenkaſchper, daß er ihr Geſpräch mit Hammichel unterbrochen hatte, gerade als ihr der gute Alte den ſicheren Beiſtand ſeines Freundes erläutern wollte. Die Würzburgiſche ſollte dem Franz dermaßen verleidet werden, daß er ſich gänzlich von ihr abkehrte, hatte Hammichel geſagt, und nun

brannte ſie vor Neugier, zu erfahren, wie der in Kaiſerslautern das fertig bringen wollte. Beim Lohn dafür wollte ſie wahrlich nicht feilſchen und knauſern, und wenn ſie's ihrer Mutter aus der Wirtſchaftskaſſe ſtehlen müßte! Die hatte ja genug und zählte nicht nach; nur nicht zaghaft, wenn's um Lieb und Leben ging! Aber wie ſollte ſie Hammichels ſobald wieder habhaft werden? wieder zu ihm zu ſchleichen ſchien ihr gewagt und konnte, wenn es bemerkt wurde, Verdacht erregen, denn der Alte ſtand in zu ſchlechtem Geruch. Und wenn der überall herumſchnüffelnde Junge ſie noch einmal mit jenem allein erwiſchte und das bei Armbruſters oder Gersbachers erzählte, ſo lief ſie Gefahr, daß man ihrer Verſchwörung gegen Trudi auf die Spur kam. Sie mußte es alſo dem Zufall überlaſſen, daß ihr Hammichel einmal unverhofft begegnete, falls er ſie nicht in ihrem elterlichen Hauſe aufſuchte, wo er ja des Weines wegen zuweilen vorſprach und dann wohl Gelegenheit zu einer unbelauſchten Fortſetzung der ihr höchſt wertvollen Mitteilung fand.

Nun wurde ſie wieder guten Mutes und nahm ſich auch vor, ihren Bruder Wilm durch ein nicht mißzuverſtehendes Wort aus ſeinem vorwitzigen Irrtum zu reißen, daß er ſie nicht immer ſo ſpottluſtig anguckte, als wenn er Wunder was von ihr wüßte. —

Ein ſehr ſchweres Herz trug, wo er ging und ſtand, Franz mit ſich herum. Er kannte den harten, unbeugſamen Sinn ſeines Vaters, gegen den mit gütlichem Zureden und vernünftigen Vorſtellungen ſelten etwas auszurichten war, am wenigſten nach einem ſo heftigen Auftritte, wie es neulich Jakobinens wegen zwiſchen ihnen gegeben hatte. Seitdem lebten ſie beide maulend und muffig nebeneinander her und gingen ſich ſo viel wie möglich aus dem Wege. Das Seinige zu tun, um

wieder ein beſſeres Verhältnis zwiſchen ihnen anzubahnen, fiel Franz nicht ein oder gewann er in ſeinem angeſtammten pfälziſchen Bauerntrotz nicht über ſich. Er glaubte, daß ſeine Mutter ein gutes Wort zum Frieden beim Vater einlegen würde und gewiß ſchon eingelegt hatte, aber daß dies in den Wind geſprochen war, ſchloß er aus dem ganzen Weſen und Gehaben des in ſeiner Unzugänglichkeit beharrenden Familienhauptes. Da ſagte er ſich wohl, daß, wenn die Vermittlung der Mutter nichts fruchtete, ſein eigenes Einlenken und Entgegenkommen erſt recht keine Wirkung haben würde und war nun ratlos, was er in ſeiner überaus ſchwierigen Lage tun ſollte. Nur das ſtand in ſeiner Seele ſo unausrottbar feſt wie die ſtarken Wurzeln einer Eiche im Waldboden, daß er nie und nimmer von Trudi laſſen wollte, und ſchon war ihm der Gedanke gekommen, mit ihr auf und davon zu gehen und ſich anderswo eine Heimſtatt zu gründen, nur ſo groß, daß darauf eine Wiege ſtehen könnte, mit einem Kinde und ein Stuhl zum Sitzen für die, ſo das Kind wiegte. Aber er konnte dem lieben Mädchen nicht zumuten, heimlich mit ihm zu fliehen und ohne den Segen der Eltern und Verwandten ohne Hab und Gut, bei hartem Mühen und knappem Tagelohn ſich kümmerlich durchs Leben zu ſchlagen.

Seit länger als einer Woche hatte er Trudi nicht geſprochen und dies auch gar nicht verſucht. Denn ſeines Stelldicheins wegen mit Jakobinen ſchämte er ſich vor ihr, weil er die ihn liſtig Umgarnende in der Laube geküßt hatte, wenn es auch nur in einem auf ſchändliche Weiſe ihm beigebrachten Rauſche geſchehen war. Darum wagte er nicht, ihr mit ſeinem ſchlechten Gewiſſen unter die Augen zu treten. Aber ebenſo groß oder wohl noch größer als ſeine Reue war ſeine Sehn-

ſucht nach der Geliebten. Ihm deuchte, ein Wort, ein Handdruck, ein Blick von ihr würde ihn von dem entſühnen, deſſen er ſich ſelbſt wie einer gegen ſie begangenen Treuloſigkeit beſchuldigte. Was aber mochte ſie von ihm denken, daß er ſich auf dem Abtshofe gar nicht ſehen ließ? mußte ſie nicht an ſeiner Liebe zweifeln, ihn für unſtät und wetterwendiſch halten? Dieſe Bangnis überſtieg alle anderen Sorgen, die ihn bedrückten.

Aber Trudi erklärte ſich ſein Fernbleiben mit der verſtändigen Einſicht, daß ihm die große Wirtſchaft ſeines Vaters alle Hände voll zu tun geben und alle ſeine Zeit in Anſpruch nehmen müſſe, ſo daß er abends, todmüde von der Arbeit, nicht mehr zum Plaudern und Scherzen aufgelegt und fähig ſei.

Statt ſeiner trachtete ein anderer danach, ihre Wege zu kreuzen, einer, deſſen Begegnung ihr ſtets unangenehm war, — Junker Ulrich von Remchingen. Schon ein paarmal und ſo auch jüngſt wieder hatte er ſie in Geſellſchaft Ammeries draußen vor dem Tore getroffen und eine Unterhaltung mit ihr angeknüpft, die er in der ihm ſehr unerwünſchten Gegenwart der Bürgermeiſtertochter in einem leidlich anſtändigen Tone führte. Was aber ſeine Worte nicht ausdrückten, das verrieten deſto deutlicher ſeine Augen, die des ſchönen Mädchens blühende Geſtalt mit ſo dreiſten, lüſternen Blicken verſchlangen, daß Trudi, äußerſt peinlich davon berührt, das Geſpräch möglichſt ſchnell abbrach und ſich, was nicht leicht war, des Junkers anſchließende Begleitung unter einem mehr oder weniger durchſichtigen Vorwande alsbald entledigte. Wenn ſie dann über ſeine Zudringlichkeit, vor deren bedrohlichen Weitergehen ihr ſchauderte, empört war und ihre Angſt davor nicht verhehlte, beruhigte ſie Ammerie und ſuchte ſie dadurch aufzuheitern, daß

ſie den kecken Galan hinter ſeinem Rücken mit anzüglichen und witzigen Bemerkungen gründlich verſpottete. Dann aber brachte ſie die Rede auf Franz, und das war das beſte Mittel, Trudis gute Laune flugs wieder herzuſtellen. Bald ſtrich ſie Franzens Vorzüge und Tugenden über die Maßen ſtark heraus, was der gern Zuhörenden wie liebliche Muſik klang, bald griff ſie ihn an irgendeiner Seite ſeines Weſens ſcharf an, und dann erfolgte, was ſie eben damit bezweckt hatte, ein ſehr entſchiedener Widerſpruch von Trudi und eine überſtrömend warme Verteidigung des Getadelten. Das dauerte ſo lange, bis Ammerie endlich in ein ſchallendes Gelächter ausbrach, Trudi nun die Abſicht der hinterliſtigen erkannte und über die unbedachte Offenbarung ihrer Gefühle für Franz, die jedoch ohnehin kein Geheimnis für Ammerie waren, errötend in das triumphierende Lachen der Freundin einſtimmte.

Als die zwei Mädchen dann mit von Frohſinn ſtrahlenden Geſichtern von ihrem Ausgange nach Hauſe kamen und der Bürgermeiſter ſie verwundert fragte, was ſie denn in ſolche Luſtigkeit verſetzt hätte, antwortete die Schelmin Ammerie: „O wir haben uns tüchtig um einen gezankt, in den wir beide bis über die Ohren verliebt ſind. Weißt du das nicht, Väterle?“

Ja, Chriſtoph Armbruſter wußte, was in einem der Mädchenherzen unter ſeinem Dache lebte und webte, und war der feſten Überzeugung, daß nur der zähe Wille Florian Gersbachers ſeinen Sohn noch von der Werbung um Trudis Hand zurückhielt.

Wie er nun ſeine Nichte ſo heiter und vergnügt ſah, erfüllt von der beſeligenden Hoffnung auf ein baldiges Liebesglück, erfaßte ihn ein tiefes Weh, weil er, er allein, auch wußte, daß dieſe mit allen Segeln fahrende Hoff-

nung hilflos ſcheitern würde. Zwar Gersbachers ſchrullenhafte Verſtocktheit, ſeinen Sohn mit der fahrigen Jakobine verkoppeln zu wollen, glaubte er in einer günſtigen Stunde unter vier Augen, vielleicht bei einem guten Tropfen, beſiegen zu können. Wenn aber der hochmütige Großbauer erſt einmal Witterung vom Wildfangrechte bekam, ſo war an ſeine Zuſtimmung zu einem Ehebunde der beiden ſich Liebenden gar nicht zu denken.

Dieſe troſtloſe Gewißheit war die ſchwere, bittere Sorge, mit der Chriſtoph Armbruſter Trudis wegen in verzweifeltem Kampfe lag. Doch er hielt ſie in ſeiner Bruſt verſchloſſen und verſchwieg ſie ſelbſt ſeinem treuen Ehegeſpons. Es war genug, daß einer daran zu würgen und darunter zu leiden hatte; die anderen, die Seinigen wollte er ſo lange wie möglich damit verſchonen. Aber wie lange konnte er das noch? Jetzt war ſchon Hochſommer, der Kreuz-Erhöhungstag alſo nicht mehr fern, und damit war die Friſt verſtrichen, nach deren Ablauf Trudi ihrem Schickſal verfiel, das von ihr abzuwenden der Bürgermeiſter in mancher ſchlafloſen Nacht auf Mittel und Wege ſann.

Franz trug die Bewußtloſe auf ſeinen Armen von der Brandſtätte weg.
(S. 127.)

Zehntes Kapitel.

Als nun auch ein arbeitsfreier Sonntag nach dem andern verging, ohne daß Franz den Hof betrat, fing Trudi doch allmählich an, sich über sein Ausbleiben zu beunruhigen und nach anderen Gründen dafür zu suchen als in seiner anstrengenden wirtschaftlichen Tätigkeit. Sie hatte ihn einmal in der Kirche gesehen und dort einen fest auf sie gerichteten traurigen Blick von ihm aufgefangen. Was hatte der zu bedeuten? eine ihr aus seinem Herzen von fern zugesandte Anklage? aber um welcher ihr unbewußten Schuld willen? Hatte sie ihn durch ein von ihm mißverstandenes Wort oder durch ein ungewollt kühles Benehmen verletzt? Aber wann und wo sollte das geschehen sein? sie konnte sich auf etwas dem Ähnliches durchaus nicht besinnen. Oder — — Ammerie hatte ihr einmal gesagt, daß sein und Jakobinens Vater einen Pakt geschlossen hätten, ihre Kinder dermaleinst miteinander zu verheiraten. Sollte das nun zur Tat werden und Franz sich dem Willen seines Vaters gefügt haben? Dann freilich — und es dünkte sie die wahrscheinlichste ihrer Mutmaßungen — dann mußte sie hinter der für ihn Auserkorenen zurückstehen und ihm

auf immer entſagen. Daheim unter der liebloſen Behandlung ihres Stiefvaters war ſie an Entbehrungen und Entſagungen vollauf gewöhnt; hier aber, wo ſie im Schoß der Armbruſter'ſchen Familie über alles Wünſchen und Erwarten wie ein Kind des Hauſes gehalten wurde, mußte ihr der aufgedrungene Verzicht gerade auf das höchſte Glück, das ihr die Zukunft noch beſcheren konnte, einen unermeßlichen Schmerz bereiten.

Daß ſie, ſtatt von äußeren Umſtänden und ihr feindlichen Einflüſſen um ihre Hoffnung betrogen zu werden, ſich in ihren düſteren Ahnungen täuſchen könnte und ihre Befürchtungen nur vorübergehend ſchattende Wolken wären, die ein Windhauch aus Sonnenaufgang her vom wieder blauenden Himmel verſcheuchen würde, dieſe Möglichkeit kam ihr gar nicht in den Sinn. Sie vergrub ſich in ihr Leid und ſchaffte mit verdoppeltem Eifer in Haus und Hof, um nicht immerfort nur ihren trüben Gedanken nachzuhängen, aber ihre jugendliche Frohheit war in die Brüche gegangen und hatte einem ſchwermütigen Ernſte Platz gemacht.

In Gegenwart der Hausgenoſſen beherrſchte ſie ſich und zwang ſich zu einer Heiterkeit, an der ihr Inneres keinen Anteil hatte. Nur Ammerie gegenüber gab ſie ſich keine Mühe, zu ſcheinen, was ſie nicht war, und der in ihrer Heimlichkeit zwar durch kein offenes Geſtändnis, aber durch manches auf neckiſche Anſpielungen ihr zufällig entſchlüpfte Wort ſchon ziemlich Eingeweihten blieb Trudis bedrückter Gemütszuſtand nicht lange verborgen. Endlich hielt die ein rückhaltloſes Vertrauen unter Freundinnen Verlangende das hartnäckige Schweigen der anderen nicht mehr aus und wollte wiſſen, was es zwiſchen Franz und Trudi gegeben hatte. Denn daß nur Franz der Urheber von Trudis Kummer war, ſtand

für ſie ſo feſt wie daß fließendes Waſſer und eine rollende Kugel nicht bergauf, ſondern bergunter laufen.

Als die beiden Mädchen einmal, mit einer Handarbeit beſchäftigt, in ihrem Zimmer allein ſaßen und Trudis Bruſt ein hörbar tiefer Atemzug hob und ſenkte, fing Ammerie unvermittelt an: „Wie lange iſt es denn her, daß du ihn nicht geſehen und geſprochen haſt?“

Trudi ließ die Hände in den Schoß ſinken und ſtarrte die ihre Sorgen Erratende verdutzt an, aber die heuchelnde Frage: wen meinſt du denn? brachte ſie nicht über die Lippen: „Ach, es können Wochen her ſein,“ ſprach ſie traurig.

„Und warum kommt er nicht?“

„Ich weiß es nicht,“ hauchte Trudi.

„Ihr habt alſo keinen Streit miteinander gehabt?“

„Nein, niemals.“

„Ja, haſt du denn gar keine Vermutung, weshalb er ſich von dir zurückhält?“

„Doch, eine, und die ſtützt ſich auf eine Mitteilung, die du mir früher einmal gemacht haſt.“

„Nun?“

„Er wird die Jakobine heiraten wollen oder müſſen.“

„Wollen ſicher nicht!“ behauptete Ammerie mit aller Entſchiedenheit. „Du haſt es doch oft genug mit angeſehen, wie wegwerfend er Jakobine behandelte. Und von müſſen kann auch keine Rede ſein. Wer will ihn dazu zwingen? Das kann auch ſein Vater nicht.“

„Vielleicht bedarf es dazu keines großen Zwanges,“ erwiderte Trudi bitteren Tones. „Jakobine iſt ein reiches Mädchen, und ich bin bettelarm.“

„So!“ verſetzte Ammerie, „was du doch für Grillen fängſt! Ob reich oder arm, liebe Trudi, das iſt Franz keinen Pfifferling wert. Dem darfſt du eine ſo niedrige

Gesinnung nicht zutrauen, daß er nur nach Geld freien sollte. Das täte er nun und nimmermehr, auch wenn nicht das Bild einer gewissen anderen in seinem Herzen wohnte."

„Bist du dessen so gewiß, daß mein Bild in seinem Herzen wohnt?"

„Du etwa nicht?" fragte Ammerie.

„Hab's auch einmal geglaubt, — jetzt kann ich es nicht mehr," sprach Trudi mit Tränen in den Augen.

„Aber Trudi!" rief Ammerie, „soll ich dir die Beweise dafür an den Fingern herzählen? Erinnere dich doch an die Lesen in den Wingerten, an unsere Tanzstunden hier oben auf dem Söller, an die lustigen Spinnstuben, an Franzens Besuche hier bei uns, wo er manchmal mit pochendem Herzen wie ein verängstigter Schulbube vor dir stand und kaum einen vernünftigen Satz hervorstottern konnte. Wie du da noch an seiner Liebe zweifeln kannst, begreif ich nicht."

Diese Vorhaltungen verfehlten ihres Eindruckes auf Trudi nicht, und schon viel gefaßter sagte sie: „Ja, dann gib du mir doch einen Beweggrund für sein Ausbleiben an, wenn du einen finden kannst."

„Ich weiß freilich auch keinen," mußte Ammerie bekennen. „Möglich, daß bei Gersbachers etwas vorgefallen ist, was Franz nötigt, unser Haus eine Zeitlang zu meiden, vielleicht eine Mißhelligkeit zwischen dem alten Grobian und meinem Vater, die erst beigelegt werden muß, ehe sie wieder freundschaftlich mit uns verkehren können. Soll ich mal hingehen zu ihnen und mit meiner berühmten Schlauheit leise auf den Busch klopfen, um zu sehen und zu hören, wie Hase da läuft?"

„Nein, das sollst du nicht!" fiel Trudi schnell ein. „Dein leises Aufdenbuschklopfen, das ich mir lebhaft vor-

ſtellen kann, würde die Spannung nur noch verſchärfen, und ich will nicht, daß du dir meinetwegen Ungelegenheiten in deiner Verwandtſchaft machſt."

„Ach was, Ungelegenheiten! da frag ich den Kuckuck danach," wetterte Ammerie. „Macht denn Franz dir keine Ungelegenheiten mit ſeinem dummen Mucken und Böſetun? Aber nimm ihn dir doch ſelber vor, daß er mit der Sprache herausrückt."

„Nein, das kann ich nicht, und das tu ich nicht, um alles in der Welt nicht," erklärte Trudi.

„Nun dann werd ich ihn fragen; ich kann das ſehr gut, und mich ſoll er nicht mit Ausflüchten und leeren Redensarten abſpeiſen. Ich halt ihn am Schlafittchen und laß ihn nicht eher los als bis er mir alles ehrlich gebeichtet hat," ſagte Ammerie.

„Er würde denken, du kämeſt in meinem Auftrage," wandte Trudi ein.

„Laß ihn doch in ſeinem Dickkopfe denken, was er Luſt hat," erwiderte Ammerie heftig. „Du mußt unter allen Umſtänden wiſſen, wie du mit ihm dran biſt, entweder oder! ſo oder ſo!"

„Es wäre mir doch erwünſchter, wenn du es auf andere Weiſe erfahren könnteſt, was Franz gegen mich hat," bat Trudi.

„Na, ich werd's verſuchen, und ſollt' ich dazu in ganz Wachenheim herumtappen und Blindekuh ſpielen müſſen," verſprach Ammerie. „Aber darauf gebe ich dir meinen Kopf zum Pfande, daß Franz nicht zu Kreuze kriecht, und wenn die beiden alten Brummbären, der Gersbacher und der Steinecker, ſich noch ſo klotzig vor ihm auf die Hinterbeine ſtellen. Und wenn's Not an Mann geht, bin ich auch noch da und ſpringe Knall und Fall dazwiſchen, daß ſie ihr blaues Wunder haben ſollen."

Ammeries mutiges Draufgängertum hatte etwas sehr Ergötzliches und richtete Trudi aus ihrer Verzagtheit einigermaßen auf; lächelnd reichte sie der unerschrockenen Freundin die Hand.

Nun schwiegen sie beide. Nach einer Weile aber fing Trudi wieder an: „Sage mal, Ammerie, glaubst du, daß deine Eltern von meiner — von meinem Geheimnis etwas wissen?“

„O bewahre! nicht das geringste,“ versicherte Ammerie überzeugungsvoll. „Meinen Vater kenn ich durch und durch, der denkt an so was gar nicht. Und Mütterle? — ach nein! die noch weniger.“

„Das ist mir sehr lieb; ich glaub's auch nicht,“ sprach Trudi. —

Die Tage schwanden ohne neues zu bringen dahin, und mit ihnen verblich auch wieder mehr und mehr der schwache Schimmer von Hoffnung, den Ammerie mit ihrer festen Zuversicht zu Franzens Treue und Standhaftigkeit in Trudis Herzen entfacht hatte. Sie hatte der einer tröstlichen Kunde Harrenden nichts über die Meinung im Gersbacher'schen Hause melden können, weil sie infolge von Trudis Verbot gar nicht dort gewesen war und ihr das sachte Herumhorchen im Städtchen nichts genutzt hatte.

Da wollte die abermals Enttäuschte von dem aufreibenden Hangen und Bangen ablassen und sich in ihr Los schicken, zeitlebens hier auf dem Abtshofe zu bleiben, wenn die lieben Alten sie dauernd bei sich behalten wollten, die sie dann, selber alternd und verblühend, in unauslöschlicher Dankbarkeit für die erwiesene Wohltat hüten und pflegen wollte wie sie nur wüßte und könnte.

Schon hatte sie sich bei der Ausmalung dieses bescheidenen Zukunftsplanes eine gewisse Ruhe erkämpft,

als einmal gegen Mittag Ammerie der in der Küche hantierenden von außen durch das offene Fenſter zurief: „Trudi, komm flink in den Garten! ich hab eine Spur!“

Trudi lächelte ungläubig zu der nicht viel verheißenden Botſchaft. Da ſie aber bei der Küchenarbeit entbehrlich war, ſo folgte ſie läſſig und doch nicht ganz ohne Neugier der Vorauseilenden in den ſchattigen Laubgang, wo ſie vor dem Belauſchtwerden ſicher waren.

Dort berichtet nun Ammerie: „Ich habe den Schneckenkaſchper geſprochen, und denke dir, was mir der erzählt hat! Er hat neulich ſeinen Großvater, den Hammichel, mit Jakobinen in vertrauter Zwieſprach am Steinecker'ſchen Gartenzaun abgefaßt. Patz hat die beiden im Gebüſch aufgeſtöbert. Jakobine iſt ſofort in größter Beſtürzung und Verwirrung davongelaufen, und der Alte hat den Jungen fürchterlich ausgeſchimpft, daß er ihm nachgeſchlichen iſt und ihn bei der Unterredung geſtört hat. Was ſagſt du dazu?“

„Iſt das alles?“ fragte Trudi.

„Alles? alles?“ äffte ihr Ammerie nach. „Iſt das etwa nichts? kannſt du dir das weitere nun nicht von ſelber zuſammenklauben?“

„Nein, daraus kann ich mir gar nichts zuſammenklauben.“

„Ja, ſiehſt du denn nicht ein, was daraus zu folgern und zu ſchließen iſt?“ fur Ammerie ungeduldig werdend und ſich mit dem Zeigefinger an die Stirn tupfend fort.

„Nein, ich bin leider nicht ſo ſchlau wie du,“ lachte Trudi.

„Nun, daraus folgt doch ſonnen-, mond- und ſternenklar, daß, wie Hammichels Einmiſchung zeigt, die Hinderniſſe und Schwierigkeiten, mit denen man Franzens Verbindung mit dir hintertreiben will, nicht bei Gersbachers,

ſondern bei Steineckers ausgeheckt und zu Schlingen und Stricken für euch gedreht werden, und endlich, daß noch nichts entſchieden iſt, denn ſonſt hätte Jakobine keine Urſach, ſich in eine Verſchwörung mit dem alten Ränkeſpinner, dem Hammichel, einzulaſſen."

„Alſo du haſt nichts Geringeres als eine höchſt bedrohliche Verſchwörung gegen mich entdeckt. Ammerie, da haſt du eine großartige Spur gefunden," mußte Trudi wieder lachen.

„Auch noch Spott?" ſchmollte Ammerie. „Iſt das der Dank für meine Umſicht, daß ich — daß —"

„Daß dir der Schneckenkaſchper zufällig begegnet iſt, der von den gefährlichen Abmachungen der beiden Verſchwörer kein Sterbenswort gehört hat."

„Das iſt kein Zufall, das iſt Schickung, die wir nicht unbeachtet laſſen dürfen," ſprach Ammerie, ſich gekränkt von Trudi abwendend.

„Sei nicht böſe!" lenkte Trudi begütigend ein. „Komm her und laß uns jetzt einmal ernſthaft darüber reden." Sie ſchob ihren Arm unter den der ſchnell Verſöhnten, und ſo ſchritten ſie beide den Gartenweg entlang. „Was meinte denn Kaſchper zu der von ihm auseinandergeſprengten Zuſammenkunft?"

„Er meinte, wo Hammichel ſeine Spürnaſe hineinſteckte, das könnte niemals etwas Gutes ſein, und bei ſeiner Feindſchaft gegen uns Armbruſters handelte es ſich in ſeinen heimlichen Abmachungen mit Jakobinen ſicher um einen uns zugedachten böſen Streich. Darum hätte er, Kaſchper, dir und mir aufgelauert, um uns dieſe Mitteilung zu machen und uns zu warnen. Mehr konnte er nicht ſagen, aber er hat mir verſprochen, ſcharf aufzupaſſen und uns ſofort zu benachrichtigen, wenn er etwas uns Nachteiliges aufſchnappen würde."

„Der liebe Junge!“ ſprach Trudi. „Ich glaube, der iſt ſchon viel klüger und gewitzter als die meiſten von ihm annehmen.“

„Freilich iſt er das,“ ſtimmte Ammerie zu. „In dieſer Beziehung iſt er ja bei dem Alten in der beſten Lehre. Uns iſt er ſehr anhänglich und ergeben und wird uns immer gern zu Dienſten ſein. Wir können ihn vielleicht noch gut gebrauchen, um dies und jenes aus dem feindlichen Lager zu erfahren.“

„Wenn ich nur wüßte, was die beiden am Gartenzaun gegen uns angezettelt haben!“ ſagte Trudi.

„Ja, das auszuſpintiſieren bin ich doch noch nicht ſchlau genug,“ lachte Ammerie.

Sie ſannen nun ſchweigend darüber nach, was ſie tun ſollten, um eine Klärung der wie ein ſchwül drückendes Gewitter in der Luft ſchwebenden Beziehungen zwiſchen Franz und Trudi herbeizuführen. Aber ſie grübelten vergeblich, keiner von beiden kam ein erleuchtender Gedanke.

„Es hilft uns alles nichts, Trudi, als mit Franz ſelber zu reden,“ nahm Ammerie das Geſpräch endlich wieder auf. „Und das geſcheiteſte wäre, wenn du das tätеſt mit der einfachen Frage: Franz, wie ſtehen wir zwei miteinander?“

Trudi erwiderte: „Dazu bin ich zu ſtolz und auch zu demütig ihm gegenüber. Du wirſt mich ſchon verſtehen, was ich damit ſagen will.“

Ammerie nickte ſtumm und drückte leiſe der Freundin Arm. „Ich wollte, es fiele mir etwas ein, wie man Franz einmal auf die Probe ſtellen könnte,“ hub ſie bald wieder an, „auf eine entſcheidende, alle Zweifel löſende Probe, der er nicht ausweichen könnte und bei der er unzweideutig Farbe bekennen müßte.“

Trudi blieb auf dem Flecke ſtehen, ſah Ammerie überraſcht an und ſprach: „Ja! — das iſt ein guter Vorſchlag. Aber," fuhr ſie nach kurzer Überlegung fort, „ſo recht will mir das doch nicht gefallen; es kommt mir unwürdig und nicht ehrlich vor, es ſieht aus, als wollten wir Franz eine Falle ſtellen, und überliſten mag ich ihn nicht; freiwillig muß er ſich zu dem entſchließen, was ihm ſein Herz gebietet. Ein durch einen Überfall, einen Handſtreich errungener Sieg hat in meinen Augen keinen großen Wert. Nein, nein, keine Probe! Geduld müſſen wir haben, Ammerie! und wenn es mit der Geduld zu Ende geht, — bei mir iſt es ſchon ſo weit — ſo bleibt nichts übrig als Entſagung auf Liebe und Liebesglück," ſchloß Trudi in tiefer, innerer Bewegung.

Ammerie wollte darauf noch etwas erwidern, aber da läutete es Mittag auf dem Turme.

„Komm!" ſagte Trudi nun in ruhigem Ton, „dein lieber Vater verlangt Pünktlichkeit von uns."

Sie verließen den Garten und ſchritten dem Hauſe zu.

Elftes Kapitel.

Der Sommer thronte mit seiner strahlenden Pracht im Lande und wirkte mit allen Kräften, das Wachsen und Reifen zu fördern, um seinem Nachfolger, dem Herbst, die Erzeugnisse seines Schaffens als tausendfältiges, kostbares Erbe zu hinterlassen. Dabei halfen ihm die Menschen mit rührigem Fleiß, denn die winkenden Schätze sollten ja doch zu Genuß und Gebrauch in ihre Hände gelangen und ihnen zum Segen gedeihen.

Die Pfälzer, auch die in Wachenheim, sahen der Ernte vertrauensvoll entgegen. In den Weinbergen schwollen die Trauben, auf den Feldern wogten die Ähren, und an den Bäumen bogen sich die Zweige mit den dicht hängenden Früchten. Was noch an Arbeit getan werden konnte und mußte, geschah Tag für Tag, und nach Feierabend herrschte Ruh' und Zufriedenheit in den Häusern, und in den Straußwirtschaften gab es oft ein lautes, lustiges ‚Dischkuriere' und ein dauerhaftes Trinken.

Unter diesem und jenem Dache freilich schlug auch ein Herz in Angst und Qual und schickte Wunsch und Gebet zum Himmel um Stillung eines Leids oder Er-

füllung eines heißen Begehrens. In zweien der reichſten Bauernhöfe niſteten Sorgen, von denen die nächſten Nachbarn nichts wußten und nicht einmal alle Inſaſſen etwas erfuhren.

Wer war im Abtshofe, außer Ammerie, in Trudis marternde Zweifel eingeweiht? wer vollends ahnte Chriſtophs ſtumm und einſam getragene Pein über Trudis herannahendes trauriges Schickſal? Und im Gersbacherhofe preßte Franzens Bruſt der harte Willenszwang ſeines Vaters wie mit eiſernen Klammern. Auch davon drang keine Kunde nach außen; nur ſeine Mutter und ſein Bruder Steffen blickten ihm ins Herz hinein und erkannten den eigentlichen, tiefunterſten Grund ſeines verhaltenen Grames.

Die beiden, Franz und Trudi, wußten ſelber einer vom andern nichts. Sie ſehnten ſich nach einander, trafen ſich jedoch nicht, ſahen ſich nicht, konnten ſich nicht gegenſeitig ausſprechen. Jeder ſchleppte das, was in ihm bohrte, an ihm zehrte, durch endlos lange Tage und halb ſchlummerloſe Nächte wie eine ihn zu Boden drückende Laſt von Jammer und Elend, an deren Verwandlung in himmelhoch hebende Freude er nicht mehr glaubte.

Aber der Menſch denkt und Gott lenkt. Dieſer alte Spruch, der ſchon manchem von Not und Furcht gebeugten Erdenkinde zum Troſte gereicht, aber auch vielen zu ihrem Schrecken gezeigt hat, daß menſchliches Hoffen und Planen eitel und nichtig iſt, ſollte auch den zwei Liebenden ſeine Wahrheit erweiſen.

Es trat ein Ereignis ein, das die Lage der Dinge im Handumdrehen veränderte.

Eines Nachts, in der Morgendämmerung, wurden die Bewohner Wachenheims durch Feuerlärm aus dem Schlafe geſchreckt. Niklas, der Türmer, ſtieß mit Macht

in ſein Horn und läutete Sturm. Männer, Frauen und Mädchen fuhren aus den Betten und ſtürzten, notdürftig bekleidet, auf die Gaſſe. Viele hatten ſich mit Eimern verſehen, andere Äxte, Hacken und Hauen ergriffen oder ſchafften Leitern herbei. Ihnen ſchloß ſich eine große Anzahl Neugieriger an, zu denen auch Trudi, Ammerie und, dieſe zwei ängſtlich meidend, Jakobine gehörten. Alles ſchrie wie toll durcheinander und fragte: wo iſt's? wo brennt's? Bald wußten ſie's, bei Merten Sachendag war's.

Bei Sachendag? wo Hammichel wohnte? Hat der etwa nächtlicher Weile ſeinen berüchtigten Miſchmaſch gekocht und iſt dabei unvorſichtig mit dem Feuer umgegangen? dachten manche, aber ſie eilten doch hin, um löſchen zu helfen.

Da ſahen ſie denn, daß nur ein einzeln ſtehendes Nebengebäude brannte, das als Schuppen und Stallung diente und unter deſſen hohem Dache ſich der Heuboden befand. Es war ſchon nicht mehr zu retten, und man verſuchte dies auch gar nicht, obwohl ſich Sachendag gebärdete, als ob ihm ein Vermögen damit zugrunde ginge.

Dagegen war es nötig, das Wohnhaus zu ſchützen, damit es nicht durch hinüberfliegende Funken auch in Brand geriet und die Nachbarhäuſer gefährdete. Dies taten nun unter Aufſicht des Bürgermeiſters einige jüngere Männer, indem ſie das ſtrohgedeckte Haus von angelegten Leitern aus mit Waſſer begoſſen und beſpritzten. Die meiſten der herzugeſtrömten ſchauten müßig dem Umſichgreifen der Flammen zu und wurden ſich darüber einig, daß das Feuer durch Selbſtentzündung des noch feucht eingebrachten Heues entſtanden ſein müſſe.

Hammichel ließ ſich nicht blicken, und auch Kaſpar konnte keine Auskunft über ihn geben. Als aber die

Sonne ihre erſten Strahlen über den Rhein auf die bewaldeten Höhen des Haardtgebirges warf, tauchte der Alte plötzlich auf. Er war bis jetzt in ſeinem ſogenannten Laboratorium geweſen, um ſeine Büchſen, Flaſchen und Schachteln mit ihrem mühſam geſammelten und zubereiteten Inhalt zu bergen. Nun die Gefahr für das Haus vorüber war, verließ er es und miſchte ſich kaltblütig zuſchauend unter die Menge, die ſeiner nicht achtete.

Auf einmal ergellten durchdringende tieriſche Jammerlaute, und — „Patz! mein Patz! im Ziegenſtall!“ ſchrie Kaſpar auf und jagte ſchnurſtracks dahin. „Halt, Kaſchpar! zurück!“ rief ihm Trudi zu; er hörte jedoch nicht. Da ſprang ſie ihm nach, um ihn zu greifen. In dem Augenblick aber, als er, von Trudi ſchon erfaßt, den Stall aufriegelte und der eingeſperrte Hund daraus entſchlüpfte, ſtürzte vielleicht durch den ſtarken Ruck beim Aufreißen der von der Hitze eingeklemmten Tür erſchüttert, der brennende Dachſtuhl mit dem Heuboden ein und begrub beide, Trudi und Kaſpar, unter glimmenden Sparren und Balken.

Ein Schreckensruf erſcholl aus dem Munde aller, die das ſahen und, vor Entſetzen ſtarr, ſich nicht vom Flecke rührten. Einer aber brach ſich mit wildem Ungeſtüm Bahn, alles umrennend, was ihm im Wege war. Franz Gersbacher raſte dahin, die Verſchütteten zu retten, und als ſich Jakobine ihm entgegenwarf, um ihn zurückzuhalten, ſtieß er ſie ſo heftig von ſich, daß ſie zu Boden fiel. Dann räumte er in bebender Haſt die größten Bruchſtücke ſoviel wie nötig beiſeite und zog Trudi mit zum äußerſten angeſtrengter Kraft aus dem ſchwelenden, rauchenden Trümmerhaufen heraus. Die jetzt zu ſeinem Beiſtand Herzueilenden wies er mit einem Blick und einer Bewegung zurück, die etwas Herrſchſüchtiges

und Leidenſchaftliches hatten. Auch Kaſpar erhob ſich ſchnell und ſcheinbar nur wenig beſchädigt, denn Trudi hatte ihn, halb kniend, halb liegend über ihm, mit ihrem Leibe gedeckt.

Franz trug die Bewußtloſe, deren Kleidung ſtellenweiſe verſengt und durchlöchert war, auf ſeinen Armen von der Brandſtätte weg. Ihr Haupt lag an ſeiner Schulter, ihr Geſicht war ſtill und bleich. Alle machten ihm ſchweigend Platz, daß er wie durch eine Gaſſe ſchritt, und niemand wagte, ihm ſeine Hilfe anzubieten und Hand an die zu legen, die er allein einem grauenvollen Tode entriſſen hatte und nun auch allein wie eine erkämpfte Siegesbeute in Sicherheit bringen wollte. Ammerie und Kaſpar folgten ihm, ſich angſtvoll durchdrängend. Ammerie ſchickte den Jungen zum Bader, und da er an den Beinen unverſehrt geblieben war, flog er wie der Wind mit ſeinem muntern Schnauzerl dahin. Sie ſelber lief, ſo ſchnell ſie konnte, nach Hauſe voran, um die Mutter zu benachrichtigen, damit dieſe nicht zu ſehr erſchrak, wenn Franz mit ſeiner lieben und wahrlich nicht leichten Bürde dort ankam.

Jakobine, die im Augenblick der höchſten Gefahr der fürchterliche Gedanke durchzuckt hatte, jetzt vielleicht von der Nebenbuhlerin durch deren Untergang in Flammen befreit zu werden, ſah der Geretteten und ihrem Retter mit von Haß entſtellten Zügen nach. —

Unweit des Abthofes ſchlug Trudi die Augen auf und blickte den, in deſſen Armen ſie ſich wie aus einem Traum erwachend wiederfand, erſt verwundert, dann aber, trotz heftiger Schmerzen, beſeligt an.

Da — es war ganz einſam hier — konnte ſich Franz nicht enthalten; er bog ſich zu ihr hin und küßte ſie auf den Mund.

„Franz!“ flüſterte ſie mit einem Lächeln voll überſchwenglichen Glückes. Und „Trudi! Trudi!“ jubelte er, als er den Gegendruck ihrer Lippen gefühlt hatte, wohl wiſſend, wie ſie körperlich leiden mußte.

Im Abtshofe, wo ihn Madlen, Elsbeth und Ammerie ſchon erwarteten, ſetzte er die bis hieher Getragene auf die Stufen des Wohnhauſes behutſam nieder, und beide waren ſo erregt, daß ſie nicht ſprechen konnten; weder Dank noch Frage tauſchten ſie.

Von den drei Frauen geſtützt, vermochte Trudi die Treppe hinaufzugehen und wurde oben in ihrem Zimmer von ihnen entkleidet und zu Bett gebracht. Sie hatte an Nacken, Schultern und Rücken Brandwunden und Beulen, die ihr entſetzliche Qualen bereiteten. Die Sache war indeſſen verhältnismäßig noch glimpflich abgelaufen, denn keiner der ſchwerſten brennenden Balken hatte Trudi getroffen, und vor dem Erſticken in Rauch und Qualm hatte Franz ſie bewahrt.

Bald erſchien der Bader, beſichtigte die Wunden und erklärte ſie für in kurzer Zeit heilbar. Er kühlte ſie mit friſchen Lattichblättern und Gilgenöl und ſtrich dann eine ſchmerzlindernde Salbe darauf, was er alles auf Kaſpars eiligen Bericht mitgebracht hatte.

Franz und Kaſpar blieben unten in der Diele, bis der Bader herabkam, ſie von dem Zuſtand der Leidenden unterrichtete und dann auch den Jungen unterſuchte, bei dem er ein paar leichte Quetſchungen und einige unbedeutende Brandmale entdeckte, die er gleichfalls mit ſeiner Salbe behandelte. Franz war vom Anfaſſen der glimmenden Holzſtücke an den Händen verletzt, machte aber nicht viel daraus, und auch Kaſpar klagte nicht, ſondern war ganz aus dem Häuschen; er hatte ja ſeinen lieben Patz gerettet, und ihn, ihn hatte

Trudi gerettet. Hätte ihn der eine bepflasterte Arm nicht gehindert, so hätte er vor Freuden Rad geschlagen, was er so gern tat, oft gefolgt und umschwärmt von einem ganzen Rudel junger Radschläger, welche dieses wie manches andere Kunststück von ihm gelernt hatten.

Zwei Menschen aber, Franz und Trudi, waren, wenn auch getrennt voneinander, ein Herz und eine Seele, denn nun wußten sie beide, daß sie sich liebten. Franz hatte die Probe, auf die ihn Ammerie, allerdings nicht auf eine solche, bei der's ums Leben ging, stellen wollte, glänzend bestanden; es war eine Feuerprobe gewesen. —

Die aufopferungsvolle Tat Trudis bildete nun den Gegenstand des allgemeinen Stadtgespräches, und Franzens entschlossenes Eingreifen, ohne welches Trudi und Kaspar verloren gewesen wären, kam erst in zweiter Reihe zur Geltung. Daß ein baumstarker Mann einem schönen Mädchen in Todesnot beisprang, verstand sich ja von selbst, obschon ihn manche darum beneiden mochten, daß er als erster und einziger aller Augenzeugen das Wagestück unternommen und es so unerschrocken durchgeführt hatte. Aber daß ein Mädchen, die Nichte des Bürgermeisters, einen vierzehnjährigen Jungen, den Enkel eines alten Landstreichers, mit ihrem Leibe vor Flammen und stürzenden Balken deckte und ihm damit das Leben rettete, das war gar nicht hoch genug anzuschlagen Und das hatte die Fremde getan, die Würzburgische! ihr Lob und Preis verkündeten alle Zungen, pfiffen die Spatzen von allen Dächern. Alt und jung fragte nach ihrem Ergehen, und später, als sie wieder fähig war, Besuche zu empfangen, kamen fast alle die Frauen und Mädchen, die sie in den Spinnstuben kennen gelernt hatten, und drückten ihr mit freundlichen Worten ihre Teilnahme und Bewunderung aus.

Auch Schneckenkaſchper hatte ſich in der Stadt viel Freunde erworben durch ſeine Gutherzigkeit, daß er, um ſein armes, liebes Hundel nicht jämmerlich umkommen zu laſſen, furchtlos auf den brennenden Stall losgerannt war.

Trudis ſorglichſte Pflege nahm natürlich Ammerie in die Hand, dabei von Kaſpar auf jede ihm mögliche Weiſe unermüdlich bedient. Und Patz mußte auch immer mit dabei ſein, ſo wollte es Trudi. Denn er war ja der unſchuldige Anſtifter der grauſigen Gefahr, in der zwei Menſchenleben geſchwebt hatten, und mithin auch der ſich daraus ergebenden Folgen. Wenn Patz nicht eingeſperrt geweſen wäre, hätte Kaſpar nicht den Ziegenſtall geſtürmt, wäre Trudi dem Tollkühnen nicht nachgeſprungen, hätte Franz ſie nicht retten müſſen; dem Patz verdankte ſie Franzens erſten Kuß.

Ammerie hatte ſie einmal, auf dem Rande ihres Bettes ſitzend, gefragt, ob ſie denn nun an Franzens Liebe glaube. Da hatte ihr Trudi ſtumm die Hand gedrückt, und ihrer Bruſt war ein tiefer, großmächtiger Seufzer entquollen, mit dem ſich ein ganzer Himmel voll Seligkeit aufgetan hatte. Das war Antwort genug für Ammerie; nun war ſie feſt überzeugt, daß die beiden ſich herzenseinig waren. Es mußte auf dem Wege von der Brandſtätte nach dem Abtshofe, während Franz die Gerettete in ſeinen Armen hatte, eine Verſtändigung zwiſchen ihnen ſtattgefunden haben, bei der wahrſcheinlich auch jedes Wort überflüſſig geweſen war.

Auch Madlen, die das Bild nicht vergeſſen konnte, wie Franz die Verwundete getragen brachte, deutete ſich deren ruhige Heiterkeit, die ſie bei den gewiß noch argen Schmerzen nie verließ, richtig und knüpfte daran die ſchönſten Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft

der liebenswürdigen Dulderin an der Seite des Gersbacherſohnes, auf den die Bürgermeiſterin große Stücke hielt.

Nur einer in der Familie gab den Seinigen etwas zu raten auf, und das war Chriſtoph. Er beſuchte Trudi täglich, war gut und freundlich gegen ſie, aber auffallend ſchweigſam und betrachtete ſie manchmal mit einem trübſinnigen Blick, als hätte er dabei Hintergedanken, die er nicht ausſprechen wollte. Ihn nach der Urſache dieſes ſeltſamen, ihnen unerklärlichen Weſens auszuforſchen verſuchten ſie nicht, weil ſie wußten, daß ſie mit Fragen nichts aus ihm herausbringen würden, was er ihnen freiwillig zu eröffnen nicht geneigt ſchien.

Als das Wundfieber längſt überſtanden war und auch die Schmerzen beträchtlich nachgelaſſen hatten, verlangte Trudi, Franz zu ſprechen, um ihm endlich danken zu können, und bat, ihn herzubeſcheiden.

Schneckenkaſchper wurde mit der Botſchaft betraut, lief mit Patz um die Wette, ſie auszurichten, und konnte nicht umhin, unterwegs mindeſtens ein dutzendmal Rad zu ſchlagen.

Franz, der feinfühlig ſich bis jetzt zurückgehalten hatte, kam mit einem ſchönen Blumenſtrauß, und beiden ſchoß das Blut in die Wangen, als ſie ſich nach jener Feuerprobe zum erſten Male wiederſahen. Ammerie, die bei dem Beſuch zugegen war und die zwei doch gern allein laſſen wollte, gebrauchte dazu einen ſo täppiſchen, unglaubwürdigen Vorwand, daß ſie ſich ſelber kaum das Lachen verbeißen konnte, wie ſie ſo ſchnell entwich, als wäre ſie aus dem Zimmer Hals über Kopf hinausgeworfen worden.

Nun kniete Franz an Trudis Lager nieder. Beide umſchlangen ſich ſo feſt, wie es Trudis verbundene Schulter

erlaubte, und küßten ſich nach Herzensluſt. Endlich ſagte Trudi mit ihrem innigſten Ton: „Franz, ich danke dir!“

„Danken? wofür denn?“ ſprach er. „Wenn Hammichel das Haus in Brand geſteckt hätte, ſo würd ich ihm danken, daß er mit dem ruchloſen Streich mir dazu verholfen hätte, dich auf meine Arme nehmen und tragen zu dürfen. Trudi, das war bis heute die glücklichſte Stunde meines Lebens. Nun gehörſt du mir und ich dir, nicht wahr?“

„In alle Ewigkeit!“ gab ſie ihm liebetrunken zur Antwort.

Viel Worte wechſelten ſie nicht, hielten ſich bei den Händen gefaßt und blickten ſich nur tief in die Augen hinein.

Auf Trudis Lippen ſchwebte die Frage: Warum biſt du ſo lange nicht hergekommen? Doch ehe ſie ſie ausſprechen konnte, trat Ammerie wieder ins Zimmer. Franz wollte ſich ſofort erheben, aber Ammerie ſagte: „Bleib' nur ruhig liegen, wo du liegſt! ich ſetze mich ans Fenſter, zähle die Blätter an den Bäumen und ſeh mich nicht um. Mutter hat mich wieder heraufgeſchickt; ich ſollte Trudi nicht allein laſſen, weil ſie irgend etwas verlangen könnte,“ fügte ſie faſt ſchmollend hinzu. „Trudi, verlangſt du was?“

„Nein!“ erwiderte dieſe lachend, „nichts anderes, als was ich jetzt hier habe und halte.“

Die beiden flüſterten noch eine Weile miteinander, dann verabſchiedete ſich Franz mit dem Verſprechen, bald einmal wiederzukommen. —

Während auf dem Abtshofe Friede und Freude waltete, ſah es bei Steineckers ganz anders aus. Jakobine wollte vor Neid und Bosheit berſten. Damit war das Maß ihres Unglücks voll, daß ſich die Würzburgiſche mit Ruhm bedeckt, weil ſie dem dummen Jungen, dem Schneckenkaſchper, blindlings nachgelaufen war, und daß

Franz die Fürwitzige auf seinen Armen aus Rauch und Flammen getragen, sie selber aber mit roher Gewalt von sich gestoßen und zu Boden geschleudert hatte. Jetzt war das Spiel für sie verloren, wenn nicht die Wirkung des einzigen Mittels, an das sie sich noch mit der letzten Hoffnung einer Verzweifelnden wie der Ertrinkende an einen Strohhalm klammerte, zu ihrem Heile ausschlug. Das war das Einschreiten von Hammichels einflußreichem Freunde in Kaiserslautern. Nun mußte sie vor allen Dingen den Alten sprechen und ihm für seine schleunige Vermittlung zahlen, was er forderte. Seiner habhaft zu werden war jetzt ihr ganzes Dichten und Trachten.

Wieder anders als da und dort standen die Dinge auf dem Gersbacherhofe. Frau Agnete ging in berechtigtem Mutterstolz erhobenen Hauptes einher und nickte dem in ihren Augen heldenhaften Sohne zuweilen mit einem Lächeln zu, das wohl heißen sollte: Laß mich nur machen! ich weiß, was ich weiß. Selbst der Bauer hatte Franz auf die Schulter geschlagen und gesagt: „Alles, was recht ist, das war brav, Junge, was du da bei dem Feuer getan hast, das gefällt mir!“ Und das war schon viel, sehr viel aus dem Munde des mit Anerkennung äußerst Sparsamen. Es wollte den Seinen überhaupt so scheinen, als wären seine Stimmung im allgemeinen und seine Gesinnung gegen Franz im besonderen andere geworden, ja, als wäre sein Widerstand gegen dessen Herzenswunsch ins Wanken geraten, vielleicht innerlich schon gebrochen. Wenn nun auch diese Annahme wohl nicht ganz auf einer Täuschung ihrerseits beruhte, war Florian Gersbacher doch, sich eine Umkehr zur Nachgiebigkeit deutlicher merken zu lassen oder sie gar einzugestehen, zu halsstarrig und bockbeinig.

Franz hatte ſelber einen Wandel im Benehmen ſeines Vaters empfunden und ſich zu ſeinen Gunſten ausgelegt, bald aber ſollte ihm ein greifbarer Beweis für deſſen veränderte Auffaſſung der Verhältniſſe zukommen.

Sein Bruder Steffen zog ihn eines Tages ſehr vergnügt beiſeite und begann: „Du, Franz, ich habe eine gute Nachricht für dich. Ich habe heute — nicht gehorcht, wenigſtens nicht die Abſicht gehabt, das zu tun, aber nachher konnt' ich's doch nicht laſſen, denn ich hörte zufällig einen lauten Wortwechſel zwiſchen Vater und Mutter. Mutter ſprach erregt: Er hat ſie ſich aus dem Feuer geholt. — Das hätte er jede andere auch, erwiderte der Vater. — Darauf Mutter: Na, die Jakobine nicht! — Ach, laß mich mit euren Liebesgeſchichten in Ruh'! begehrte Vater auf, es wird alles ſo kommen, wie Gott will, und damit holla! — Verſtehſt du, Franz?" fuhr Steffen fort. „Wie Gott will, hat er geſagt, früher ſagte er immer: wie ich will. Das iſt doch ſchon ein Schritt zur Beſſerung, deine Ausſichten ſteigen; meinſt du nicht?"

„Ja, Steffen, das iſt eine gute Nachricht," ſprach Franz freudig überraſcht. „Daß Mutter für mich eintreten würde, wußt' ich ja. Wenn ſie aber den Vater ſchon ſo weit herum hat, daß er meine Sache nicht nach ſeinem eigenen harten Sinn lenken, ſondern Gott anheimſtellen will, ſo kann ich frohen Mutes ſein und bin es auch. Ich dank' dir für deinen brüderlichen Wink."

Dieſes von Steffen erlauſchte Zwiegeſpräch ſeiner Eltern war aber nicht das einzige, was Franzens Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang ſeiner Herzensangelegenheit erhöhte. Als er wieder einmal bei Trudi war, erzählte ihm dieſe, daß ſeine Mutter ſie beſucht,

ſich ſehr liebevoll nach ihrem Befinden erkundigt und ihr ſogar einen Gruß von ſeinem Vater beſtellt hätte, der ihr ſagen ließ, er bilde ſich nicht wenig darauf ein, daß ſein Trotzkopf von Sohn zum Rettungsengel an ihr geworden wäre. Das war Oberwaſſer für Franz, und ein etwas ſtürmiſcher Kuß war Trudis Lohn für dieſe höchſt wichtige Mitteilung.

Endlich ſollte den Armbruſters oder eigentlich Trudi noch eine beſondere Auszeichnung zuteil werden. Der Reichsfreiherr von Remchingen kam in Seidenwams und Federhut auf den Abtshof geritten, ſtieg aber von ſeinem langgeſchweiften Schimmel nicht ab, ſondern ließ ſich den Bürgermeiſter herbeirufen. Dieſer erſchrack nicht wenig, als ihm der Beſuch gemeldet wurde. Jetzt naht ſich das Unheil, dachte er. Dieter wird durch die Brandgeſchichte erfahren haben, daß wir eine Fremde beherbergen, und nun Trudi als Wildfang in Anſpruch nehmen. Aber der Ritter, eine Reckengeſtalt von kriegeriſchem Ausſehen mit herriſch blickenden Augen und grauem Schnurr- und Knebelbart, empfing ihn mit einem heiteren Geſicht, reichte dem Jugendfreunde vom Sattel aus die Hand und ſprach zutraulich: „Chriſchtoph, ich ſalutiere dir und deiner jungen Verwandten, die, wie ich hörte, eine ſo glorreiche Tat vollbracht hat. Kann ich ſie nicht ſehen und ſprechen, um ihr mein Kompliment zu machen? Denn dazu bin ich hergekommen.“

Chriſtoph fiel ein Stein von der Seele, und erfreut antwortete er: „Großen Dank, Dieter! aber ſehen kannſt du ſie leider nicht, denn ſie liegt an ihren Wunden noch zu Bett, iſt jedoch auf dem beſten Wege zur Geneſung. Darf ich ihr ſagen, daß du hier warſt?“

„Natürlich ſollſt du das, ich bitte darum,“ verſetzte der Freiherr, „und ihr meine Gratulation beſtellen zu

ihrer Bravour. Ich reite bald wieder bei euch ein, denn diesem Mirakel von Frauenzimmer muß ich einmal die Wange streicheln. Auch deiner lieben Hausehre, Frau Madlen, und dem Blitzmädel, der Ammerie, meine Reverenz! vergiß es nicht! und damit für heute Gottbefohlen, mein Alter!"

„Grüß Gott, Dieter!" erwiderte Christoph und begleitete den Freund, neben dem Pferde hergehend, bis zum Hoftor. Dort schüttelten sie sich nochmals die Hände, und der Freiherr sagte nun: „Aber Christoph, ich kenn dich gar nicht wieder, hast mir nicht mal einen Trunk angeboten, läßt mich zum erstenmal im Leben durstig vom Hofe ziehen."

„Komm, sitz ab! ich hol dir einen frisch aus dem Faß," sprach Christoph schnell.

„Nein, jetzt will ich keinen, du alter Geizkragen!" muckte der andere, worauf beide laut lachten.

Dietrich von Remchingen ritt ab, während Christoph langsam seinem Hause zuschritt.

Dieser herzliche und fröhliche Abschied hatte einen heimlichen Zeugen gehabt. Hammichel war es, der dem Bürgermeister mit einem wahren Raubtierblick nachschaute und murmelte: „Der Herr Obervogt scheint noch nicht zu wissen, daß hier im Haus ein Wildfang steckt. Desto besser! aber wer da noch ein bißchen im Trüben fischen will, muß sich sputen." —

Als Christoph den beiden Mädchen den Auftrag des Freiherrn wörtlich ausrichtete, sprach Ammerie: „Nun fehlt weiter nichts, als daß auch Junker Ulrich noch hier antritt und dir seine — Reverenz macht, Trudi."

„Dann sag' ihm nur, ich wäre nicht zu Hause," erwiderte Trudi lachend.

Zwölftes Kapitel.

Hammichel kam der Brand des schon ziemlich baufälligen Schuppens mit dem Heuboden und dem Ziegenstall, in dem aber keine Ziegen mehr gehalten wurden, sehr ungelegen. Nicht den Brand an sich bedauerte er, denn er hatte dabei keines Hellers Wert eingebüßt, und Sachendag konnte den geringen Schaden leicht verschmerzen. Nur das, was sich dabei zugetragen hatte, ärgerte ihn. Daß Trudi durch ihre unerhörte Keckheit in der ganzen Stadt nun erst recht allbeliebt geworden war und es gerade der Gersbachersohn sein mußte, der sie rettete, das paßte ihm nicht in den Kram und machte ihm einen Strich durch seine Rechnung. Denn erstens hatte vielleicht Jakobine nun alle Hoffnung auf Franz aufgegeben und stand von jeder weiteren kostspieligen Unternehmung, ihn durch seine, Hammichels, Künste zu gewinnen ab, und zweitens war nun die Wahrscheinlichkeit näher gerückt, daß der Freiherr von dem Fremdsein Trudis Kunde erhielt und den Bürgermeister darüber zur Rede stellte, bevor Hammichel diesem noch etwas abzwacken konnte. Und das alles um den verfluchten Bengel, den Schneckenkaschper! Dem hätte er

keine Träne nachgeweint, wenn er mitſamt ſeinem Hundevieh zu Aſche verbrannt wäre.

Der Gimmeldinger beſaß eine Eigenſchaft, die ihm bei allen ſeinen Anſchlägen und Kniffen ſehr zuſtatten kam, — eine große Geduld. Er hatte warten gelernt, bis die Früchte, nach denen ihn gelüſtete, reif wurden und ihm bei leiſem Schütteln des Baumes in den Schoß fielen. Auch zu der geplanten Ausbeutung des Bürgermeiſters hatte er bis jetzt immer noch auf eine beſonders günſtige Gelegenheit gewartet. Das durfte er nun nicht mehr, jetzt mußte er ohne Verzug handeln, ehe es zu ſpät und die einzige noch vorhandene Möglichkeit, bei Armbruſter noch einen baren Vorteil für ſich herauszuſchlagen, verpaßt war. Und vielleicht hatte die Geſchichte mit dem bißchen Feuerwerk doch auch ihr Gutes für ihn. Vielleicht war der Bürgermeiſter, von dem dummdreiſten Rettungsverſuch ſeiner Niftel tief gerührt, jetzt geneigter, ſeine Hand zu öffnen und die Hammichels mit einem annehmbaren Sümmchen zu füllen, um ſich das ihm ins Haus geſchneite ſogenannte Prachtmädel unangefochten und frei zu erhalten.

Was er tun wollte, wußte er längſt, verhehlte ſich nicht, wieviel er dabei wagte, zweifelte aber auch nicht, daß Armbruſter unter den obwaltenden Umſtänden ſich zu einem außerordentlichen Schritte entſchließen und die ihm angebotene Hilfe annehmen würde.

Nachdem er lange vergeblich danach geſtrebt hatte, den Bürgermeiſter allein zu ſprechen, ſah er ihn endlich einmal auf ſeinem Hofe unter dem großen Nußbaum ſitzen und machte ſich wie der Verſucher an den zu Verführenden leiſetretend an ihn heran.

Chriſtoph Armbruſter, der ihn nicht hatte kommen hören und ſehr unangenehm überraſcht war, den bos-

haften Schleicher plötzlich vor ſich zu haben, erwiderte ſeine katzbucklige Verbeugung kaum mit einem verdrießlichen Kopfnicken.

„Herr Bürgermeiſter, verzeiht, wenn ich ſtöre," begann der Alte. „Ich komme mit einer neuen Propoſition in der Sache, von der ich Euch die erſte Mitteilung gemacht habe. Heut' aber treibt mich die Dankbarkeit, ſie noch einmal auf's Tapet zu bringen." Um Chriſtophs Mundwinkel ſpielte ein Zug verächtlichen Spottes, und er hatte eine ſcharfe Abfertigung auf der Zunge. Doch Hammichel kam dem zuvor und ſprach: „Hört mich an, Herr Bürgermeiſter, eh' Ihr mich kurzer Hand abweiſt; ich meine es gut mit dem, was ich Euch zu ſagen habe." Und gleißneriſch fuhr er fort: „Eure Niſtel, Jungfer Trudi, hat dem Kaſper, dem mir von Kind auf herzlieben Sprößling meiner armen Tochter, bei der Feuersbrunſt das Leben gerettet, und zum Dank dafür möcht' ich, ſoviel ich vermag, ſie davor bewahren helfen, hörig und leibeigen zu werden. Mit dem bloßen Schweigen iſt das nicht getan, denn man wird auch ohne mich an den machthabenden Stellen erfahren, daß ſie eine Fremde iſt, und wird das Wildfangrecht gegen ſie gebrauchen, wenn dem nicht ein Riegel vorgeſchoben wird. Das kann ich, und das will ich, Herr Bürgermeiſter. Ich will beſchwören und noch einen ſicheren Kumpan als Eideshelfer ſtellen, daß Jungfer Trudi keine Fremde iſt, ſich nur eine Zeitlang im Würzburgiſchen aufgehalten hat, aber aus meiner Heimat im Weſtrich auf der Haardt ſtammt, alſo eine geborene Pfälzerin iſt. Dann kann ihr kein Pfalzgraf, kein Vogt und kein Faut was anhaben."

Chriſtoph hatte ſtrengen, unbeweglichen Geſichtes den Alten ohne Unterbrechung ausreden laſſen. Jetzt

erhob er ſich von der Bank unter dem Nußbaum und ſagte: „Wenn ich dich recht verſtanden habe, willſt du in aller Form vor Vogt und Schultheiß beſchwören, daß meine Niftel eine geborene Pfälzerin iſt.“

„Ja! dazu bin ich erbötig und bereit,“ erklärte Hammichel beſtimmt, ſich ſchon der Hoffnung hingebend, daß der Bürgermeiſter, da er ſo ruhig blieb, geneigt ſei, auf den Vorſchlag einzugehen.

„Hm!“ machte Chriſtoph, innerlich kochend, „und dieſen Eid ſoll ich dir natürlich mit blankem Silber und Gold aufwiegen, nicht wahr? ſo meinſt du's doch?“

„Ja! ſo dacht ich's mir,“ erwiderte Hammichel unverfroren.

„Hier meine Antwort, du Schuft!“ donnerte ihn der Bürgermeiſter an, und eine fürchterliche Ohrfeige klatſchte auf Hammichels Wange, daß er ein paar Schritte ſeitwärts taumelte.

„Feſte, Chriſchtoph! immer feſte druf!“ rief einer laut vom Hoftor her, und Lutz Hebenſtreit kam gelaufen, fuhr auf Hammichel los und gab ihm mit den Worten: „Wo Chriſchtoph Armbruſchter hinhaut, da hau' ich auch hin“ noch eine Ohrfeige, welche die des Bürgermeiſters noch an Wucht übertraf.

Der Alte heulte vor Schmerz und Wut wie ein mißhandeltes Tier und erhob ein ſchreckliches Geſchimpf in den gröbſten, beleidigendſten Ausdrücken. Lutz wollte noch einmal über ihn herfallen, aber Chriſtoph hielt den an derbes Zuſchlagen gewöhnten Böttchermeiſter zurück, der nun aus Leibeskräften lachte, wie der Schiefgewachſene auf ſeinen trippelnden, wackligen Spinnenbeinen die Flucht ergriff und außerhalb des Tores drohende Verwünſchungen gegen ſeine Vergewaltiger ausſtieß, von denen ſie das meiſte nicht verſtanden.

„Nu ſag' mir aber, Chriſchtoph, was hatteſt du mit dem alten Lumpen für ein Hühnchen zu pflücken, daß euer Streit einen ſo herzerquickenden Ausgang nahm?“ fragte Lutz, als der Geprügelte außer Sicht war.

Der Bürgermeiſter verſchnaufte ſich erſt ein wenig nach der ſtarken ſeeliſchen und körperlichen Bewegung, reckte dann ſeine hohe Geſtalt und ſprach: „Ah! das war mal ein Labſal, Lutz! am liebſten hätt' ich den Kerl in Grund und Boden geſchlagen.“

„Ja, ums Himmels willen, was iſt denn geſchehen?“ fragte Lutz noch einmal.

„Komm, komm herein!“ erwiderte Chriſtoph. „Sollſt alles erfahren; ich trag's ohnehin nicht länger mehr allein.“

Sie begaben ſich zuſammen ins Haus und in des Bürgermeiſters Schreibſtube, deren Tür Chriſtoph hinter ihnen abſchloß, um von niemand in ihrer Unterredung geſtört zu werden.

„Da ſetz' dich hin und höre zu!“ ſprach er, auf den alten, wurmſtichigen Lehnſtuhl weiſend, in dem ſchon ſein Vater und ſein Großvater als Bürgermeiſter ihres Amtes gewaltet hatten. „Ich hab' zum Sitzen noch nicht Ruhe genug.“

Als aber Lutz Hebenſtreit Platz genommen hatte, der Dinge gewärtig, die da kommen ſollten, ſchwieg Chriſtoph noch und ſchritt in der Stube auf und ab, als wüßte er nicht, wie er beginnen ſollte. Endlich ſetzte auch er ſich und enthüllte nun dem Freunde ſeine ſchweren Sorgen um Trudis Zukunft. Wie ihm Hammichel, der es aus unanfechtbar ſicherer Quelle hätte, ſchon kurz nach Oſtern die Mitteilung gemacht habe, daß in der Pfalz das Wildfangrecht wieder auf die Bahn kommen ſollte, das er dem Hochaufhorchenden dann mit allen Einzel-

heiten erklärte, wie ſie ihm der Schultheiß aus den alten Verordnungen demonſtriert hatte.

„Chriſchtoph!“ rief Hebenſtreit, der in ſeinem Schrecken dem Freunde ſchon ein paarmal ins Wort fallen wollte, „was iſt das? Die Trudi ſoll, bloß weil ſie eine Zugewanderte iſt, hörig und leibeigen werden? das iſt ja haarſträubend, davon hab' ich in meinem ganzen Leben noch nichts gehört.“

„Weil du noch zu jung biſt, Lutz,“ erwiderte Chriſtoph. „Aus meiner frühen Jugend erinnere ich mich, daß mein Vater ſelig davon als von etwas Unwürdigem, Schmachvollem ſprach, aber mehr wußte ich bis jetzt nicht davon. Während der unruhvollen, wilden Zeiten des dreißigjährigen Krieges iſt es in Abgang und Vergeſſenheit geraten, und nun will es der Pfalzgraf wieder einführen, um ſein Land wieder mehr zu bevölkern.“

„Aha! wer von außen 'reinkommt, ſoll auch ſein Leben lang drinbleiben, — ſehr landesväterlich gedacht!“ höhnte Lutz. „Aber iſt es denn dazu nötig, auch gleich leibeigen zu werden? Was wirſt du nun tun?“

„Nichts kann ich tun,“ ſagte Chriſtoph achſelzuckend.

„Ja, du wirſt dir doch die Trudi nicht wegnehmen laſſen!“

„Sie werden ſchon kommen und ſie holen,“ verſetzte Chriſtoph bitter.

„Sie ſollen uns mal kommen!“ rief Lutz raſch aufſpringend. „Alleſamt, Mann bei Mann ſtehen wir zu unſerem Bürgermeiſter und jagen den Saut wie einen Wolf, der in die Hürde brechen will, zum Tor hinaus. Und wenn ſie mit Spießen und Muſchketen kommen, ſo liefern wir ihnen eine regelrechte Schlacht und ſchicken ſie mit blutigen Köpfen heim. Hol' mich der Deibel, Chriſchtoph! das tun wir.“

Chriſtoph ſchüttelte am Tiſche das ſchwer auf den Arm geſtützte Haupt und ſprach: „Dann wären wir Rebeller, Lutz, und es würde unſerer Stadt übel ergehen.“

„Was ſagt denn dein alter Freund, der Wachtenburger, dazu?“ fragte Lutz.

„Er ſcheint noch nicht zu wiſſen, daß Trudi eine Zugewanderte iſt,“ erwiderte Chriſtoph. „Neulich war er hier und wollte ſie ſprechen, um ſie für ihre hochherzige Tat bei dem Brande zu belobigen, war ſehr aufgeräumt und ſagte kein Wort von dem, was mich wie ein Schreckgeſpenſt auf Schritt und Tritt verfolgt. Dieter würde mir gewiß gern helfen, wenn er könnte, aber er kann nicht, Lutz!“ ſtieß er, ſich vom Sitz erhebend, mißmutig heraus. „Er muß als Obervogt den Befehlen des Pfalzgrafen ebenſo gehorchen, wie wir es müſſen.“

„Fällt uns gar nicht ein!“ ſchrie Lutz. „Befehlen gehorchen, die ein ſo liebes, braves Mädel hörig und leibeigen machen? fällt uns im Traume nicht ein! Sei ruhig, Chriſchtoph! ſei ganz ruhig! wir Wachenheimer laſſen dich nicht im Stich.“

„Hab' Dank!“ ſagte der Bürgermeiſter nun und wandelte ſorgenvoll und erregt wieder auf und ab. Lutz Hebenſtreit trat ans Fenſter und glotzte mit grimmiger Miene in den Garten.

Nach einer Weile drehte er ſich um und fing wieder an: „Nun weiß ich aber immer noch nicht, was Hammichel mit der ganzen Sache zu tun hat.“

„Eigentlich gar nichts,“ erwiderte Chriſtoph. „Er miſcht ſich nur hinein, um mich zu drangſalieren, daß ich mich aus Angſt vor dem Wildfangrecht in einen ehr- und gewiſſenloſen Handel mit ihm einlaſſen ſollte. Um Oſtern verlangte er ein Schweigegeld von mir, und jetzt

eben hier machte er mir, weil die Frist für Trudis Freiheit bald abgelaufen ist, einen so unverschämten Vorschlag, daß ich darauf keine andere Antwort hatte als die du mit eigenen Augen gesehen hast. Denke dir, der alte Schuft erbot sich, vor Gericht zu beschwören, daß unsere Niftel keine Fremde, sondern eine eingeborene Pfälzerin wäre. Und diesen für mich geleisteten Meineid sollte ich ihm natürlich teuer bezahlen."

„Was? nein, so ein Halunke, so ein Galgenstrick und gottvergessener Schurke! das Fell bei lebendigem Leibe über die Ohren ziehen sollte man ihm dafür," wetterte Lutz fuchsteufelswild. „Na, eine kleine Abschlagszahlung hat er ja heut' schon gekriegt, und nun wird das elende Knochengerippe wenigstens im Gesicht hübsch rund und wohlgenährt aussehen mit seinen zwei dick geschwollenen Backen, denn jeder von uns hat ihn auf eine andere gehauen. Ich bin nämlich auch mit meiner linken Hand ganz leidlich bei Wege," fügte er lachend hinzu und hielt dem Freunde seine wurfschaufelgroße Tatze mit gespreizten Fingern recht anschaulich entgegen.

„Glaub's schon, hab's gesehn," mußte nun auch Christoph Armbruster lachen. „Übrigens, Lutz," sprach er dann ernsthaft, „was ich dir hier mitgeteilt habe, bleibt unter uns, nicht wahr?"

„Selbstverständlich! Auf meine Küferehre, Christoph! ich schweige so mausestill wie ein fünfjähriger Wachenheimer Riesling im Fuder," gelobte Lutz Hebenstreit. „Weiß es Trudi schon?"

„Nein!"

„Und deine Frau?"

„Auch nicht."

„Auch deine Frau nicht? das ist nicht recht, Christoph! der mußt du's sagen," meinte Lutz.

„Ich möchte ſie noch damit verſchonen.“

„Nichts da! Madlen muß es wiſſen,“ wiederholte Lutz.

Chriſtoph ſah ihn ſtill überlegſam an und nickte dann wie zuſtimmend mit dem Kopfe.

„Und Chriſchtoph, wenn ſie kommen und die Trudi holen wollen, dann läßt du zuerſcht mich rufen,“ fuhr er die Fäuſte ſchüttelnd fort. „Ich ſage dir, — ich — ich — na du verſtehſt mich ſchon. Nun ſchließ auf, ich muß zu Hauſe noch ein paar Bände antreiben.“

Chriſtoph erſchloß die Tür, und Lutz ging eilig davon.

„Alte, treue Seele!“ ſprach der Zurückbleibende. „Der Reifen möcht' ich nicht ſein, auf den der jetzt aus purer Freundſchaft für mich in ſeiner Wut loshämmert.“

Dem Bürgermeiſter war faſt leicht und wohl ums Herz, daß er ſich endlich einmal einem anvertraut hatte, der ihm die Laſt tragen half. Alle für einen, für ihn würden ſie einſtehen, hatte Lutz geſagt. Und auf den war Verlaß, der brachte auch die anderen in Trab, ſeine Stimme wog viel im Rate, und er hatte das Zeug dazu, ganz Wachenheim in Aufruhr und Empörung zu hetzen.

Dreizehntes Kapitel.

Während der nächsten Tage hielt sich Hammichel still in seinem Losament, weil er sich nicht dem Gespött von Freund und Feind über die Verunstaltung seines Gesichtes aussetzen wollte, die jedem, der ihm begegnete, sofort auffallen mußte. Vor Merten Sachendag und Kaspar konnte er seine vertrackte Visage freilich nicht verbergen. Der Junge betrachtete seinen lieben Großvater verwundert, traute sich jedoch nicht, ihn zu fragen, von wem er denn so sonderbar gezeichnet wäre. Er dachte sich aber sein Teil, denn er wußte aus Erfahrung, auf welche Weise man zu einer dick aufgequollenen Backe kommen konnte. Sachendags Hohn dagegen mußte der Geschlagene über sich ergehen lassen, als ihn sein Hauswirt bei Tische hänselte: „Aber, Hammichel, was ist denn das mit dir? hast du dich etwa beim Kochen und Probieren deiner Mixturen krank gemacht, daß dir all dein bißchen Blut in den Kopf gestiegen ist? Siehst ja merkwürdig gedunsen aus; ich könnte mich beinahe um dich ängstigen."

„Kümmere dich nicht um mein Aussehen!" schnauzte ihn Hammichel an. „Das Gesöff, das du kelterst, wäre

ohne mein heilſames mixtum compositum ſo lebensgefährlich, daß man dran krepieren könnte. Im übrigen bin ich für dich noch lange ſchön genug."

„Ja, meinetwegen kannſt du vorn und hinten geſchwollen ſein, alte Giftkröte!" gab ihm Sachendag grob zurück. „Ich gönne dir deine Pausbacken und noch mehr das, wovon ſie herrühren. Haſt dich wohl mit Lutz Hebenſtreit bei einer freundſchaftlichen Unterredung auseinandergeeinigt? der hat ſo 'ne ähnliche Handſchrift."

„Scheinſt ſie ja gut zu kennen," knurrte der alſo Gefoppte.

Anzüglichkeiten wie die, mit denen ihm Sachendag hier das kärgliche Mittageſſen würzte, hätte Hammichel noch mehr herunterſchlucken müſſen, wenn er ſich jetzt auf die Gaſſe hinausgewagt hätte. Darum blieb er zu Hauſe und benutzte die unfreiwillige Muße dazu, ſich ſeine Pläne gegen Chriſtoph Armbruſter auszuſpinnen.

Endlich war für ihn die Zeit und Gelegenheit zur Vergeltung gekommen, auf die er jahrelang gewartet hatte. Jetzt wollte er mit dem Bürgermeiſter abrechnen für den großen Schaden, den ihm dieſer durch die Schmälerung ſeines Verdienſtes beim Panſchgewerbe zugefügt hatte. Seine beiden Verſuche, ihm Geld abzupreſſen, waren fehlgeſchlagen, aber ſie waren ja nur ein kleines Vorſpiel zur eigentlichen Hauptaktion geweſen. Und auch wenn ſie gelungen wären, hätte das an ſeinem Racheplane nichts geändert, denn auch nach Empfang des geforderten Schweigegeldes würde er nicht geſchwiegen haben, und den angebotenen Falſcheid hätte er ſich natürlich vorher bezahlen laſſen und ihn nachher aus Furcht vor der ſchweren Strafe vielleicht doch nicht geſchworen. Daß er zu dem Mißerfolg auch noch zwei

Rieſenohrfeigen hatte in den Kauf nehmen müſſen, wurmte ihn gewaltig und ſpornte ihn, das Hereinbrechen des Unheils über die Armbruſter'ſche Familie nach Kräften zu beſchleunigen.

Doch ſeltſam! Während er über der Art der Ausführung ſeiner Entſchlüſſe brütete, regte ſich auch in dieſer hartgeſottenen Sünderſeele noch eine Spur von Mitgefühl mit Trudi, die ihm nichts zuleide getan hatte. Dieſe Regung kam aus dem tief verborgenen Winkel ſeines Innern, wo noch ein Stück vom alten Spielmann wohnte. Spielleute ſind meiſt gute Menſchen, nicht klug wie die Schlangen, aber ohne Falſch wie die Tauben. Und Hammichel, der heute noch in den Spinnſtuben und auf Kirchweihen Lieder der Liebe und Sehnſucht auf ſeiner Fiedel begleitete und in ſeinen jüngeren Jahren ſelber geſungen hatte, der wollte jetzt gegen ein holdes, anmutiges Mädchen, das in wahrer großer Liebe an einem braven Burſchen hing, feindlich vorgehen, denn Trudi war es ja doch, die das unſchuldige Opfer ſeines Verrates wurde. Allerdings, auch wenn er auf ihrer Seite geſtanden hätte, ihr helfen, ſie vor ihrem Schickſal bewahren hätte er auch beim beſten Willen nicht gekonnt. Aber er wühlte und wirkte ja noch in anderer Weiſe gegen ſie, dafür beſtochen und bezahlt von Jakobinen, deren Liebe zu Franz — das hatte der Laurer längſt erkannt — nicht ſo lauter und innig war wie die Trudis. Was bewog ihn dazu? Nichts anderes als ſein nie ſchlummerndes, ihn ſtets prickelndes Begehren nach Geld und immer wieder Geld. Davon kam er nicht los, das war die ſtarke und, außer ſeiner Rachſucht, einzige Triebfeder all ſeines Handelns, die ihn auch jetzt nicht raſten und ruhen ließ, bis er Jakobinen noch vor dem öffentlichen Bekanntwerden des Wildfangrechtes einen be-

trächtlichen Lohn für gar nicht geleiſtete Dienſte abgeſchwindelt hatte.

Aber wie und wo ſollte er mit ihr zuſammenkommen? wie ihr Nachricht ſenden, daß er ſie ſprechen müßte und ſie Geld mitbringen möchte? Seinen Enkel, dem Trudi das Leben gerettet hatte, in dieſem Falle als Boten zu gebrauchen, deuchte ihm nicht ratſam, und doch wußte er niemand, der ihm dazu ſo geeignet ſchien wie Kaſpar. Den Jungen mit einer Liſt über die wahre Bedeutung ſeines Auftrages zu täuſchen, konnte ihm nicht ſchwer fallen, und ſo nahm er ihn ſich eines Nachmittages vor und ſprach zu ihm: „Kaſchper, ich habe eine ſehr wichtige Beſorgung für dich, von der du keinem Menſchen ein Wort ſagen darfſt als der, zu der ich dich ſchicke. Geh' hin zu Jakobine Steinecker und melde ihr ganz geheim, ich hätte das neue Mittel zur Verbeſſerung des Weines, über das ich vor einiger Zeit am Gartenzaune, wo du ja damals dazukamſt, mit ihr geſprochen hätte, nun zurecht gemacht, wollte es ihr aber ſelber einhändigen, damit ſie es erſt einmal allein, ohne Wiſſen des Vaters, ausprobiere. Sie ſollte morgen gleich nach Mittag wieder an derſelben Stelle des Zaunes ſein und ſich mit Geld verſehen, denn ich hätte erhebliche Auslagen dafür gehabt. Haſt du verſtanden?"

„Ja, Großvater, werd's ausrichten," verſprach Kaſpar.

„Gut! ſo lauf' und bring mir Beſcheid. Und daß du mir vor allen anderen das Maul hältſt, Junge! ſonſt wehe dir!" ſchärfte ihm Hammichel noch einmal ein.

Abends berichtete Kaſpar, es wäre ſehr ſchwierig geweſen, Jakobinen allein zu ſprechen. Er hätte jedoch mit ſeiner Vogelſcheuchklapper ſo lange am Zaune geraſſelt, bis ſie im Garten erſchienen wäre, aber in Begleitung ihres Bruders. Er hätte dann, von dieſem ungeſehen,

den Finger auf den Mund gelegt zum Zeichen, daß er ihr etwas im geheimen zu sagen hätte. Darauf wäre sie mit Wilm ins Haus gegangen, bald aber allein wiedergekommen, und da hätte er die Bestellung bei ihr angebracht. Jakobine würde morgen gleich nach Mittag am Zaune sein.

„Das hast du gut gemacht, Junge!“ belobte ihn der Alte und dachte: der Bengel ist doch brauchbarer als ich ihm zugetraut hatte.

Zur verabredeten Stunde begab sich Hammichel an den bezeichneten Ort, wo er Jakobinen schon seiner harrend fand.

Sie empfing ihn mit den Worten: „Endlich, Hammichel! wie lange hast du dich nicht vor mir sehen lassen! wo hast du denn nur gesteckt?“

„Wo ich so lange gesteckt habe?“ erwiderte er. „Ja, was meinst du wohl, wo ich gewesen bin, Jakobinchen? In Kaiserslautern war ich; ja, mach nur Augen! den weiten Weg nach Kaiserslautern zu meinem großgünstigen Freunde bin ich gewandert bei der sengenden Augusthitze. Siehst du, so plag' ich und schind' ich mich für dich. Aber nun sind wir auch gerüstet und gewappnet; wirst deine Freude haben über das, was ich dir nun mitteilen kann.“

„Nun? laß hören, laß hören, Hammichel!“ sprach sie in fiebernder Erwartung.

„Nur Geduld, mein Herzchen! eins nach dem andern! erst — hier!“ versetzte er mit einem süßlichen Lächeln und hielt ihr wie ein Bettler die offene Hand über den Zaun hin. „Ich habe von dem Besuche große Unkosten gehabt, denn ich mußte meinen Freund, den Herrn Sekretarius, in der besten Wirtschaft der Stadt freihalten und mit sehr guten Weinen traktieren, um ihm die Zunge

zu löſen. Und je mehr er trank, deſto höher ſchraubte er ſeine Forderung für die Offenbarung ſeines Geheimniſſes. Fünfzehn Gulden habe ich ihm dafür bezahlen müſſen, und dazu kommt noch die teure Zeche und meine Wegzehrung hin und her. Zweiundzwanzig Gulden mußt du mir geben, eh' ich dir ſage, was ich weiß."

„Hammichel! auf ſoviel war ich nicht gefaßt," ſeufzte die Erſchrockene. „Siebzehn Gulden hab' ich im ganzen, und damit könnteſt du wohl zufrieden ſein, mein' ich."

„Nein, Jakobinchen, ich kann nichts ablaſſen," erwiderte der geriebene Knicker; „ſoll ich denn dabei noch Schaden machen? Könnteſt mir wohl fünfundzwanzig Gulden geben, damit ich auch ein bißchen was dabei verdiene."

„Ich kann dir nicht nachrechnen, Hammichel, wieviel du dabei verdienſt," ſagte ſie. „Hier nimm die ſiebzehn Gulden, und drei will ich dir noch nachzahlen, ſobald ich kann. Das macht zwanzig, damit mußt du dich begnügen."

„Nun, weil du's biſt, Jakobinchen, will ich mich für diesmal beſcheiden; einer anderen gegenüber tät ich's nicht," entgegnete er. „Alſo gib her! und fünf Gulden krieg' ich dann noch."

„Drei, Hammichel, drei!"

„Ach ja, drei! Wenn du aber erſt weißt, was ich weiß, wirſt du aus freien Stücken noch dreimal drei zulegen," ſprach er und ſackte den ergaunerten Lügenlohn vergnügt ein.

„Wenn ich's nur erſt wüßte!" ſagte Jakobine. „Dein Geld haſt du; nun fang' endlich an, deine Weisheit auszukramen."

„Kommt ſchon, kommt ſchon," ſagte Hammichel. „Kann uns hier auch niemand hören?"

„Du lieber Himmel — nein!“ rief ſie in heller Verzweiflung.

„Alſo knöpf' die Ohren auf!“ begann er. Dann ſprach er leiſe, noch leiſer als bisher: „Wenn deine Herzensfeindin, die Würzburgiſche, ein Jahr lang hier in Wachenheim iſt, — und das iſt ſie nun bald — ſo wird ſie ein Wildfang. — Was das iſt? das bedeutet: ſo jemand, Mannsbild oder Weibsbild, von auswärts in ein Land, wo er nicht geboren iſt, einwandert und ſich Jahr und Tag dort aufhält, ſo wird er hörig und leibeigen, und das nennt man einen Wildfang.“

Jakobine ſah den Alten noch immer verſtändnislos an.

Dieſer fuhr fort: „Das iſt nämlich ein uraltes Königsrecht, ein ſogenanntes Regale, ſtammt ſchon von Karl dem Großen her oder von Kaiſer Rotbart oder ſonſt ſo einem, hat lange Jahre geruht, iſt aber jetzt von unſerm gnädigen Kurfürſten und Pfalzgrafen Karl Ludwig wieder eingeführt und anbefohlen worden. Begreifſt du nun? — noch nicht? Dann alſo kurz mit einem Worte: Bürgermeiſters Trudi muß hörig und leibeigen werden.“

„Wem leibeigen?“ fragte Jakobine, der plötzlich ein Licht aufzugehen ſchien.

„Dem Pfalzgrafen oder vielmehr unſerm Obervogt, dem Reichsfreiherrn auf der Wachtenburg.“

„Auf der Wachtenburg? da muß ſie leibeigen werden? muß da hauſen und dienen wie die geringſte, niedrigſte Magd?“ fragte Jakobine weiter mit flackernden Augen.

„Muß ſie, gewiß, mein Schmeichelkätzchen!“ ſprach der Alte. „Und nun, — glaubſt du, daß Franz Gersbacher eine Leibeigene heiraten wird?“

„Hammichel! Hammichel!“ jauchzte das Mädchen in unſinniger Freude. „Das iſt — das iſt eine Botſchaft, — ich kann's noch gar nicht faſſen. Iſt das auch wirklich wahr? kein Trug und Irrtum dabei?“

„Kein Trug und Irrtum, alles ſo wahr wie daß du mir für dieſe Botſchaft nicht mehr als ſiebzehn Gulden gegeben haſt,“ ſagte Hammichel vorwurfsvoll.

„Weiß es Trudi?“ fragte Jakobine aufs neue.

„Schwerlich,“ erwiderte Hammichel, „es iſt noch Geheimnis. Vielleicht weiß auch der Freiherr noch nicht genug, um gegen ſie einſchreiten zu können.“

„Weiß es Junker Ulrich?“ flog jetzt von Jakobinens Lippen die Frage wie ein ſchwirrender Pfeil.

Hammichel zuckte die ſchiefen Schultern. „Mir ſcheint die Sache ſo zu liegen: der Freiherr weiß jedenfalls vom Wildfangrecht, aber nicht, daß Trudi eine zugewanderte Fremde iſt. Dies weiß Junker Ulrich, aber vielleicht noch nichts vom Wildfangrecht. Wenn beide beides wüßten, wäre das Schickſal der Würzburgerin beſchloſſen und beſiegelt.“

„Sie müſſen's erfahren,“ fiel Jakobine ſchnell ein.

„Richtig!“ ſprach Hammichel, „aber wie? ich kann's ihnen nicht ſtecken und du auch nicht, Jakobinchen.“

„Warum nicht ich?“

„Weil du, wenn du danach gefragt würdeſt, nicht ſagen darfſt, von wem du's haſt. Denn ich will mit der Angelegenheit nichts zu tun haben, will mich in keiner Weiſe, mit keinem Worte hineinmiſchen. Das merke wohl, Jakobinchen! mich darfſt du nicht verraten.“

„Nein, nein, das will ich auch nicht, aber dem Junker könnt' ich doch einen vertraulichen Wink geben,“ meinte ſie.

„Hm!“ machte Hammichel bedenklich, „das wäre ja allerdings das Geſchickteſte, aber ich rate dir davon ab,

denn es wäre gefährlich für dich. Mit Junker Ulrich ein Stelldichein unter vier Augen mit vertraulichen Zuflüsterungen, — Jakobinchen, Jakobinchen, nimm dich in acht! Der braucht nicht erst einen Liebestrank, um zärtlich zu werden."

„Ach, davor fürcht' ich mich nicht," warf sie leichtfertig hin. „Wann ist es so weit, daß die Würzburgische hörig werden muß?"

„Am Kreuz-Erhöhungstag wird es ein Jahr, daß sie hier ist, dann ist's mit ihrer Freiheit Matthäi am letzten."

„Also ist keine Zeit zu verlieren, sonst macht sie sich noch vorher auf und davon," sprach Jakobine fast ängstlich.

„Und was dann? — dann wärst du die Nebenbuhlerin ein für allemal los, du Glückskind!" lachte Hammichel. „Franz wird ihr nicht nachlaufen und sie zurückholen, und tät er's, so würde sie doch hier hörig werden müssen. Ihrer ledig wirst du auf jeden Fall, ob sie nun als Leibeigene auf die Wachtenburg muß oder vorher die Flucht ergreift."

„Ja, du hast recht, Hammichel! ich werde sie los, so oder so, sie kann mir den Weg zu meiner Versöhnung mit Franz nicht mehr versperren," frohlockte Jakobine.

„Siehst du, das ist's, was ich dir zu wissen geben wollte, wozu ich dich durch Kaschper hier an den Zaun bestellen ließ," sprach Hammichel.

„Der Junge hat das sehr pfiffig angefangen," sagte Jakobine, „ich werde ihm nächstens einmal was dafür zugute tun."

„Dem Jungen? das hast du gar nicht nötig," winkte Hammichel ab. „Aber meine sieben Gulden vergiß nicht, die ich noch von dir kriege!"

„Sieben? woher denn sieben?" fragte sie im Abgehen, schon einige Schritte vom Zaun entfernt.

„O es dürfen auch zehn ſein, Jakobinchen!“ rief ihr der alte Spitzbube nach. —

„Nun geht der Tanz los,“ kicherte er auf dem Heimwege. „Die Jakobine kann nicht lange ſchweigen, und das ſoll ſie auch nicht; ich hör' es und ſeh' es, wie ſie dem Junker die Neuigkeit im Dunkeln beibringt; na, wohl bekomm's! Jung Ulrich ſpitzt ſich dann nicht ſchlecht auf das hübſche, appetitliche Schätzchen, als hätt' er's ſchon in den Armen oben auf der Burg. Der Bürgermeiſter aber iſt als Hüter und Hehler eines Wildfangs ein geſchlagener Mann und muß Amt und Würden niederlegen. Das wird einen Spektakel geben, wie ihn die lieben Wachenheimer ſeit Menſchengedenken nicht erlebt haben,“ ſchloß er ſein Selbſtgeſpräch und ließ ſpielend ſeine ſiebzehn Silberlinge ſo luſtig in der Taſche klimpern, daß ihm das Herz im Leibe dabei lachte.

Vierzehntes Kapitel.

Christoph Armbruster saß in seiner Amtsstube und regierte, wie es Ammerie nannte, wenn sich ihr Vater der Besorgung städtischer Geschäfte widmete, wobei ihn keiner der Seinigen stören durfte.

Es war ein geräumiges Gemach im Erdgeschoß des Hauses mit zwei rebenumsponnenen Fenstern nach dem Garten zu, durch die jetzt die Morgensonne freundlich hereinschien. Nur mit schlichtem, altväterischem Hausrat war es ausgestattet, der seine mehr als hundertjährige Dienstzeit nicht verleugnen konnte. Seitlich auf einer Ecke des großen Tisches waren Schriftstücke gehäuft, ein schwerfälliges Tintenfaß und eine hölzerne Streusandbüchse standen bequem zur Hand, und daneben lag kaum ein halbes Dutzend Gänsefedern, die Ammerie stets in guter, nicht zu spitz geschnittener Verfassung hielt. Das machte ihr geringe Mühe, denn einen starken Verbrauch von Federn konnte man dem Bürgermeister nicht nachsagen. Viel Schreibereien verursachte ihm seine Gemeindeverwaltung nicht oder vielmehr, er machte sich deren so wenig wie möglich, weil er die ‚Tintenklexerei' haßte und öffentliche Angelegenheiten lieber mündlich

verhandelte. Ganz konnte er allerdings auch schriftliche Arbeit nicht vermeiden, und wenn er sich hin und wieder einer ihm lästigen ‚Federfuchserei' wohl oder übel unterziehen mußte, so geschah dies gewöhnlich nicht in der besten Laune.

Heute hatte er es mit einer Rechnungssache zu tun, in deren Prüfung er schon so weit vorgeschritten war, daß er sie nun bald mit seiner genehmigenden Unterschrift versehen konnte. Daher war er auch diesmal durchaus nicht unwirsch, als sich die Tür öffnete und Madlen hereintrat.

„Altechen, du?" sprach er, seine Frau verwundert anblickend. „Du hast was auf dem Herzen; also heraus damit!"

„Ja, Christoph, ich hab' was auf dem Herzen," erwiderte sie, indem sie sich ihm gegenüber am Tische niederließ. „Ich bange mich um dich. Seit Wochen, seit Monden schon zeigst du ein ganz verändertes Wesen, bist nicht mehr heiter und zufrieden wie sonst, gehst mit finsterem Gesicht herum und simelierst, als drückten dich Sorgen, von denen ich nichts weiß. Mit Haus und Hof, mit Kindern und Enkeln kann das nicht zusammenhängen, denn da ist alles in tadelloser Ordnung, wir sind alle gesund, und es fehlt uns an nichts. Nur du bist nicht mehr der Alte, trägst dich mit gewiß unerfreulichen Heimlichkeiten. Ich glaubte bisher, du hättest Schwierigkeiten und Verdrießlichkeiten mit der Gemeinde, die sich sehr in die Länge zögen. Als ich aber neulich zufällig hörte, wie hier in deiner Stube Lutz Hebenstreit so laut und heftig auf dich einschrie, da sagt ich mir: wenn sich Christoph mit dem zankt, der stets sein Freund und Helfer war, dann muß es sich um Dinge drehen von so mißlicher Beschaffenheit, —"

Der Bürgermeiſter, der ſchon aus den erſten Worten ſeiner Frau herausgehört hatte, daß ſie ihn wegen ſeiner grämlichen Stimmung zur Rede ſtellen wollte, war ihren Klagen nur mit halbem Ohre gefolgt und hatte, während ſie ſprach, ſich überlegt, ob er ihr, nach Lutz Hebenſtreits Rat, nun alles ſagen ſolle oder nicht. Auf falſcher Spur wollte er ſie jedoch mit ihren Vermutungen nicht laſſen. Darum unterbrach er ſie jetzt: „In der Gemeinde habe ich keinen Verdruß gehabt, und Lutz Hebenſtreit iſt auch heut' noch mein Freund, wie ich mir keinen zuverläſſigeren wünſchen kann."

„Nun, was iſt's dann?" fragte ſie. „Ich verlange, daß du mir von deinen Sorgen mein mir zukommendes Teil abgibſt, damit ich ſie dir tragen helfe."

Er ſah ſeine Frau in immer noch wägenden Gedanken an, und nach einem letzten Zaudern ſprach er langſam und nachdrücklich: „Madlen, wir werden unſere liebe Trudi verlieren."

Da hellten ſich Madlens Züge auf, und mit einem frohen Lächeln ſagte ſie: „Das iſt's, was dich bekümmert? Aber Chriſtoph! wenn ſie auch vielleicht bald von unſerem Hofe abzieht, ſo bleibt ſie doch hier in der Stadt und kann jeden Tag auf ein Stündchen oder ein Viertelſtündchen zu uns geſprungen kommen, uns von ihrem jungen Glück zu erzählen. Du meinſt doch natürlich," fügte ſie, als ihr Mann ſchwieg, hinzu, „wir verlieren Trudi, weil Franz Gersbacher ſie heiraten will?"

„Könnt' er ſie nur heiraten!" ſtöhnte Chriſtoph und trommelte mit den Fingern auf der Tiſchplatte.

„Könnt' er nur?" fragte Madlen. „Glaubſt du, daß Florian immer noch dagegen iſt?"

„Wie er jetzt darüber denkt, weiß ich nicht," erwiderte Chriſtoph. „Wenn er aber erfährt, was ich dir

nun leider mitteilen muß, iſt jede Hoffnung auf Trudis Verheiratung ausgeſchloſſen."

„Chriſchtoph, du ſprichſt in Rätſeln, die mich ängſtigen," rief Madlen mit erſchrockenem Blick. „Um Gotteswillen! ſag', was iſt geſchehen?"

„Wenn Trudi ein Jahr lang bei uns iſt, muß ſie hörig und leibeigen werden," klang es hart wie Hammerſchläge aus des Bürgermeiſters Munde.

Stumm und ſteinern ſaß Madlen, wie überwältigt von dem, was ſie gehört hatte. „Sprich! ſag' mir alles!" preßte ſie heraus.

Chriſtoph ſagte ihr alles, verſchwieg ihr nichts.

„Und keine Hoffnung? keine Rettung?" fragte Madlen, in tiefſter Seele ergriffen.

„Keine!"

„Das arme, arme Kind! ihr ganzes Leben mit einem Schlage zerſtört!" ſprach Madlen, die Hände ringend. „Und ſie iſt ſo glücklich in ihrer Liebe zu Franz, du mußt ihr's ja angeſehen haben."

Chriſtoph nickte. „Sind die beiden ſich einig?" fragte er.

„Vollkommen; Ammerie hat mir's geſtanden, als ich in ſie drang. Chriſchtoph! Chriſchtoph! was ſoll daraus werden?"

„Ich weiß es nicht."

„Und das konnteſt du mir ſo lange verheimlichen?"

„Ich hab's gekonnt; 's iſt mir ſchwer genug geworden."

„Kann uns der Freiherr nicht helfen?"

„Nein, ſonſt tät er's wohl."

„Haſt du mit ihm geſprochen?"

„Nein, er weiß es wahrſcheinlich noch gar nicht."

„Weiß es ſonſt jemand?"

„Lutz Hebenstreit hab' ich's neulich gesagt, und du hast ja vernommen, wie er schimpfte und tobte. Und noch einer weiß es, — Hammichel."

„Hammichel?"

„Ja, er war es, der mir die erste Nachricht davon gab."

„Der wird's schnell genug herumbringen."

„Gewiß! aber was nützt da alles Verschweigen noch?"

„Was sagt Lutz?"

„Er will ganz Wachenheim zum Widerstand mit offener Gewalt aufwiegeln und den Saut totschlagen, wenn er kommt, seine Hand auf Trudi zu legen!"

„Der liebe, wackere Mensch!"

„Ja, eine alte, treue, grundehrliche Haut!"

„Und Florian, meinst du —"

„Eine Hörige läßt er seinen Sohn nicht freien, und das ist auch nicht von ihm zu verlangen, auch von Franz nicht, denn damit würde er selber hörig werden, hat mir der Schultheiß gesagt, den ich um Rat gefragt habe; er wußte keinen," sprach Christoph.

„Aus ihrer Heimat ist sie vor Verfolgung und Schande geflohen, Schutz und Frieden bei uns zu suchen, und nun naht ihr auch hier das Verderben," jammerte Madlen.

„O es ist zum Rasendwerden!" rief Christoph mit dröhnender Stimme. „Welcher Mensch auf Gottes Erdboden darf sich vermessen, einen andern mir nichts dir nichts seiner Freiheit zu berauben! das ist ein Verbrechen, eine gewissenlose, Sinn und Verstand empörende Willkür. Man tut seine Pflicht als Untertan, zahlt seine Steuern, steht seinen Mann in Not und Gefahr, und dann soll man auch das Letzte noch hergeben,

was man hat, das Beste, was man seinen Kindern vererben kann, seine Freiheit! Wer das vor Jahrhunderten ersonnen hat, der sollte dafür verdammt sein in alle Ewigkeit!“

Noch niemals hatte Madlen ihren Christoph in einer so furchtbaren, Leib und Seele durchschütternden Erregtheit gesehen. Wie er, der Schweigsame, der Schweres am liebsten in sich allein verarbeitete, seinem Groll und Grimm Luft machte, war es das urwüchsig in ihm lebende Sebstgefühl des sich seiner eigenen Unabhängigkeit bewußten Mannes, was sich stolz dagegen aufbäumte.

Madlen, selber einer ehrbaren, altangesessenen Pfälzerfamilie entsprossen, war über die ihre Nichte treffende Ächtung ebenso entrüstet wie Christoph, aber das Mitleid mit Trudi überwog in ihr den Abscheu gegen die allgemein verletzende und schädigende Unbill, die in dem Wildfangrechte lag und ihren Mann so in Harnisch brachte. Sie hatte sich schon darauf gefreut, der geliebten Pflegetochter eine gebührliche Ausstattung zu besorgen und eine große, fröhliche Hochzeit auf dem Abtshof auszurichten, und nun — nun sollte die Reine, Schöne, statt den Myrtenkranz auf der jungfräulichen Stirn zu tragen, eine Leibeigene werden, die auf Liebes- und Lebensglück keinen Anspruch mehr erheben durfte.

Das waren die ihrem echt weiblich und mütterlich empfindenden Herzen nächstliegenden Gedanken, denen sie nach der peinlichen Eröffnung, ebenso wie Christoph den seinigen, schweigend nachging. Dann fragte sie: „Hältst du es nicht für besser, Trudi auf ihr entsagungsvolles Schicksal vorzubereiten, statt es ihr noch länger zu verheimlichen?“

„Nein," erwiderte Chriſtoph, „ein Unglück erfährt man immer noch früh genug; es langſam, aber ſicher herankommen zu ſehen iſt eine nutzloſe Qual. Trifft ſie der vernichtende Schlag unerwartet, ſo wird Trudi gewiß ſehr erſchrecken, aber ſie muß ſich in das Unabänderliche finden, ſei es heut, ſei es ſpäter. Alſo ſchieben wir's noch auf und gönnen ihr den kurzen Traum von künftigem Glück."

„Du haſt mich zwar von der Erſprießlichkeit einer ſolchen Verzögerung nicht überzeugt, aber es gehe nach deinem Willen, Chriſchtoph," ſprach Madlen. „Nun eine andere Frage. Wollen wir nicht Gersbachers von dem unterrichten, was uns bevorſteht und an dem ſie doch, nicht bloß der Verwandtſchaft wegen, ſondern auch aus anderen Gründen beteiligt ſind? Ich weiß von Agnete, daß ſeit geraumer Zeit ein viel beſſeres Verhältnis zwiſchen Vater und Sohn, dagegen ein ſehr ſchlechtes, faſt feindliches zwiſchen ihnen und Steineckers eingetreten iſt. Es muß da etwas vorgefallen ſein, was Gersbachers ſchwer beleidigt hat, ſo daß von einer Verbindung Franzens mit Jakobinen keine Rede mehr ſein kann."

„An eine Verbindung Franzens mit Trudi iſt noch weniger zu denken," flocht Chriſtoph ein.

„Florian könnte dir doch vielleicht einen Rat geben, ſeine Unterſtützung in Ausſicht ſtellen, wie es Lutz getan hat," meinte Madlen.

„Das wäre dann der dritte, dem ich das alles des langen und breiten auseinanderſetzen müßte, und das widerſtrebt mir," ſprach Chriſtoph.

„Aber wir ſind es ihnen ſchuldig, ſie aufzuklären, damit ſie nicht Pläne machen, die nach Lage der Dinge unausführbar ſind. Auch find' ich es ſchicklicher, ſie hören

die Miſere von uns als daß ſie ihnen durch ein böswilliges Stadtgeklätſch hinterbracht wird," hielt Madlen ihrem Mann weiter eindringlich vor. „Und wenn du dich nicht dazu entſchließen kannſt, ſo will ich zu Agnete gehen und ihr unſere Sorgen anvertrauen. Sie iſt eine verſtändige Frau, und wir ſtehen ſehr gut miteinander."

„Nein, dann muß ich ſchon ſelber mit Florian reden," entſchied Chriſtoph. „Ich verſpreche dir noch nicht, es zu tun, aber ich will mir's überlegen."

„Möge dir eine gute Eingebung kommen, Chriſchtoph!" ſchloß Madlen den gegenſeitigen Herzenserguß, erhob ſich und verließ das Gemach in Trübſal und Unruh und doch noch nicht völlig verzweifelnd.

Der Bürgermeiſter ließ die Kämmereirechnung, die er beim Eintritt ſeiner Frau zur Seite geſchoben hatte, liegen, wo ſie lag, blieb aber am Tiſche ſitzen und fing wieder an zu trommeln. Bald aber ſtand er auf und nahm Hut und Stock, um einen einſamen Gang durch Feld und Flur zu machen.

Ammerie, die ihn ſo gerüſtet aus dem Allerheiligſten ſeiner Amtsſtube kommen ſah, bot ihm wanderluſtig ihre Begleitung an. Er lehnte dieſe jedoch ab: „Kann dich nicht brauchen, Grashupf! muß über wichtige Dinge mit mir zu Rate gehen."

„Du weißt ja nicht, Väterle, ob ich nicht auch ſehr wichtige Dinge mit dir zu bereden habe," ſagte ſie

„Du? na na! will etwan einer kommen und bei mir um dich anhalten?" ſcherzte er.

„Das wollt' ich ohne meine Erlaubnis keinem geraten haben," lachte ſie, „und bis jetzt hat mich leider noch kein Junggeſell' um dieſe Erlaubnis gebeten."

„Preſſiert's dir denn ſo damit?"

„Ei, ich warte ſchon lange darauf."

„Bilde dir doch nichts ein, Grashupf! so'n naſeweiſes Balg wie du nimmt ja kein vernünftiger Menſch," ſprach er gutmütig, gab ſeinem Liebling einen leiſen Klaps auf die runde Pfirſichwange und ging ſeines Weges.

„Naſeweiſes Balg?" plapperte Ammerie ihrem Vater trotzig nach, drehte ſich kurz auf dem Abſatz um und lief zu Trudi, die in der Wohnſtube am Fenſter ſaß und nähte.

„Trudi, bin ich ein naſeweiſes Balg?" fragte ſie.

„Wer ſagt das?"

„Väterle."

„Wenn's Väterle ſagt, ſo iſt's auch wahr, und ich bin ganz ſeiner Meinung," ſprach Trudi lachend.

„Ich naſeweis? und du? Du haſt ja eine ſchwarze Naſe," ſagte Ammerie, „halt mal ſtill!" Sie leckte mit der Zunge an ihren Zeigefinger, als wollte ſie der anderen einen Fleck von der Naſe wegwiſchen.

Trudi bot gehorſam ihr Antlitz dar und — kriegte von dem Kobold einen feſten Naſenſtüber. „Ätſch! da haſt du's!" neckte Ammerie.

„I du Racker!" rief Trudi, ſprang auf und wollte die Verwegene packen und abſtrafen. Die ließ ſich aber ſo leicht nicht fangen, und ſie jagten ſich in der Stube hin und her, bis Trudi die Jüngere erwiſchte. Da faßten ſie ſich beide um, tanzten wie beſeſſen und wirbelten ſich jauchzend im Kreiſe herum.

„Wie du gewachſen biſt!" ſprach Trudi, als ſie atemlos einhielten, „biſt faſt ſo groß wie ich."

„Ja, und auch wohl ebenſo ſtark. Wollen wir mal miteinander ringen? komm an!" ſagte Ammerie und nahm eine Kampfſtellung ein.

„Nein, was würde deine Mutter ſagen, wenn ſie uns beim Raufen überraſchte!"

„Prügeln würde ſie uns alle beide," lachte Ammerie, „aber das ſchadet ja nichts."

„Nein, nein, ich fürchte mich vor deiner geſchwinden Kraft."

Nun küßten ſie ſich, und Fried und Freundſchaft waren wieder hergeſtellt. —

Die Mitteilungen, die Madlen in mehr andeutender als beſtimmter Form von Frau Agnete erhalten hatte, daß auf dem Gersbacherhofe jetzt ein ganz anderer Wind wehe, beruhten auf Tatſachen, die Madlen nicht bekannt waren.

Nach dem Brande bei Fachendag war Gersbacher immer freundlicher gegen Franz geworden, denn ſeit deſſen kühnem Rettungswerk hatte er einen gewiſſen Reſpekt vor ſeinem älteſten Sohne. Die von ihm Gerettete hatte er bis dahin noch wenig beachtet, fühlte aber nun das Verlangen, ſich die einmal näher anzuſehen, die um eines vierzehnjährigen Jungen willen ſich in eine ſo große Gefahr geſtürzt hatte. Dazu war er zu Armbruſters gegangen, hatte die beiden Alten beglückwünſcht und zu Trudi ſehr herzliche Worte geſprochen, wobei ihr beſcheiden zurückhaltendes Weſen wie auch ihre blühende Erſcheinung einen ſo gewinnenden Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er dies ſeiner Frau gegenüber rühmen mußte.

Agnete war darüber hoch erfreut. Sie hatte ſich unabläſſig bemüht, ihm eine gute Meinung über Trudi beizubringen und in klug berechneter Weiſe manchmal Vergleiche zwiſchen dieſer und Jakobinen angeſtellt, die ſehr zu Ungunſten der letzteren ausgefallen waren und bei denen Florian um ſo mehr dem Urteil ſeiner Frau zugeſtimmt hatte, als er ohnehin ſchon ſeit einiger Zeit gegen die Steinackertochter ſtark eingenommen war. Er

hatte nicht vergeſſen, was ihnen Franz an jenem Morgen, da ſie ſo heftig aneinander geraten waren, in ſeinem jach aufflammenden Zorn offenbart hatte, nämlich, daß Jakobine ihn mit einem von Hammichel ſchrecklich vermanſchten Wein berauſcht hätte, um ihn zu einem Verlöbnis mit ihr zu verleiten. Dieſes zucht- und ſchamloſe Unterfangen konnte er dem Frauenzimmer nicht verzeihen.

Zu alledem hatte ihm Agnete kürzlich noch den unzweifelhaften Beweis geliefert, daß dieſe Durchſtechereien zwiſchen Hammichel und Jakobine noch immer ihren Fortgang nahmen.

Schneckenkaſchper hatte ganz aus ſich heraus den Argwohn geſchöpft, daß der ihm von ſeinem Großvater erteilte Auftrag, Jakobinen an den Gartenzaun zu beſtellen, wo er die beiden ſchon einmal in einem ihm ſehr verdächtigen Geflüſter betroffen hatte, einem anderen Zwecke dienen ſollte als ihm der Alte aufgebunden hatte. Er wußte, daß Franz und Trudi ſich liebten, und witterte in der Zuſammenkunft am Zaune einen tückiſchen Anſchlag der eiferſüchtigen, auf Franzens Beſitz erpichten Jakobine, vor dem er das Paar warnen wollte. Darum hatte der ſchlaue Junge dem Gersbacherſohne ſowohl von ſeiner früheren Überraſchung jener zwei als auch von ihrer neuen Verabredung Mitteilung gemacht. Das hatte Franz ſeiner Mutter berichtet und dieſe die Geſchichte ihrem Manne erzählt.

„So! das ſind ja feine Praktiken," hatte Florian geantwortet. „Was da wieder eingefädelt wird, iſt noch nicht zu überſehen, aber es läuft doch nur auf das eine hinaus, daß ſich die Jakobine durch eine Hintertür bei uns einſchleichen will, und da muß ich mit Franz ſagen: Eine, die mit dem alten Schuft, dem Hammichel, unter

einer Decke ſteckt und es durch nichtswürdige Kuppelei verſucht, eine Gersbacherin zu werden, die ſoll mir nicht ins Haus, nun gerade nicht! möcht' nur wiſſen, ob ihr Alter dabei die Hand im Spiele hat."

Als ſie bald danach einmal beim Schoppen zuſammmen geſeſſen hatten und Adam Steinecker mit einer ziemlich plumpen Anſpielung auf die hoffentlich bald eintretende Schwägerſchaft herausgeplatzt war, hatte ihn Gersbacher ſo gründlich abgefertigt und ſo ſackgrob angegröhlt, daß ſowohl Steinecker wie die übrigen Gäſte Mund und Augen aufgeſperrt hatten. Von Stund an war es mit der Freundſchaft der beiden aus.

Nun erſchien eines Nachmittags Chriſtoph Armbruſter auf dem Gersbacherhofe, wo ihn Florian warm willkommen hieß. „Was bringſt du, Chriſchtoph?" fragte er vergnügt, „und was ſollen wir trinken?"

„Ich will dir ſelber reinen Wein einſchenken, aber er wird ſehr ſauer ſchmecken," antwortete der Bürgermeiſter bedrückt.

„Oho, Chriſchtoph! das glaub' ich dir nicht," lachte Gersbacher. „Soll ich Hammichel rufen laſſen mit ſeinen Verſüßungsmitteln?"

„Laß den Spaß!" erwiderte Chriſtoph, „es iſt verflucht ernſt, was ich dir zu ſagen habe."

Und nun zum dritten Male mußte er all ſein Leid und ſeine Not aus ſeinem Herzen in ein anderes ſchütten. Er tat es trotz ſeiner inneren Aufregung mit Ruhe und Gefaßtheit und ſchloß ſeine rückhaltloſe Darſtellung mit den Worten: „Du wirſt dir's wohl denken können, warum ich's ſelber dir mitteile. Gerade euch durften wir's nicht länger verſchweigen, weil wir nicht wollten, daß ihr's erſt hinten herum von klatſchſüchtigen Läſterzungen hörtet."

Gersbacher reichte dem alten Freunde die Hand und ſprach: „Haſt recht getan, Chriſchtoph, ich danke dir. Von der Hauptſache, die eure arme Niſtel allein betrifft, wollen wir nachher reden, jetzt zunächſt von dem, was da noch ſo drum und dran hängt; was ich damit meine, weißt du ſo gut wie ich. Franz liebt die Trudi und will um ſie freien. Ich war anfangs dagegen aus Gründen, die dir nicht verborgen geblieben ſein werden. Längſt aber bin ich anderen Sinnes geworden und würde den beiden zu ihrem Eheverſpruch meinen beſten Segen geben, wenn das nicht wäre, was ich ſoeben mit Schrecken und Abſcheu aus deinem Munde vernommen habe. Aber Chriſchtoph, ich frage dich auf dein Gewiſſen: würdeſt du deinem Sohn erlauben, eine Hörige zu heiraten und damit zugleich ſelber hörig zu werden?"

„Nein, das würd' ich niemals zugeben, und ich denke nicht daran, dich dazu überreden zu wollen," erklärte der Bürgermeiſter.

„Dann ſind wir einig, Chriſchtoph," ſagte Gersbacher. „Die beiden jungen Menſchen tun mir in der Seele leid, oder haſt du noch Hoffnung, Trudi frei zu kriegen?"

„Nicht die geringſte. Dieſes ſchandbare Unrecht iſt ſtärker als alles Recht auf Freiheit, Lieb und Glück," ſprach Chriſtoph.

„Und das ſollen wir mit ſehenden Augen und gebundenen Händen über uns ergehen laſſen?" brauſte Gersbacher auf.

„Was bleibt uns anderes übrig? Ich als Bürgermeiſter darf den Geſetzen des Landes nicht Trotz bieten."

„Der Deibel ſoll's holen, dies Geſetz vom Wildfang, das an den Grenzen unſerer Pfalz wie eine Mauſefalle aufgeſtellt wird, daß jeder, der über den Rhein zu

uns herein wandert, darin gefangen wird, um zeitlebens hier zu dienen und zu fronen in unlösbarer Leibeigenschaft! Weißt du was? laß die beiden heiraten, sofort! dann möcht' ich den sehen, der es wagte, mir auf den Hof zu kommen und meines Sohnes Weib zu pfänden."

„Man würde dich nicht erst fragen, Florian," erwiderte Christoph. „Dagegen hilft uns kein Stemmen und Sperren und auch nicht der Ring am Finger. Du kennst mich, daß ich nicht einer bin, der allweg fügsam klein beigibt; aber was das Schicksal bringt, muß ich hinnehmen wie Frost und Hagel in meinem Wingert. Es trifft mich hart, doch niederwerfen soll's mich nicht. Ich werde Trudi schützen, so gut ich vermag, und leichten Herzens geb' ich sie nicht her, auch nicht ohne Widerstand, den zu leisten in meiner Macht steht; darauf verlaß dich!"

Hand schlug fest in Hand; so schieden sie.

Florian Gersbacher schaute dem Bürgermeister nach, wie er straff und stramm mit etwas gesenktem Haupt über den Hof dahinschritt, aber nicht wie ein unter schwerer Last Gebeugter, sondern wie ein Wanderer, der gegen den daherbrausenden Sturm auf seinem Wege, ihm die Stirn bietend, mutig ankämpft.

Fünfzehntes Kapitel.

Ein so heiterer Sonnenschein auch in den ersten Septembertagen über der Pfalz gebreitet lag, die Rebengelände vergoldete, unten auf dem Rheine sich spiegelte und oben in den Fenstern der Wachtenburg funkelte und blitzte, als stünden dort Reisige mit blinkendem Stahlhelm und Harnisch — Steineckers Haus, das er wie alle anderen außen umwob, konnte er innen nicht aufhellen und durchwärmen und fand dort keine fröhlichen Gesichter, die ihm sein wohlmeinendes Lächeln erwiderten. Wie hängendes, verstaubtes Spinnweb an nicht gesäuberten Wänden, so nisteten Unzufriedenheit und Verdrossenheit in den Stuben und Kammern und ließen die Gemütsverfassung, den Verkehr untereinander, das ganze Dasein der Bewohner grau in grau erscheinen.

Sie fühlten sich vereinsamt, vernachlässigt, beinah gemieden von so manchen, die sich früher zu ihnen gehalten hatten. Vor allem war das ehemals freundschaftliche Verhältnis zwischen ihnen und den Gersbachers mehr und mehr ein widerhaariges, feindliches geworden, und der Grund davon lag klar auf der Hand. Der einst beiderseitig gefaßte Plan einer Verheiratung

von Sohn und Tochter der zwei Familien zerſchlug ſich oder hatte ſich vielmehr bereits zerſchlagen. Gersbacher löſte ſein Wort, das er Adam Steinecker für das Zuſtandekommen dieſes Ehebundes gegeben hatte, nicht ein, denn obgleich er es noch nicht ausdrücklich zurückgenommen hatte, war doch an eine Erfüllung nicht mehr zu denken. Sie müßten ja blind geweſen ſein, um nicht zu ſehen, daß ſich Franz mit Wiſſen und Billigung ſeiner Eltern von Jakobinen völlig losgeſagt und ſo zu Armbruſters Trudi hingeneigt hatte, daß die öffentliche Kundgebung des Verſpruches täglich zu erwarten war. Und war ihnen bis in die jüngſte Zeit noch ein Zweifel daran geblieben, ſo hatte ihn Gersbachers grobe Abfertigung, die er dem Vater Jakobinens beim Schoppenglaſe hatte zuteil werden laſſen, in nicht mißzuverſtehender Weiſe endgültig beſeitigt. Dieſe in Gegenwart anderer Gäſte ihm zugefügte Beleidigung, auf die er die Antwort ſchuldig geblieben war, konnte Steinecker nicht verwinden.

Die Entſtehung des Zerwürfniſſes, beſonders die Vereitelung des Heiratsplanes ſchrieb er dem, wie er glaubte, überall ihm entgegenarbeitenden Einfluſſe des mit Gersbacher ſehr vertrauten Bürgermeiſters zu, der, wie er behauptete, ſchon ſeit Jahren, ſein entſchiedener Widerſacher wäre, weil er die Geſchäftsverbindung mit Hammichel nicht abbrechen wollte. Aber auch ſeine Tochter Jakobine bekam bittere Vorwürfe von ihm zu hören, daß ſie ſich töricht und ungeſchickt benommen, ſich den fürſorglich für ſie feſtgemachten reichen Bauernſohn entgehen laſſen und nichts getan hätte, ihn feſtzuhalten, ſo daß ihn nun Armbruſters für ihre hergelaufene, habeloſe Niftel geangelt hätten.

Dazu ſchwieg die Geſcholtene, weil ſie das beſſer wußte als ihr Vater, ihn aber nicht darüber aufklären wollte.

Außer dem, nicht einmal verdienten, väterlichen Zorn hatte sie aber auch bei vielen Wachenheimern großes Ärgernis dadurch erregt, daß sie sich bei dem Brande leidenschaftlich auf Franz geworfen hatte, um ihn an der Rettung Trudis zu hindern, weil er ja selber dabei verloren, d. h. ihr verloren gehen konnte. Das deuchte ihnen unweiblich und obendrein gefühllos gegen die in Lebensgefahr Schwebende, und manch einer und eine ließ das sie und ihre Familie deutlich empfinden.

Daraus machte sich Jakobine nicht viel, war überhaupt von allen im Hause am wenigsten bekümmert und schien sich über das Mißgeschick verschmähter Liebe merkwürdig leicht hinwegzusetzen. Die anderen begriffen ihre fast nie getrübte Heiterkeit nicht, weil sie deren geheime Ursache nicht kannten. Diese war das schmeichelnde, kitzelnde Gefühl, sich an der rächen zu können, wenigstens deren noch tieferen Sturz aus allen Himmeln nahe vor Augen zu haben, die sie ihrer Meinung nach aus einem Herzen verdrängt hatte, das sie selber in Wahrheit nie besessen hatte. Das Wildfangrecht war die Waffe, die sie zwar nicht geschmiedet hatte, mit der sie aber ihre Freundin tödlich treffen wollte.

Wie sie diese Waffe handhaben mußte, hatte Hammichel sie gelehrt, nicht durch eine Gebrauchsanweisung, sondern durch ein um so mehr reizendes Gebrauchsverbot.

Ihr Bruder Wilm traute seinen Ohren nicht, als sie ihm in fast befehlerischem Tone auftrug, ihr eine Zusammenkunft mit dem Junker Ulrich von Remchingen zu verschaffen. „Was willst du von dem?“ fragte er.

„Ist meine Sache,“ gab sie ihm kurzweg zur Antwort.

„Aber wie soll ich denn das in die Wege leiten?“

„Ist deine Sache," lautete ihre ebenso kurze zweite Antwort.

Es behagte Wilm eigentlich nicht recht, sich von Jakobinen als Gelegenheitsmacher benutzen zu lassen. Einmal hatte er ihr Franz in die Laube bestellen müssen, und nun sollte er ihr auch den Junker heranholen. Da sie ihm jedoch auch öfter kleine Gefälligkeiten erwies, ihm z. B. in seinen häufigen Geldklemmen aushalf, so wollte er ihr den Spaß nicht durch seine Weigerung verderben, zumal er sich nicht dazu berufen fühlte, ihr Tugendwächter zu sein. So fügte er sich denn in die seltsame Laune seiner oft unberechenbaren Schwester und veranstaltete das von ihr gewünschte Stelldichein so schnell, daß es ihr selber rätselhaft war, auf welche Weise er das fertig gebracht hatte.

Es fand im Steinecker'schen Hause statt zu einer Stunde, wo der Vater gewöhnlich und so auch diesmal nicht daheim war. Die Mutter aber ließ ihre verhätschelte Tochter in allem gewähren, was sie wollte.

Wilm, so neugierig er auf den Zweck des schwesterlichen Begehrens war, versuchte nicht, die beiden zu belauschen, wußte es jedoch einzurichten, daß er sie gleich nach ihrem Beisammensein zu Gesicht bekam.

Der Junker verließ das Haus mit einem triumphierenden Lächeln, und Jakobine hatte einen hochroten Kopf und etwas zerzaustes Haar, schaute aber ebenfalls sehr vergnügt drein. Wilm sprach zu ihr: „Zur Belohnung dafür, daß ich dir den Junker so fix herbeigezaubert habe, könntest du mir doch nun wohl sagen, was du mit ihm angebandelt hast, denn bloß um dich von ihm abküssen zu lassen, hast du seinen Besuch doch wohl nicht so dringend verlangt."

„O, ich könnte es dir schon sagen, Wilm," erwiderte sie, „aber es ist nicht mein Geheimnis allein; darum mußt du dich noch ein wenig gedulden."

„Also doch ein Geheimnis."

„Jawohl, ein großartiges Geheimnis. Deine Überraschung wird blendend sein, wenn der Schleier davon fällt," fügte sie mit freudeblitzenden Augen hinzu und sprang von ihm weg die Treppe hinauf.

Jakobine war in der Tat mit dem Verlauf ihres junkerlichen Abenteuers überaus zufrieden; es hatte ziemlich lange gedauert und war für die keineswegs Spröde sehr belustigend gewesen.

Seine von ihr beabsichtigte Wirkung hatte es einige Tage später auf der Wachtenburg.

Dort stand eines Morgens der Hühner- und Außenfaut Lippert Wallmann, der seinen Wohnsitz in Deidesheim hatte, vor dem Reichsfreiherren in dessen Zimmer und ließ sich also vernehmen: „Wir Faute sind neuerlich angewiesen worden, auf zugewanderte Fremdlinge in der Pfalz zu ahnden, und nun hab ich Euer Gnaden submissest zu melden, daß sich in Wachenheim ein Wildfang befindet."

„Nun, hast du die Hand auf ihn gelegt?" fragte der Freiherr.

„Nein, noch nicht," erwiderte der Faut. „Ich wollte in diesem Falle erst die Erlaubnis von Euer Gnaden einholen."

„Dazu bedarf es doch nicht erst meiner Erlaubnis, sondern du hast ohne weiteres zu tun, was deines Amtes ist," sprach der gestrenge Herr.

„Jawohl, aber dieser Wildfang ist die nahe Verwandte eines guten, alten Freundes von Euer Gnaden, des Bürgermeisters Armbruster."

„Was? des Bürgermeiſters? wen meinſt du denn?“

„Seine Niftel, die Trudi, die aus dem Würzburgiſchen eingewandert iſt.“

„Die Trudi, das junge Mädchen, das ſich bei dem Brande ſo wacker benommen hat, das iſt eine Fremde?“ fragte der Freiherr verwundert.

„Ganz recht, Euer Gnaden, dieſelbige.“

„Lippert, woher weißt du das?“

„Das, Euer Gnaden, bitte ich mir zu erlaſſen,“ entgegnete Lippert verlegen; „ich ſoll's verſchweigen.“

„Was fällt dir ein, Menſch? komm mir nicht mit ſo dummen Ausflüchten! Du haſt zu antworten, wenn ich frage,“ herrſchte ihn der Gebieter an. „Von wem weißt du's?“

„Junker Ulrich hat mir's geſagt und darauf gedrungen, den Wildfang als Hörige und Leibeigene für den Herrn Reichsfreiherrn in Anſpruch zu nehmen,“ mußte der Faut nun geſtehen.

„So! — Junker Ulrich!“ ſprach der Freiherr gedehnt. „Wie lange iſt das Mädchen ſchon hier?“

„Zu Kreuz-Erhöhung wirds ein Jahr; alſo nur noch wenige Tage fehlen, dann ſoll ich die Fremde hier aufs Schloß bringen,“ erwiderte Lippert.

„Hm!“ machte Herr von Remchingen. „Nun, du haſt wohlgetan, mich diesmal erſt um Erlaubnis zu fragen. Vorläufig läßt du das Mädchen ungeſchoren, bis ich dir den Befehl erteile, ſie zu fahen. Ich will erſt mit dem Bürgermeiſter Rückſprache nehmen, ob die Sache ihre Richtigkeit hat. Verſtanden?“

„Zu Befehl, Euer Gnaden!“

„Gut! Dabei bleibt's. Du kannſt abtreten. Und ſchreib dir's ins Achtbuch: Du haſt nur mir zu gehorchen, niemand ſonſt!“

Der Faut verbeugte ſich ſtumm und ging.

Das Zimmer des Freiherrn war ein gewölbtes, mit allerlei Schmuck und Zierrat reich ausgeſtattetes Gemach. An den Wänden hingen Waffen und Rüſtungen, Jagdtrophäen, Geweihe und Gehörne, auf den Kandelbrettern prunkten Schüſſeln und Trinkgeſchirre von Silber, von blank geſcheuertem Zinn oder bunt gebranntem Ton in den ſeltſamſten Formen. Dazu war es wohlbeſtellt mit geſchnitzten Schreinen und Truhen, einem großen, ſchweren Eichentiſch und hochlehnigen Armſtühlen.

In einen ſolchen ließ ſich Herr Dietrich nieder, ſchlug ein Bein über das andere und ſtützte den Kopf in die Hand.

„Verfluchte Geſchichte, das mit dem Wildfangrecht!“ hub er zu ſich ſelber an. „Wird einen harten Strauß geben mit Chriſchtoph Armbruſter. Das brave Mädel ſoll ich ihm bannen laſſen, ſtatt es zu ehren und zu feiern für ſeine beherzte Tat. Was wird der alte Freund ſagen, wenn ich ihn mit der Nachricht überfalle und als Friedensbrecher den Argloſen aus ſeiner ſtillen Behaglichkeit aufſtöre! Aber ich kann's ihm nicht erſparen. — Und Ulrich? hübſch muß die Dirne ſein, daß er ſie hier aufs Schloß, in ſeinen Bereich haben will, der Junker Schürzenjäger. Wenn ſeine gute Mutter noch lebte, würde er auf dieſen frechen Gedanken nicht kommen, aber auch ſo mag er ſich hüten, das Mädchen anzurühren; ihm ſoll ſie nicht leibeigen werden. Muß ſie denn hörig werden? Ja, ſie muß. Der Pfalzgraf befiehlt, und der Vogt hat zu gehorchen.“ Unwillig erhob er ſich vom Seſſel und trat hinaus auf den kleinen Altan, der ſich an der Außenwand des Gemaches befand und dort wie ein Schwalbenneſt hoch über dem Burggraben ſchwebte.

„Laß sie doch!“ lachte der Freiherr, „mein alter Pascha geht mit deinem Grashupf nicht durch.“

(S. 178.)

Ein freier Umblick bot ſich ihm von hier oben über das rebengrüne Land vom Gebirge bis zum Rheine hin und noch darüber hinaus. Da hinten, weit rechts, ragte auf einem Bergvorſprunge der Haardt die Maxburg, nur noch die Ruine der einſtigen alten Reichsfeſte, die ſpäter den Biſchöfen von Speyer zu eigen war. Dort gradaus ſchaute ihr herrlicher Dom mit ſeinen Türmen herüber, wo die mächtigen Kaiſer im ewigen Schlafe ruhen. „Ja, Speyer!“ ſprach der Freiherr vor ſich hin. „Unſer unruhiger Nachbar, der Biſchof, verlangt ſeinen ihm verbrieften Anteil an den Einkünften des Wildfangrechtes, und ſtopfen wir ihm nicht den Hals, ſo geht die Fehde wieder los, denn er lauert ja nur darauf, mit uns wieder anbinden zu können, dieſer dreimal Geſiebte — wollte ſagen Geſalbte des Herrn. Und da, wo in duftiger Ferne das Schloß von Heidelberg ſchimmert, da ſitzt Herr Karl Ludwig, der Pfalzgraf, und lockt wie ein Vogelſteller die Gimpel arme Wildfänge ins Netz, um mit den Fahegulden und Steuerpfennigen ſeine Kaſſen zu füllen. Gern helf' ich ihm nicht dabei, das weiß Gott!“ Er ſtampfte mit dem Fuß auf, daß der Sporn am Stiefel klirrte, ging in das Zimmer zurück und befahl, ihm ſein Leibroß zu ſatteln. —

Als der Reichsfreiherr auf dem Abtshofe einritt, fand er die beiden Unzertrennlichen, Trudi und Ammerie, in der Pergola vor dem Hofe, aus der ſie ſchnell herauskamen, den Ritter zu begrüßen.

Wohlgefällig muſterte er Trudis anmutige Geſtalt und fragte: „Iſt das die Trudi?“

„Jawohl, Euer Gnaden!“ antwortete Ammerie. „Das iſt meine Muhme, die berühmte Trudi, von Geburt Würzburgerin, von Beruf Lebensretterin und außerdem vorzügliche Tänzerin, weil ich ſie dieſe ſchöne Kunſt gelehrt habe.“

Von Geburt Würzburgerin, — alſo wirklich eine Fremde! „Ich habe von deiner Tat gehört, du liebes Mädchen," wandte er ſich an ſie, „und bezeuge dir meine größte Achtung und Freude darüber." Dann ſtieg er ab und fragte: „Sagt mal, Kinder, iſt kein Knecht da, der meinen Gaul in den Stall bringt? ich werde wohl einigen Aufenthalt beim Herrn Bürgermeiſter haben."

„Dazu iſt kein Knecht nötig, das kann ich auch beſorgen," ſprach Ammerie. „Darf ich Euren Schimmel in den Stall reiten, Herr Reichsfreiherr? eins, zwei, drei bin ich oben."

„In Trab und Galopp!" erwiderte der Freiherr beluſtigt und half ihr, wie ſie ſich behend in den Sattel ſchwang, natürlich quer, wie Frauen reiten.

Trudi erſchrak über die Kühnheit, faßte das Pferd am Zügel und führte es, obwohl Ammerie das nicht leiden wollte. So zogen ſie, auf dem Wege dahin einen Bogen über den Hof machend, mit dem geduldigen Tiere dem Stalle zu.

Da erſchien Chriſtoph Armbruſter in der Haustür, überſah mit einem Blicke, was hier vorging, wußte aber auch ſofort, was ihm nun bevorſtand. „Aber Mädchen!" rief er.

„Laß ſie doch!" lachte der Freiherr, „mein alter Paſcha geht mit deinem Grashupf nicht durch." Dann reichten ſie ſich die Hände.

Ammerie ſprang vor dem Stalle vom Pferde und überließ es dem nun herzueilenden Knechte.

Den beiden Mädchen erteilte Chriſtoph den Auftrag, einen Krug Wachenheimer Gerümpel und Gläſer in ſeine Stube zu ſchaffen.

„Aha! haſt's alſo doch nicht vergeſſen, Chriſchtoph,

was ich dir bei meinem vorigen Beſuche ſagte, als du mich mit meinem pfälzer ‚Dorſcht' ungetränkt abreiten ließeſt," ſprach Herr Dietrich in abſichtlich ſcherzhaftem Tone, um nicht gleich von vornherein die trübklingende Saite anzuſchlagen. „Nun, ich nehm's mit Dank an, und dein köſtliches Gerümpel kommt mir ſehr gelegen; es weht ein trockner Wind, der einem den Staub in die Kehle treibt. — Ein ſchönes Mädchen, deine Niftel! hab' ihr ſchon meine Anerkennung ausgeſprochen über das, was ſie getan hat," fuhr er fort, während ihn der Bürgermeiſter ins Haus und in ſeine Amtsſtube geleitete.

„Da ſetz' dich in meinen Sorgenſtuhl," ſagte Chriſtoph mit gedämpfter Stimme, denn ihm war ſchwer ums Herz.

„Im Sorgenſtuhl hab' ich heut' auch ſchon geſeſſen, — deinetwegen," erwiderte der Freiherr, dem auch nichts weniger als leicht zumute war, und ſie nahmen einander gegenüber an dem großen Schreibtiſche Platz.

Jetzt brachten die Mädchen den Wein, und Ammerie ſchenkte die Gläſer voll. Der Freiherr redete Trudi wieder an: „Alſo, liebe Trudi, gib mir noch einmal deine Hand, die ſo tapfer zuzugreifen verſteht, wo's not tut. Das will ich dir gedenken, und wenn ich dir mal helfen kann, ſoll's gern geſchehen; kannſt auf mich bauen."

Tief knickſend dankte Trudi und verließ das Zimmer mit Ammerie, die ihr draußen zuflüſterte: „Du, das gibt heut trotz Gerümpel einen Krach zwiſchen den beiden. Haſt du dir ihre Geſichter angeſehen? — gräßlich! Woll'n wir mal ein bißchen horchen?"

„Nein, gehorcht wird nicht!" lehnte Trudi ab. „Sind ja gute Freunde; was ſollte ſie denn entzweien?" —

Schweigend tranken die beiden Alten ſich zu und ſtellten ſchweigend die Gläſer nieder.

„Chriſchtoph," begann endlich Herr von Remchingen ernſt, faſt feierlich, „wir ſind von Kindesbeinen an zuſammen durchs Leben gewandert, und unſere Freundſchaft hat in Freud' und Leid ſtandgehalten. Drum zweifle auch heut' an der meinigen nicht, wenn ich dir ein Wort ſagen muß, das, falls es dir nicht völlig fremd iſt, dich ein wenig erſchrecken wird. Chriſchtoph, das Wildfangrecht klopft an das Tor des Abtshofes."

„Ich weiß es, Dieter," ſprach Chriſtoph. „Du kommſt Trudis wegen und willſt ſie hörig machen."

„So iſt es. Kennſt du das Wildfangrecht?"

„Ja! vom Schultheißen hab' ich's mir erklären laſſen. Nun rate du mir, wie ich mich dagegen verhalten ſoll."

„Wüßt' ich nur Rat, mein Alter! dann wollt' ich's wahrlich nicht daran fehlen laſſen," verſetzte der Freiherr. „Du haſt gehört, was ich eben Trudi geſagt habe."

„Gerade aus deinen Worten ſchöpft' ich die Hoffnung, daß du das Mädchen mit der Hörigkeit verſchonen könnteſt, wenn ich — wenn ich dich darum bitte."

„Bitten, Chriſchtoph! Du mich bitten! als ob ich darauf wartete!" ſprach der Freiherr. „Ich habe den Faut bereits angewieſen, vorläufig noch nicht die Hand auf Trudi zu legen. Aber der Aufſchub nützt nichts, dauernd kann ich's nicht hindern."

„Du könnteſt nicht verhindern, daß mir eine ſolche Schmach zugefügt wird?" fragte Chriſtoph erſtaunt und zugleich beſtürzt.

„Nein, das kann ich nicht; ſonſt tät ich's, Chriſchtoph."

„Das will mir nicht in den Kopf."

„Mir will manches nicht in meinen grauen Kopf, was ich doch tun muß, ob gern oder ungern. Da bleibt nichts übrig als gehorchen und ſchweigen.“

„Dazu ſchweig' ich nicht, Dieter!“ rief Armbruſter erregt, „du wirſt mich doch nicht im Stich laſſen in meiner Bedrängnis, wirſt mich von dieſer maleſiziſchen Gewalttätigkeit, die mir an die Ehre meines Namens und meiner Familie geht, nicht widerſtandslos knechten und knebeln laſſen?“

„Mach deinem Herzen Luft! das kann ich verſtehen, aber helfen kann ich dir nicht,“ erwiderte Remchingen.

„Ich halte mich an dich. Wer will dich zwingen, ein himmelſchreiendes Unrecht zu begehen? wer mich zwingen, es mir gefallen zu laſſen? Wenn du die Hand dazu bieteſt, wenn du dich dazu hergibſt, es über mich zu verhängen, ſo machſt du dich zum Mitſchuldigen daran,“ kam es heftig aus des Bürgermeiſters Munde.

„Chriſchtoph, vertrau mir!“ ſprach der Freiherr mit nicht geringer Selbſtüberwindung gegenüber dieſem harten Vorwurf. „Ich kam als dein Freund, um dir in Ruhe eine Maßregel anzukündigen, die ich mir nicht ausgedacht habe, die ich aber nolens volens auch gegen dich durchführen muß ohne Anſehen der Perſon.“

„So! dann — ich will dirs nicht verhehlen, Dieter — dann gibt's hier in der Stadt einen allgemeinen Aufſtand, den ich auch nicht verhindern kann, ſelbſt wenn ich's wollte, und ich werd' es nicht wollen.“

„Du mußt wollen, du mußt ihn unterdrücken, denn du biſt dafür verantwortlich,“ hielt ihm der Freiherr ſtreng entgegen. „Eine offene Rebellion wäre eine Unbeſonnenheit, die ihr blutig zu büßen haben würdet.“

„Würdeſt du zum Kampf bis aufs Blut gegen uns antrennen?“ fragte Chriſtoph.

„Wenn's ſein muß, — ganz gewiß!“

„Das willſt du auf dein Gewiſſen nehmen?“

„Ohne Zaudern und mit allen Konſequenzen!“ ſprach der Freiherr gereizt, kaum noch an ſich haltend.

„Nun, um den Mut beneid' ich dich nicht!“ ließ ſich Chriſtoph hinreißen, höhniſch zu erwidern. „Wie denkſt denn du über dieſes infame Wildfangrecht? wagſt du's, es mir ins Geſicht hinein zu verteidigen?“

Das war dem ſtolzen Burgherrn zu viel. Mit dem ſchneidenden Kommandoton des alten Reiteroberſten fuhr's ihm heraus, als ob er blank zöge: „Darüber bin ich Euch keine Rechenſchaft ſchuldig, Bürgermeiſter!“

„Aber Gott dem Allwiſſenden, Herr Reichsfreiherr!“

„Dem werd' ich einſt Rede ſtehen, aber nicht Euch. Als pfalzgräflicher Obervogt verlang ich auch beim Wildfangrecht unbedingten Gehorſam.“

„Den ich Euch verweigere, Herr pfalzgräflicher Obervogt!“

„Bürgermeiſter!!“ — — Der Freiherr war aufgeſprungen und ſofort auch Chriſtoph Armbruſter. Zornbebend, ſchwer atmend ſtanden ſie ſich gegenüber und bohrten Blick in Blick; der Tiſch war zwiſchen ihnen. Allmählich aber trat in des Freiherrn Zügen ein Wechſel ein wie von Gewitterdrohen zu Sonnenſchein; ein halb gutmütiges, halb überlegenes Lächeln glitt darüber hin, und ruhig ſprach er: „Chriſchtoph, wollen wir zwei alten Kerle uns hier beim Wein über Dinge zanken, an denen wir beide nichts ändern können? Komm' her! ſtoß an, pax nobiscum!“

Damit war der Bürgermeiſter entwaffnet; nicht eine Sekunde lang zögerte er. Glas klang an Glas, und jeder

tat einen kräftigen Zug. „So! nun laß uns vernünftig miteinander reden.“

Sie ſetzten ſich wieder, und Remchingen behielt das Wort: „Deine Niftel muß hörig werden, das iſt nicht abzuwenden, aber ich kann die Zügel ſtraff ziehen oder am Boden ſchleifen laſſen. Wenn nur der vorgeſchriebenen Form genügt wird, in der Sache läßt ſich manches mildern.“

„Wie denn? womit denn mildern?“ fragte Chriſtoph.

„Der Faut legt die Hand auf Trudi, ſpricht ſie in meinem Namen hörig und fordert den Fahegulden. Den wirſt du doch zahlen?“

„Zehnfach, hundertfach!“ rief Chriſtoph, „wenn ich ſie damit frei kriegte.“

„Das nicht, ablösbar iſt das Wildfangrecht nicht,“ belehrte ihn der Freiherr. „Dann iſt ſie alſo meine Leibeigene, und ich kann mit ihr ſchalten und walten nach meinem Belieben, kann ihr in Dienſt und Fron große Erleichterungen gewähren, kann ſie hier auf dem Abtshofe bei euch wohnen laſſen —“

„Mit dem unauslöſchlichen Makel der Hörigkeit wie mit einem ihr vom Henker aufgebrannten Schandmal gezeichnet,“ fiel der Bürgermeiſter wieder heftig werdend ein.

„Ein unſichtbares, nur eingebildetes,“ ſagte der Freiherr. „Es iſt keine Strafe und keine Schande, wie auch eine alte Narbe von einem Schwerthieb kein Schimpf iſt, ſondern eine Ehre.“

„Dieter, du biſt ein freier Herr, und ich bin ein freier Bauer,“ ſprach Chriſtoph. „Wir haben beide für unſer Vaterland mit dem eingedrungenen Feinde gekämpft und können von ehrenvollen Narben reden. Wunden, die das Wildfangrecht ſchlägt, verharſchen niemals.“

„Ja, Chriſchtoph, — mehr, als ich geſagt habe, kann ich nicht tun," erwiderte der Freiherr achſelzuckend.

„Das ſeh ich noch nicht ein," ſprach der Bürgermeiſter. „Wozu haſt du deine faſt unbeſchränkte Vollmacht?"

„Am Geſetz findet ſie ihre unüberſteigbare Schranke."

„Du nennſt das ein Geſetz; ich nenn es eine frevelhafte Willkür, eine unerhörte Tyrannei."

„Ich habe dir ſchon verſprochen, Chriſchtoph, die Willkür zu mäßigen ſoviel ich nur irgend vermag."

„Wohl! das weiß ich dir Dank, Dieter! aber — —"

„Noch ein Aber?"

Chriſtoph nickte. „Das Traurigſte muß ich dir nun noch offenbaren."

Dietrich von Remchingen blickte den Freund erwartungsvoll an.

„Unſere Trudi und der älteſte Sohn Gersbachers lieben ſich und wollten ſich heiraten. Das iſt nun nicht möglich, Franz Gersbacher kann keine Hörige freien. Das Wildfangrecht macht alle ihre Hoffnungen jämmerlich zunichte, ſie müſſen ihrem Glück entſagen."

„Chriſchtoph, wenn ich ein junger Burſch wäre und liebte ein Mädchen, ſo nähm' ich's zum Weib, auch wenn's hörig wäre," kam es faſt jugendlich aus des Freiherrn Munde.

„Und würdeſt damit ſelber hörig," warf der Bürgermeiſter ein. „Unfreie Hand zieht die freie nach ſich."

„Wer ſagt das?"

„Der Schultheiß Gottfried Boſinger, und der muß es wiſſen."

„Das iſt ein Irrtum, eine falſche Auslegung der Beſtimmungen."

„'s ist eben Wildfangrecht," bemerkte der Bürgermeister mit beißendem Spott.

„Nein, das ist nicht Wildfangrecht," widersprach der Freiherr, „wenigstens steht diese Klausel nicht in dem jüngst proklamierten Edikt. Vor hundert oder zweihundert Jahren mag das so gehandhabt worden sein; heute gilt das meines Wissens nicht mehr."

Christoph erhob sich. „Das gibt der Sache ein anderes Gesicht," sagte er freudig aufatmend. „Aber wenn auch," fuhr er schnell wieder ernüchtert fort, „Florian Gersbacher läßt es nicht zu, daß sein Sohn eine Hörige nimmt."

„Wenn er sich weigert, so beruft euch auf mich und auf das, was ich dir zugestanden habe," tröstete ihn der Freiherr. „In ihrer Liebe soll Trudi frei sein; bis ins Herz hinein soll das Wildfangrecht nicht greifen, das laß ich nun wieder nicht zu. Steht eure Niftel in meiner Gewalt, so steht sie auch unter meinem Schutz. Also macht euch keine unnützen Sorgen, Alter!" schloß er und erhob sich ebenfalls.

„Unnütze, Dieter? mit all deinem Troste kannst du sie mir nicht verscheuchen," sprach der Bürgermeister. „Was in dem Edikt steht oder nicht steht, weiß ich nicht, aber aufgehoben wird die Bestimmung über die Verheiratung eines Wildfanges nicht sein, also gilt sie noch, damit man statt eines gleich zwei Überrumpelte in der hinterlistig gelegten Schlinge hat. Trudi, meine Niftel, hörig und leibeigen! es ist mir wie ein Schlag vor den Kopf."

„Chrischtoph, du wirst bei ruhiger Überlegung anders davon denken und dann die Sorgen von dir abschütteln," sagte der Freiherr, aber es klang matt und unsicher; er glaubte offenbar selber nicht an seine Worte. „Jetzt

laß mir den Gaul bringen, 's ist Mittagszeit, und grüß' mir deine Frau Eheliebste."

Bald scharrte das Pferd auf dem Hofe. Nach einem festen Händedruck der beiden alten Freunde saß Dietrich von Remchingen auf und ritt finsteren Gesichtes ab.

Als er schon zum Tore hinaus war, stand Christoph Armbruster, in Sinnen versunken, noch immer auf den Stufen vor der Tür. Dann schüttelte er hoffnungslos das Haupt, wandte sich und ging langsam ins Haus.

Sechzehntes Kapitel.

Das Frühmahl bei Armbrusters verlief am nächsten Morgen stiller als sonst. Christoph sowohl wie Madlen saßen da, als hätten sie über Nacht das Reden verlernt, und die Mädchen tauschten mehrmals einen verwunderten Blick, mit dem eins das andere fragte: was haben denn nur die Eltern, daß sie so ernst und rückhaltig sind? jedes dachte: es muß ihnen etwas im Kopfe liegen, was wir nicht wissen und vielleicht nicht wissen sollen. Mit dieser Annahme täuschten sie sich nicht, aber schwerer als im Kopfe lag es den beiden Alten im Herzen, was sie heut so schweigsam machte.

Der Bürgermeister hatte seiner Frau gestern nachmittag seine Unterredung mit dem Freiherrn mitgeteilt, und danach waren beide übereingekommen, ihrer Pflegetochter nun doch endlich zu sagen, was sie so nahe anging, denn jetzt konnte jeden Tag der Faut auf dem Abtshof erscheinen. Darauf mußte sie vorbereitet sein. Dann hatten sie beratschlagt, wer von ihnen die heikle Aufgabe übernehmen sollte, Trudi einzuweihen, ob Madlen unter vier Augen oder Christoph im Beisammensein aller vier. Sie hatten sich für letzteres entschieden und

beſchloſſen, daß Chriſtoph ihr die Sachlage ſo darſtellen ſollte, als handelte es ſich um nichts beſonders Wichtiges.

So blieb er denn nach Beendigung des Morgenimbiſſes gegen ſeine Gewohnheit noch am Tiſche ſitzen und fing wie ganz beiläufig an: „Nun kann ich euch auch erzählen, was geſtern mein alter Freund, der Reichsfreiherr, von mir gewollt hat. Es betrifft dich, liebe Trudi. Unſer Pfalzgraf hat das Wiederinkrafttreten eines alten, verſchollenen Rechtes, des Wildfangrechtes, anbefohlen, wonach jeder Fremde, der in die Pfalz einwandert und ſich ein Jahr lang hier aufhält, ihm oder einem ſeiner Vögte hörig und leibeigen werden ſoll. Nächſtens wird es ein Jahr, daß du bei uns biſt; dann wird dir der Faut ſeine Hand entgegenſtrecken und dich als Hörige des Freiherrn von Remchingen in der Pfalz willkommen heißen."

Die Eröffnung ſchien keinen tiefen Eindruck auf Trudi zu machen. „So?" ſagte ſie gelaſſen, „das iſt ja ein merkwürdiges Recht. Da ich aber als Heimatloſe dank eurer Liebe und Güte hier in der Pfalz zu Gaſte bin, muß ich mich auch des Landes Brauch und Ordnung fügen, und was iſt denn da ſchlimmes dabei? Meine Eltern waren als Altarleute des Kloſters Bronnbach auch Hörige, und das hat ihr Glück in keiner Weiſe beeinträchtigt. Der Vater mußte jede Woche einen Tag Frondienſt tun, und das kann ich auch. Ob ich nun in eurem oder in einem freiherrlichen Wingert arbeite, macht ja weiter nichts aus, als daß ihr dann meine geringen Leiſtungen für den Tag entbehren müßt. Aber der Freiherr hat mir ja geſtern verſprochen, mir zu helfen, wie und wo er nur könnte; vielleicht kann er mich von dem Wildfangrecht frei machen."

„Nein, das kann er leider nicht; sonst würd er's gern tun," erwiderte Christoph.

Trudi fragte kleinlaut: „Aber er wird mich doch nicht von euch wegnehmen und auf seine Burg bringen lassen? das wäre mir schrecklich."

„Das glaube ich nicht; in diesem Punkt wird er sich gewiß wohlwollend und gnädig zeigen," meinte der Bürgermeister.

„Nun, dann wäre ja alles glatt und eben, wenn ihr mich trotzdem bei euch behalten wollt," sprach Trudi. „Nur," setzte sie traurig hinzu, „ich — ich muß mich vor euch schämen, denn — ich bringe euch damit Unehre ins Haus."

„Aber Trudi! — Unehre!" sagte Madlen. „Sind denn deine Eltern in Unehre geraten, weil sie Altarleute des Klosters waren?"

„Nein, sie waren von allen, die sie kannten, hoch geachtet."

„Nun also! Du bist und bleibst unsere liebe Tochter, wenn du auch dem Gesetze nach ein Wildfang werden oder nur so heißen mußt," suchte Madlen sie zu beruhigen, was ihr auch vollständig gelang.

So war die Aufklärung Trudis, mit der Christoph so lange gezögert und vor der er sich mitsamt Madlen so sehr gefürchtet hatte, über Erwarten leicht und glimpflich vonstatten gegangen, und das Ehepaar war froh, daß Trudi die Sache so ruhig und gleichmütig auffaßte.

Ammerie hatte den Erörterungen bis jetzt still zugehört, hatte mit großen, bangen Augen immer von einem zum andern, auf ihren Vater, ihre Mutter und Trudi geblickt und dabei nur einen Gedanken gehabt, dem sie nun, als die anderen schwiegen, mit den Worten Ausdruck verlieh: „Was wird Franz sagen, wenn er das erfährt?"

Da zuckte Trudi zuſammenſchreckend auf und erbleichte. Die beiden Alten ſahen ſich betroffen an, und von keinem erfolgte ſogleich eine Antwort.

Es war Ammerie aus ihrem warmen, teilnahmsvollen Herzen unwillkürlich herausgefahren, und ſich ſofort inne werdend, welcherlei Empfindungen ſie mit der vorſchnellen Frage geweckt hatte, wollte ſie ihre Unvorſichtigkeit gern wieder gut machen, gab ſich die Antwort darauf ſelbſt und ſprach: „Ach, ich weiß ſchon, weiß ganz genau, was Franz ſagen wird, Trudi. Er wird dich mit den altbeliebten pfälzer Redensarten anlachen, mit denen er dich in der letzten Spinnſtube hier über das Weinverſchütten tröſtete: Kehr' dich nicht dran! Mach' dir nichts draus! Denn der bleibt dir treu und läßt dich nicht ſitzen, darauf will ich ſchwören, drauf wetten, drauf Gift nehmen!“

„Aber Ammerie!“ rief Trudi in größter Verlegenheit.

„Du denkſt wohl, die Eltern wiſſen immer noch nichts? frag ſie mal!“ ſchnurrte Ammerie munter drauf los. „Dann wirſt du auch hören, daß ſie ganz meiner Meinung ſind und —“

„Damit haſt du ausnahmsweiſe einmal recht, du dummer Grashupf!“ unterbrach Chriſtoph die Schwatzhaftigkeit ſeiner Jüngſten. „Der Franz iſt ein kreuzbraver Burſch, und wenn er Trudi ſein Wort gegeben hat, ſo hält er's auch.“

Er kannte Florian Gersbachers ſtrenge Anſicht in dieſer Beziehung, hegte nicht die geringſte Hoffnung auf deſſen Nachgiebigkeit, wollte jedoch Trudi nach der Verkündigung ihrer Hörigkeit nicht auch noch den Glauben an ein künftiges Liebesglück nehmen.

Trudi aber ſchlug ſich die Hände vor das Geſicht und ſchluchzte: „Er kann doch keine Hörige heiraten!“

Madlen, die neben ihr saß, legte den Arm um ihre Schultern und sprach: „Sei getrost, mein Kind! Wahre Liebe überwindet alles im Leben, was immer es den Menschen auch bringen mag."

„Wohlgesprochen, Madlen!" fiel Christoph ein. „Auch Dieter hat gestern einen guten Ausspruch zu mir getan. Er sagte: Bis ins Herz hinein soll das Wildfangrecht nicht greifen, das laß ich nicht zu. Und zu dir selber, Trudi, hat er gesagt, du könntest auf ihn bauen. Und Remchingen ist nicht ein Mann, der unbedacht und leichtsinnig ins Gelag hinein redet." Danach erhob er sich und begab sich in seine Amtsstube.

Auch Madlen verließ das Zimmer, um nach ihrer Wirtschaft zu sehen, und die beiden Mädchen machten sich daran, den Frühstückstisch abzuräumen.

Sie besorgten dies schweigend. Ammerie warf zuweilen einen verstohlenen Blick auf Trudi, weil sie diese leise seufzen hörte. Sie wollte ihr um den Hals fallen und sie um Verzeihung bitten, aber sie hatte ja nichts Böses getan. Die Frage nach Franzens Verhalten lag doch jetzt so nahe, daß sie sich jedem in der Familie aufdrängen mußte. Ammerie war es auch keineswegs so außer allem Zweifel, was er zu Trudis Hörigkeit sagen und ob er sich wirklich selber nicht daran kehren würde, wie er es damals Trudi bei Lutzens Prophezeiung geraten hatte. Zwar traute sie seiner Liebe genug Stetigkeit zu, um unlöslich an Trudi zu hangen, allein es griffen ihres Erachtens auch nicht abzuweisende Verstandesgründe und Zukunftssorgen in den Abschluß dieser Verbindung sehr mitbestimmend ein. Durfte die Frau, die später einmal als Bäuerin auf dem großen Gersbacherhofe gebieten sollte, eine Hörige sein? und wenn, wie doch zu hoffen, der Storch dem jungen Paare

Kinder brächte, waren die halb frei und halb unfrei? Mit ſolchen weitſchichtigen Betrachtungen zerbrach ſich Ammerie ihren achtzehnjährigen Brauſekopf, als ob ſie auf die Erledigung dieſer noch in der Ferne ſchwebenden Dinge einen maßgebenden Einfluß hätte. Da nun alles Schwanken und Zaudern ihrem lebhaften und reſoluten Weſen durchaus zuwider war, wollte ſie noch heute der Ungewißheit ein Ende machen, und dazu gab es nur ein Mittel, — Franz mußte heran.

Ohne Aufſchub und ohne Trudi etwas davon zu ſagen ſtahl ſich Ammerie aus dem Hauſe und lief ſchnurſtracks nach dem Gersbacherhofe, wo ſie Franz zu ſprechen verlangte. Der war auf Arbeit im Wingert. Alſo nun dahin trotz des ziemlich weiten Weges. Dort traf ſie ihn.

„Franz, du mußt gleich zu uns kommen; Trudi will dich ſprechen," ſtieß ſie atemlos vom raſchen Gehen heraus.

„Was iſt denn?" fragte Franz erſchrocken, „iſt Trudi krank?"

„Sie denkt nicht dran, iſt putzmunter, hat dich lieb, ſehnt ſich nach dir, will dich ſehen, dich ſprechen, dich küſſen, was weiß ich, was ſie alles will! komm nur, komm ſchnell mit!" ſprudelte die Erregte haſtig auf ihn ein.

„Aber hat denn das ſolche Eile?" fragte Franz noch einmal.

„Nein, das nicht," erwiderte Ammerie.

„Nun, ſo komm' ich heut nachmittag, jetzt kann ich hier nicht fort," ſagte Franz.

„Iſt's auch ſicher?"

„Ja!"

„Gut!" und weg war ſie. —

Trudi war es ſehr lieb, den Vormittag allein zu ſein, um ungeſtört über ihre Zukunft nachdenken zu können.

Das tat ſie nun auch, und dabei kam ihr das Läſtige und Kränkende, das ihr die Wandlung in ihrem Daſein aufzwang, zum Bewußtſein. Nicht die Arbeit, die man ihr zumuten könnte, ſcheute ſie. Mehr fürchtete ſie ſich vor ihrer möglichen Einſperrung in die Burg, wo ſie dann den Nachſtellungen des Junkers ausgeſetzt ſein würde. Aber auch dieſes Fährnis war es nicht, was ihr die meiſten Sorgen verurſachte. Das war etwas anderes, tiefer Eindringendes. Sie ſollte ihre Freiheit verlieren, ſich unter das Joch der Abhängigkeit beugen und, wenn ſie nicht als Dienende auf die Burg geholt wurde, im Hauſe des Bürgermeiſters unter Verhältniſſen weiterleben, in denen ſie fortan nicht mehr eine den Familiengliedern Gleichſtehende war, ſondern ſich noch eine Stufe unter den Knechten und Mägden fühlen mußte. Wohl hatte ſie's dankbar empfunden, mit welcher Behutſamkeit die beiden Armbruſters, Mann und Frau, ſich bemüht hatten, ihr die Veränderung leicht und erträglich darzuſtellen. Aber das half ihr nicht über die Bitternis ihrer künftigen untergeordneten Stellung hinweg, in deren Abſchätzung die Wachenheimer, die einen mitleidig, die anderen ſchadenfroh, auf ſie herabſehen würden, und das noch vielleicht zum rückſichtsvoll ihr verſchwiegenen Verdruß der lieben, guten Alten. Gerade dieſe Erwägung, in welche mißliche Lage ihre Verwandten durch ſie gerieten, drückte ſie faſt ſchwerer als ihre eigene Erniedrigung. Einen Augenblick dachte ſie an Flucht; aber wohin? überall in der Pfalz würde man ſie ergreifen und in die Feſſeln des Wildfangrechtes ſchlagen. Ihr fiel Lutz Hebenſtreits düſtere Prophezeiung wieder ein, mit der er alſo doch recht behalten ſollte, denn das Unheil war ja nun eingetroffen. Hörig und leibeigen! hörig und leibeigen! das ging ihr beſtändig im

Kopfe hin und her wie das ruheloſe Ticktack des Pendelſchwunges einer Uhr. Und mitten in dieſen Kampf, der ſie durchwogte, trat nun noch die folternde Frage: was wird Franz tun? wird er ſich von ihr losſagen oder an ihr feſthalten? Der Entſcheidung hierüber ſah ſie wie einem Richterſpruch über Leben und Tod entgegen. —

Nachmittags kam Franz. Auf dem Hofe begegnete ihm der Bürgermeiſter, den er auszuforſchen ſuchte: „Iſt etwas vorgefallen, Onkel? Trudi will mich ſprechen.“

„Trudi will dich ſprechen? wer hat dir das zugetragen?“

„Ammerie.“

„Natürlich, Ammerie!“ lächelte Chriſtoph und fügte ernſt hinzu: „So geh nur hinein zu Trudi. Magſt's von ihr ſelber hören, was ſie dir mitzuteilen hat.“

Er weiß noch nichts, ſagte ſich Chriſtoph, als Franz ins Haus getreten war. Das wird eine traurige Auseinanderſetzung werden; ſoll mich wundern, womit ſie enden wird.

Ammerie hatte, hinter dem Vorhang eines Fenſters verſteckt, Franzens Ankunft erlauert, und eine Gänſehaut überlief ſie, als ſie ihn im Geſpräch mit ihrem Vater ſah, wobei es doch herauskommen mußte, daß ſie ihn heimlich und ohne Auftrag hergelockt hatte. Sie hütete ſich wohl, mit ihm zu Trudi ins Zimmer zu gehen und wagte auch nicht, am Schlüſſelloch zu horchen. Aber ſie bereute ihren Anſchlag nicht, denn Trudi mußte Klarheit haben, und die konnte ihr nach Ammeries heiligſter Überzeugung niemand ſo ſchnell und ſicher wie ſie verſchaffen, indem ſie ihr den Franz zu hochnotpeinlicher Vernehmung zur Stelle lieferte. Sie war alſo ſehr zufrieden mit ſich und tat ſich auf ihre findige Eingebung und raſche Entſchloſſenheit viel zugute.

Franz ſchien die Sache nicht recht geheuer. Trudi mußte ihm doch etwas Wichtiges mitzuteilen haben, worüber Onkel Chriſtoph nicht mit der Sprache heraus gewollt hatte. Beklommenen Herzens ſtieg er die Treppe hinan und klopfte an die ihm wohlbekannte Zimmertür der beiden Mädchen. Trudis Stimme war es, die ihn eintreten hieß.

Die dort einſam Sitzende fuhr erſchrocken auf, als ſie ihn ſo völlig überraſchend vor ſich ſah. Zögernden Schrittes kam ſie ihm entgegen und ſuchte in ſeinen Augen zu leſen, was ihn hergeführt haben möchte. Ebenſo wie er war ſie auf eine trübſelige Nachricht gefaßt.

Er umfing ſie traut und innig und begann: „Du wünſchteſt mich zu ſprechen, Liebſte?“

„Das zwar nicht,“ erwiderte ſie, den Zuſammenhang ſofort erratend, „aber ich freue mich, daß du gekommen biſt, denn ich habe allerdings mit dir zu reden. Bitte, nimm Platz.“

Als beide ſaßen, offenbarte Trudi dem Geliebten, nicht mit Seelenruhe, aber doch mit Seelenſtärke, das ſie unentrinnbar treffende Los, hörig und leibeigen werden zu müſſen.

Franz hatte von einem Wildfangrechte noch niemals etwas gehört, wollte Trudi kaum Glauben ſchenken und war geneigt, das alles für einen unbegreiflichen Irrtum zu halten. Fragen auf Fragen ſtellte er an ſie, aber ihre Antworten liefen immer auf das gleiche hinaus: es iſt ſo, und nichts iſt daran zu ändern.

Da ſtand er auf. Langſam und beſtimmt wie einer, der weiß, was er will, und ſeinen Entſchluß gefaßt hat, ſprach er: „Wenn dem ſo iſt, ſo zieh ich mit dir fort, in ein anderes Land, wo dieſes verwünſchte Recht keine Geltung hat.“

Auch Trudi erhob ſich. Ein traumhaft ſeliges Gefühl durchrieſelte ſie. Er wollte fortziehen mit ihr, mit ihr! Dennoch ſagte ſie unſicher noch und ſchüchtern: „Du kannſt doch um meinetwillen nicht Heimat, Eltern, Haus und Hof verlaſſen.“

„Alles in der Welt verlaß ich um deinetwillen, nur dich ſelber nicht!“ rief er und umſchlang die Geliebte ſo feſt, als wäre ſchon jemand da, der ſie ihm entreißen wollte.

„Franz, mein Franz! das iſt mir Himmelsbotſchaft!“ jubelte ſie mit ſtrahlenden Augen. „Aber Franz, beſinne dich doch: warum denn fortgehen? wir können ja auch hier bleiben; meine Hörigkeit hat nicht viel auf ſich und ſoll uns nicht hindern, uns lieb zu haben und miteinander glücklich zu ſein.“

Er machte ſich von ihr los, trat einen Schritt zurück und ſprach mit dumpfem Ton, der ihm aus ſchwerem Herzen kam: „Hier bleiben können wir nicht; mein Vater duldet keine Hörige auf dem Gersbacherhofe.“

Trudi erbebte; die Arme hingen ihr ſchlaff am Leibe nieder, und wie gelähmt flüſterte ſie: „Ich hab's ihnen doch vorausgeſagt. Wir müſſen ſcheiden, Franz! ſcheiden für immer.“

Stolz hob er den Kopf. „Scheiden? wer ſpricht von Scheiden? Wir bleiben zuſammen, hier oder dort, wo es auch ſei. Können wir uns in Wachenheim den Herd nicht bauen, ſo gibt's auch anderswo Steine, und Stroh zum Dache finden wir überall. Wir haben ja jeder ein Paar geſunde Arme; nicht wahr, mein Herzenslieb?“

Sie drückte ihm die Hand, daß er ihre Kraft fühlte. Er zog ſie wieder an ſich und küßte ſie lange, lange auf den zuckenden Mund. Das war wie ein ſtummer Treuſchwur, der keines Wortes mehr bedurfte.

„Ich gehe jetzt, um mit meinem Vater zu reden," sagte er, „tu den Deinigen kund, was wir uns gelobt haben."

Noch ein kurzer, stürmischer Abschied, dann ging er festen, dröhnenden Schrittes hinaus. —

Das war nun das Ende vom Liede, das traurige Nachspiel zu dem freudigen Einklang zweier Herzen, die untrennbar aneinander festhalten wollten. Das Bekenntnis Franzens von dem bestimmt zu erwartenden, heftigen Widerspruch seines Vaters fiel auf Trudis kaum wieder aufgelebte Hoffnung wie ein scharfer Nachtfrost im Frühling auf die Reben, der ihnen erbarmungslos die zarten Knospen tötet. —

Jetzt steckte Ammerie den Kopf zur Tür herein und fragte vergnügt: „Na, hab' ich's recht gemacht? Aber du weinst ja! Trudi! was ist denn?" rief sie und warf sich über die Freundin her. „Sprich doch! läßt Franz dich im Stich?"

„Nein, er bleibt mir treu."

„Siehst du? ich wußte es ja. Aber —?"

„Aber sein Vater leidet nicht —" Tränen erstickten ihre Stimme.

„Sein Vater! wenn's weiter nichts ist! Den Alten wollen wir schon zur Vernunft bringen, den krieg' ich auch noch herum und mach' ihm die Hölle heiß wie der Deibel einer armen Seele," sprach mit beneidenswertem Selbstvertrauen die in keiner Lage um einen trutzigen Scherz verlegene junge Bürgermeisterstochter. Sie hockte sich vor Trudi nieder, streichelte ihr die feuchten Wangen und redete ermutigend so lange auf sie ein, bis die Verzagte ihren beruhigenden Vorstellungen wieder zugänglich wurde.

Siebzehntes Kapitel.

Der festliche Tag der Kreuz-Erhöhung war, mit Gottesdienst gefeiert und mit Arbeitsruhe geheiligt, vorübergegangen, und noch hatte sich kein Haut auf dem Abtshofe blicken lassen. Die Armbrusters waren darüber ebenso erstaunt wie erfreut. Sollte der Reichsfreiherr doch noch Mittel und Wege gefunden haben, Trudi mit dem Hörigwerden verschonen zu können? Oder nahm er aus Freundschaft für Christoph die Nichtbefolgung des pfalzgräflichen Befehles eigenmächtig auf sich und wollte es darauf ankommen lassen, was ihm für diese Pflichtversäumnis etwa geschähe?"

In der Stadt war mittlerweile die Wiedereinführung des fast allen Lebenden bis dahin unbekannten Wildfangrechtes mit seinen einzelnen, im Mund der Leute noch weiter ausgesponnenen und übertriebenen Bestimmungen ruchbar geworden. Dafür hatte Hammichel, Jakobine und Wilm, dem seine Schwester doch bald ihr großes Geheimnis anvertraut hatte, wie überhaupt der ganze Steinecker'sche Anhang ausreichend gesorgt. Hammichel brüstete sich damit, längst und zuerst davon gewußt zu haben und machte halbverständliche Andeu-

tungen, was der Bürgermeiſter alles verſucht hätte, ſich ſeines Schweigens zu verſichern und ſeine Hilfe zur Umgehung, zur Beugung des Rechtes zu gewinnen. Nun gab es viel Gerede darüber. Man ſteckte die Köpfe zuſammen, tuſchelte gevatterlich in allen Häuſern und Heckenwirtſchaften und verbreitete die abgeſchmackteſten Gerüchte, die, je nach der Geſinnung der Lauſchenden, gern geglaubt und ſchmähſüchtig weitergetragen oder entrüſtet zurückgewieſen wurden. Der bei weitem größte Teil der Bürgerſchaft, in vorderſter Reihe Lutz Hebenſtreit und Florian Gersbacher, ſtand jedoch in dem Hader der Parteien auf der Seite des hämiſch angegriffenen Chriſtoph Armbruſter und verteidigte auch den Reichsfreiherrn, den die Gegner einer unverantwortlichen Begünſtigung des Bürgermeiſters ziehen, ſchon davon ſprechend, ſich dieſerhalb beim Pfalzgrafen über ihn beſchweren zu wollen.

Für das Wildfangrecht an ſich legte ſich niemand ins Zeug, denn den Pfälzern war es gleichgültig, ob eingewanderte Fremde als Freie oder als Hörige unter ihnen wohnten, und bis jetzt war Trudi die einzige in Wachenheim, die der Ungebühr anheimfiel. Mit ihr, der an dem ganzen Lärm völlig Unſchuldigen, empfanden auch viele der Widerſacher des Bürgermeiſters Mitleid, das aber von dem Haß auf ihn überwuchert wurde.

Trotz dieſer Gleichgültigkeit gegen ſeinen wahren Urſprung entbrannte der Kampf um Trudis Hörigkeit von Tag zu Tag heißer und wurde teils offen mit lauten Worten Mann gegen Mann, teils heimtückiſch mit den vergifteten Waffen der Anſchwärzung und Verleumdung geführt. Denn es handelte ſich dabei nicht um die gewiſſenhaft geforderte Ahndung einer nachweislichen Rechtsverletzung, ſondern um die boshafte Verübung

einer persönlichen Rache, welche die Panschgenossen, von Hammichel aufgestachelt, gegen den Bürgermeister anzettelten. Ihm wollten sie schaden, sein Ansehen und seinen Einfluß untergraben, die ihrer Meinung nach eine erhebliche Einbuße erleiden mußten, wenn er in seiner Familie, in seinem Hause fortan eine Hörige und Leibeigene hatte.

Christoph Armbruster war von diesem schändlichen Treiben, dem Wühlen und Hetzen gegen ihn genau unterrichtet, wollte sich aber erst dann einmischen, wenn daraus eine ernste Gefahr für das Gemeinwesen erwüchse und es vielleicht gar zu Tätlichkeiten käme. Bis dahin mochten sie aufeinander losschreien und hinter seinem Rücken auf ihn schimpfen, soviel sie wollten; er blieb dem gegenüber kühl und unnahbar.

Die Streitenden wußten übrigens recht gut, daß da nebenbei noch andere Dinge mitspielten als das aufsätzige Schüren der Weinpanscher. Alle durchschauten auch den zweiten, wohl ebenso starken Beweggrund von Steinecker heftigem Auftreten gegen Armbruster, denn es war bekannt, daß sich Trudis wegen die geplante Heirat seiner Tochter Jakobine mit Franz Gersbacher zerschlagen hatte. Rätselhaft war ihnen dagegen Florian Gersbachers entschiedene Stellungnahme für den Bürgermeister. Sie setzten als unfehlbar sicher voraus, daß Gersbacher dem gleichfalls stadtbekannten Werben seines Sohnes um Trudi, eine künftig Leibeigene, seine Zustimmung verweigerte, was doch eine bittere Kränkung für die Armbrusters war. Wie konnte dabei, statt sich in eine offenbare Zwietracht zu verwandeln, die Freundschaft der Alten noch fortbestehen?

Diese Freundschaft hatte jedoch einen ungetrübten und ungeschwächten Bestand. Nur wußten die Wachen-

heimer Klatschbasen beiderlei Geschlechts nicht, wie ehrlich und vertraulich sich die zwei Männer in der auf allen Gassen durchgehechelten Angelegenheit geeinigt hatten. —

Franz hatte noch an demselben Nachmittage, wo er Trudis Schicksal aus ihrem eigenen Munde erfahren hatte, eine Aussprache mit seinem Vater, in welcher ihm dieser die Richtigkeit des ihm von Trudi Kundgetanen bestätigte. Daran anschließend hielt ihm Gersbacher dann vor, daß er als sein ältester Sohn und dereinstiger Besitzer des größten Hofes in Wachenheim keine Hörige heimführen könnte, zumal er nach dem Bescheide des darüber befragten rechtskundigen Schultheißen damit selber hörig werden würde. Das hatte Franz nicht gewußt, und die Mitteilung wirkte erschütternd auf ihn. Nun war er dem Vater gegenüber machtlos und hatte nur noch die Wahl zwischen dem reichen Hof und dem geliebten Mädchen.

Ohne zu schwanken erklärte er: „Vater, hörig werden will ich nicht, und wenn es nur einen Weg gibt, dem auszuweichen, so geh' ich ihn. Auf mein einstiges Erbe kann ich verzichten, aber auf Trudi nicht. Dann zieh' ich mit ihr fort in die weite Welt, in die Fremde, wo man vom Wildfangrecht nichts weiß. Frei will ich sein, auch vogelfrei und bettelarm wie ein Verstoßener, aber kein Mensch soll an mich und mein Weib den Schatten eines Rechtes haben."

„Das überlege dir dreimal, mein Sohn!" sprach Gersbacher, der auf eine derartige Entscheidung nicht im entferntesten gefaßt gewesen war. Eine so hingebungsvolle, zu allem fähige Liebe, die jedem andern Glück zu entsagen bereit war, griff auch dem festgepanzerten Bauer ans Herz, und obwohl er kaum hoffte, Franz

umſtimmen und von dem für ihn folgenſchweren Schritt der Auswanderung abbringen zu können, fuhr er doch eindringlich fort: „Überlege dir wohl, ob du dein Vaterhaus verlaſſen, ein ſchönes Beſitztum und ein behagliches Leben in Ehren und verdienter Anerkennung deiner Mitbürger preisgeben willſt eines Mädchens wegen, das ich allerdings ſelber hochſchätze und aufrichtig liebgewonnen habe."

„Da iſt nichts mehr zu überlegen, Vater," erwiderte Franz in männlicher, maßvoller Haltung. „Du meinſt es gut mit mir, aber mein Entſchluß ſteht unwiderruflich feſt, ich kann nicht anders."

So endete die für beide ſchmerzliche Unterredung zwiſchen Vater und Sohn, deren Ergebnis ſich jeder von ihnen anders gedacht und gewünſcht hatte, als es gekommen war, die aber in keinem ein Gefühl der Bitterkeit gegen den andern zurückließ.

„Wer mein Blut hat, hat mein Gut," ſagte ſich Florian, als er allein war. „Mein Gut verſchmäht der Junge eines Mädchens wegen, aber mein Blut hat er nun mal in den Adern und damit auch den ſtockſteifen pfälziſchen Bauerntrotz, der immer mit dem Kopf durch die Wand will und der von alters jedem echten Gersbacher angeboren iſt." Es ging ihm ſehr gegen den Strich, den ſtattlichen Hof mit Weinbergen und Liegenſchaften nicht nach altem Brauch und Herkommen auf ſeinen älteſten Sohn vererben zu können, aber er wollte kein Wort mehr darum verlieren, weil er wußte, daß dies vergebens wäre.

Franz ſuchte ſeine Mutter auf, an der er von klein auf mehr hing als am Vater, und es war ihm, als müßte er heute bereits Abſchied von ihr nehmen, denn ſeine Tage hier waren vielleicht ſchon gezählt.

Er fand ſie in einer Vorratskammer, und mit einem Blick in ſein Geſicht erriet Frau Agnete, was geſchehen war. „Du warſt beim Vater,“ ſprach ſie, „und ich kann mir denken, was ihr miteinander verhandelt habt, aber helfen kann ich dir nicht, Franz. Ich bin tief traurig darüber, denn ich habe mich über deine Liebe zu dem herrlichen Mädchen innig gefreut, aber nach den Eröffnungen Armbruſters an den Vater iſt es unmöglich, daß ihr euch angehört. Du mußt von Trudi laſſen, Franz, ſo hart es dich auch ankommen mag.“

„Nein, Mutter, das tu' ich nicht,“ entgegenete er. „Ich komme auch nicht, mir deine Hilfe zu erbitten, denn kein Menſch kann uns helfen. Um etwas anderes will ich dich bitten, um deine Verzeihung, wenn du binnen kurzem gewahr wirſt, daß du nur noch einen Sohn haſt.“

„Franz! was ſoll das heißen?“ fragte ſie angſtvoll in einem ihr aufſteigenden ſchrecklichen Verdacht.

„Das ſoll heißen, daß ich und Trudi nächſtens unſer Bündel ſchnüren, falls wir überhaupt eins mitnehmen, und in die Welt hinausziehen auf Nimmerwiederkehr.“

„Franz, — da ſei Gott vor! das kann nicht ſein, das darf nicht ſein.“

„Aber es muß ſein, und nun mach mir das Herz nicht noch ſchwerer, Mutter, als es ſchon iſt,“ ſprach er. „Nicht heut' und nicht morgen geh ich von dir und auch nicht, ehe du mir noch einmal deine liebe Hand aufs Haupt gelegt haſt. Du ſollteſt nur darauf vorbereitet ſein, damit du dich nicht allzuſehr wunderſt, wenn eines Tages auf deinen Ruf nach deinem Älteſten keine Antwort mehr im Hauſe erſchallt.“

Es übermannte ihn nun doch; er kehrte ſich ſchnell ab und entwich.

Agnete wollte ihn zurückhalten, aber er war im Umsehen fort und verschwunden.

In der Diele begegnete ihm sein Bruder Steffen, und schon bewegte er die Lippen, schwieg aber dann.

„Du willst mir was sagen, Franz," sprach Steffen, „was gibt's?"

„O es pressiert nicht, kannst's aber auch gleich erfahren," erwiderte Franz. „Du wirst einst Hofbauer hier; ich werde künftig anderswo pflügen oder graben, säen und, so Gott will, ernten."

„Was?"

„Genug damit! nur eins noch: willig und neidlos überlaß ich dir, was von Rechts wegen mir gebührt hätte." Und auch dem Bruder entschlüpfte er, ohne dem über alle Maßen Erstaunten noch weiter Rede zu stehen. —

Am nächsten Morgen brachte Franz der geduldig seiner Harrenden auf dem Abtshofe die trostlose Gewißheit, daß sich ihrer Vereinigung hier unüberwindliche Hindernisse entgegenstellten, und erging sich in leidenschaftlichen Ausfällen, nicht auf seinen Vater, dessen Gründe er leider gelten lassen mußte, aber auf den habgierigen Pfalzgrafen und das grausame Geschick. Dann, das Tor der Heimat hinter sich zuschlagend, schmiedete er Pläne, baute sogar freundlich spiegelnde Luftschlösser vor ihren Augen auf, wie sie sich in ihrer Ehe einrichten, wo sie sich in der Ferne mit dem geringen Ersparnis, das er besaß, ein friedumhegtes Fleckchen Erde suchen und mit welcher Erwerbstätigkeit sie ihr bescheidenes Dasein fristen wollten.

Trudi hörte ihm lange schweigend zu, und als sie endlich zu Worte kam, zeigte sie sich als die Gefaßtere, Stärkere. Ruhig sprach sie: „Laß uns nichts überstürzen,

Liebſter! Noch bin ich nicht hörig, und dem Anſchein nach hat es unſer gütiger Reichsfreiherr nicht eilig damit. Ich glaube, er hält ſeine ſchützende Hand über uns und läßt uns Zeit, miteinander Rat zu pflegen, wie wir uns aus unſerer peinvollen Lage retten können. Gibt es aber keine Rettung, ſo iſt mein ſchwerſter Kummer, daß du um meinetwillen deine geſicherte Zukunft wie ein leichtſinniger Spieler ſeine ganze Habe bis auf den letzten Gulden verſchleudern und dein hoffnungsvolles Leben an mein verlorenes ketten willſt, und ich bin auch noch keineswegs entſchloſſen, dieſes ungeheure Opfer von dir anzunehmen; lieber will ich —"

„Trudi! nicht weiter ſo! unterbrach er ſie heftig, „ich halte dich feſt und laſſe dich nicht. Würdeſt du dich beſinnen, wenn das Verhältnis ein umgekehrtes wäre, ich der hörige und du die Freie?"

„Nein! nicht einen Augenblick!" rief ſie raſch aufſpringend und ſich an ſeine Bruſt werfend. „Wir zwei ſind eins, nichts ſoll uns mehr trennen!"

„Nichts als der Tod, du meine mutige, tapfere Dirn!" ſprach er mit einem ſieghaften Lächeln, nahm ihren Blondkopf zwiſchen ſeine Hände und küßte ſie.

Im Überſchwang des Glückes ſchmiegte ſie ſich hingebend an ihn und küßte ihn wieder und immer wieder, je öfter deſto heißer. „O Franz, du mein, ich dein!" jubelte ſie. „Nun iſt's entſchieden, nun wird alles gut. Ja, ich will tapfer ſein, will für dich ſchaffen wie du für mich; auch bei trocken Brot wollen wir uns unſerer Liebe freuen. Aber ſage mal," fuhr ſie fort, ihm mit klopfendem Herzen in die Augen blickend, „wird uns denn der Pfarrer hier noch trauen, eh' wir zum Wanderſtab greifen?"

„Er wird ſchon, hoff' ich," erwiderte Franz. „Mein

Vater, ist sehr gut bekannt mit dem alten geistlichen Herrn und der wird's auch unserm Onkel Bürgermeister nicht abschlagen, uns zusammenzugeben. Und dann — dann bist du meine Frau, mein ehrbar Weib vor Gott und Menschen."

„Ja, ja, dein Weib, Franz! deine Hörige, deine Leibeigne," flüsterte sie und barg verschämt ihr errötendes Antlitz an seiner Schulter.

Lange hielten sie sich innig umschlungen und schwiegen, weil ihnen die Worte fehlten, um das auszudrücken, was sie in tiefster Heimlichkeit dachten und fühlten.

Dann entwand sie sich ihm in holder Verwirrung und sagte: „Geh' jetzt, geh' an deine Arbeit und laß mich allein, ich bin meiner Sinne nicht mehr mächtig, mir schwindelt auf diesem Gipfel der Seligkeit."

Noch ein einziger, schier endloser Kuß, und Franz ging.

Als sich jedoch die Tür kaum hinter ihm geschlossen hatte, öffnete sie Trudi schnell wieder, aber nur eine Spanne weit, und rief leise: „Franz, komm' noch einmal her!" Er kam zurück, und sie fragte schelmisch: „Wann soll's denn losgehen?"

„Du meinst, wenn wir ausrücken sollen?" sprach er. „Nun, ich denke, soviel Finger du an deinen beiden Händen hast, soviel Tage kann's noch dauern, bis wir getraut sind. Oder ist dir das zu früh?"

„Mir? o du Dummer, du Spötter und Bösewicht!" klang es mutwillig von ihren schwellenden Lippen. Und nun gab es doch noch einen Kuß durch die Türspalte, aber Trudi hielt die Tür dabei fest, daß er nicht wieder zu ihr eindringen konnte. Von innen hörte sie noch des Geliebten fröhliches Lachen draußen auf dem Vorraum.

Wie berauſcht mußte ſie ſich auf einen Stuhl niederlaſſen. Ihr wogte die Bruſt, ihr bebten die Glieder, und in wonneſamer Traumverlorenheit ſchloß ſie die Augen. Plötzlich aber nahmen ihre Gedanken, die — ſie wußte nicht, wie lange — in ſchmeichelnden Bildern der Zukunft geſchwelgt hatten, einen anderen Weg. Inmitten der ſchwärmenden Sehnſucht nach dem winkenden Glücke hatte ſie vergeſſen, wo ſie war, — im Hauſe der Armbruſter, in deren Gaſtlichkeit und Herzlichkeit ſie ſich ein Jahr lang geſonnt hatte und die ſie treulos verlaſſen wollte. Aber ſie mußt' es ja tun, um den Feſſeln des Wildfangrechtes zu entrinnen und in Luſt und Leid, aber auch in Freiheit dem Manne zu folgen, ohne den ſie nicht mehr leben konnte. Sie ſann nun darüber nach, auf welche Weiſe ſie ihnen den Entſchluß, mit Franz in die Fremde zu ziehen, verkünden ſollte. Heute vermochte ſie das nicht; morgen wollte ſie's tun, aber wie? wie?

Aus ihrem Grübeln weckte ſie die Stimme Ammeries, die ſie zu Tiſche rief. Schnell raffte ſie ſich auf, kühlte ſich die immer noch glühenden Wangen und ſchritt die Treppe langſam hinab, um ſich auf dieſer kurzen Strecke möglichſt zu beruhigen, ehe ſie den Ihrigen unten gegenübertrat.

In der Wohnſtube fand ſie die ganze Familie verſammelt, und man ſetzte ſich, jeder an ſeinen gewohnten Platz. Geſprochen wurde wenig, denn die Alten wie die Jungen erwarteten zunächſt eine Mitteilung von Trudi über ihre Verabredung mit Franz, deſſen zwei letzten Beſuche ſie bemerkt hatten. Aber Trudi äußerte ſich darüber nicht, war oft nachdenklich und zerſtreut. Eine Frage richtete niemand an ſie; alle ſaßen im Bann einer dumpfen Beklemmung.

Dieſer Bann ſollte auf eine ungeahnte Weiſe gelöſt werden. —

Als das Mittagsmahl faſt zu Ende war, trat Schnecken-kaſchper mit ſeinem Patz unvermutet ins Zimmer.

„Aber Junge," rief Madlen, „warum kommſt du nicht ein halb' Stündchen früher? dann hätteſt du doch miteſſen können."

„O Mütterle, 's iſt noch genug übrig," ſprach Ammerie. „Ich kratz' alles zuſammen, die beiden ſollen auch noch ſatt werden."

Kaſpar näherte ſich Trudi und fragte: „Trudi, heißt du mit Vatersnanem Hegewald?"

„Ja, mein Vater hieß Hegewald," erwiderte Trudi; „wie kommſt du darauf?"

„Ein Fremder hat mich gefragt, ob hier im Ort ein Mädchen Namens Trudi Hegewald aus Gamburg wohnte," berichtete Kaſper.

„Ein Fremder?" wiederholte Trudi völlig arglos; „wie ſah er denn aus?"

„Wie ein Jägersmann, im Lederkoller, Weidmeſſer an der Seite, geſtiefelt und geſpornt, mit rotem Haar und Bart und einem runden Fleck auf der linken Backe, wie von einem Schuß."

„Barmherziger Himmel!" ſchrie Trudi auf, „das iſt der Vinzenz Ebendorffer aus Bronnbach. Er will mich holen, und ich muß ihm folgen, denn als Kloſtermeier hat er Gewalt über mich."

Starres Schweigen folgte den im höchſten Schreck ausgeſtoßenen Worten, weil alle ihren Sinn verſtanden hatten und ſofort begriffen, was die Ankunft dieſes Fremden für Trudi bedeutete.

Selbſt dem Jungen dämmerte die Erkenntnis, daß hier eine Gefahr für Trudi im Anzuge war, und er nahm

Ebbendorffer und Hammichel beſprachen leiſe, wie ſich Trudis Beſchlagnahme am ſicherſten erreichen ließe.

(S. 214.)

ſich vor, dem Tun und Treiben des Zugereiſten auf Schritt und Tritt nachzuſpüren.

Der Bürgermeiſter faßte ſich zuerſt und fragte: „Was haſt du dem Mann geantwortet?"

„Ich hab' ihm geſagt, eine Namens Hegewald wäre mir unbekannt," erwiderte Kaſper, „denn ich traute dem Späher nichts Gutes zu. Patz knurrte und bellte ihn wütend an, und der iſt klug, o ſo klug; der ſieht und riecht es gleich jedem Menſchen an, ob er brav oder bös iſt."

„Ja, Schneckenkaſchper, deinen klugen Patz in Ehren!" ſprach Chriſtoph, „aber der Rothaarige wird uns doch auskundſchaften und ſich bald genug bei mir melden." Ihm fiel ſofort ein, was ihm der Schultheiß von dem nachjagenden Herrn geſagt hatte, der aus ſeinem Gebiet entwichene Hörige zurückzufordern befugt und berechtigt ſein ſollte. Da war nun ein Abgeſandter des nachjagenden Herren, des Abtes von Bronnbach, der ohne Zweifel Trudi holen wollte. Zu ſeinem Sohne ſagte Chriſtoph: „Halt' dich in den nächſten Tagen zu Hauſe, Peter, damit du den Mann, falls er in meiner Abweſenheit kommt, gebührend empfangen kannſt."

„Werd' ihn empfangen, Vater!" erwiderte Peter mit einem viel verheißenden Lächeln.

„Und ich bleib' auch auf alle Fälle bei dir, Trudi!" rief Ammerie und umſchlang die in ſprachloſer Verwirrung Zitternde, der ſchon jede Hoffnung auf ein Liebesglück mit Franz ins Bodenloſe verſunken war.

Achtzehntes Kapitel.

Schon am nächsten Abend konnte Schneckenkaſchper auf dem Abtshofe melden, daß der Fremde im Gaſthauſe zur goldenen Traube wohnte, in das er auch ſoeben ſeinen Großvater hätte hineingehen ſehen.

„Natürlich wieder Hammichel, der ſich dem Abgeſandten ſofort als Bundesgenoſſe zur Verfügung ſtellt," ſprach der Bürgermeiſter.

Die beiden Mädchen waren nicht zugegen, wohl aber Madlen, die nun ſagte: „Wie mögen ſich dieſe zwei Menſchen nur ſo ſchnell zuſammengefunden haben?"

„Sie werden wohl eine ebenſo feine Naſe haben wie Schneckenkaſchper ſein Patz und haben's ſich gegenſeitig angerochen, weß Geiſtes Kinder ſie beide ſind," höhnte Chriſtoph.

Kaſper aber wurde für ſeine wichtige Entdeckung von Madlen mit einem Abendbrot belohnt. —

Die Verbindung Ebendorffers mit Hammichel hatte der Zufall eingeleitet. Der Alte hatte den ihm Unbekannten auf der Straße getroffen, wo dieſer, ein ſchlanker, kräftig gebauter Menſch von einigen dreißig Jahren,

umherſpähend ſich die Häuſer und Höfe betrachtete, als ſuche er jemand. Da hatte Hammichel in der Hoffnung auf einen klingenden Habedank ſich ihm mit der Anrede genähert: „Ihr ſeid hier fremd, Herr; kann ich Euch vielleicht mit einer Auskunft von Nutzen ſein?“

„Das nehm' ich gern an,“ erwiderte der alſo Begrüßte, dem das verſchmitzte Geſicht des ſich ihm Anbietenden Vertrauen zu ſeiner Brauchbarkeit einflößte. „Ich ſuche eine gewiſſe Trudi Hegewald aus dem Würzburgiſchen.“

„Die ſchöne Trudi ſucht Ihr?“ ſprach Hammichel erſtaunt. „Ja, die wohnt hier, und ich kenne ſie genau. Aber,“ fuhr er fort, als er ſah, wie willkommen dem Fremden dieſe Nachricht zu ſein ſchien, „was wollt Ihr denn von der, wenn ich fragen darf? das möcht' ich wiſſen, eh' ich Euch zu ihr führe.“

„Was ich von ihr will, könnt Ihr und ganz Wachenheim wiſſen, denn es liegt kein Grund vor, ein Hehl daraus zu machen,“ gab Ebendorffer ſehr von oben herab zur Antwort. „Ich hab ein wohlverbrieftes Recht auf ſie, kraft deſſen ſie mir unweigerlich ausgeliefert werden muß. Sie iſt aus ihrem Dienſt auf dem Kloſterhof zu Bronnbach entflohen, und ich bin als Verwalter des Hofes beauftragt und bevollmächtigt, ſie dahin zurückzuholen.“

„Was Ihr ſagt!“ grinſte der raſch Überlegende, erfreut über die für ihn ausſichtsreiche Eröffnung. „Nur, ſo leicht und ohne weiteres wird ſich das nicht bewerkſtelligen laſſen; freiwillig wird ſie ſchwerlich mit Euch gehen und ob man ſie dazu zwingen wird, iſt auch noch die Frage. Aber ich könnt' Euch in der Sache viel helfen, wenn Ihr verſchwiegen ſein wollt und wenn Ihr —“

„Verſtehe ſchon," lächelte der andere und blinzelte dem gefälligen Vermittler gönnerhaft zu. „Es ſoll Euer Schade nicht ſein. Wie heißt Ihr, guter Freund?"

„Hammichel, Hammichel von Gimmeldingen, Euch zu dienen."

„Hammichel von Gimmeldingen, — ein hübſcher Name, ein einſchmeichelnder Name!"

„Nicht wahr?" ſchmunzelte der Alte, „und hier zehn Meilen weit in der Runde überall mit Ehren genannt."

„Ei, ei! da kann man ſich wohl auf Euch verlaſſen, Hammichel von Gimmeldingen?"

„In allen Stücken, bei Tag und bei Nacht, Herr —"

„Vinzenz Ebendorffer."

Tief duckte Hammichel ſeinen krummen Rücken und ſprach: „Aber die Trudi iſt doch ſchon ein ganzes Jahr hier. Warum ſeid Ihr denn nicht ſchon früher gekommen, ſie zu holen,"

„Weil ich ihren Aufenthaltsort nicht kannte," erwiderte Ebendorffer. „Erſt kürzlich hat ihr Stiefvater, mit dem ich befreundet bin, ein von ihrer verſtorbenen Mutter hinterlaſſenes Papier aufgefunden, aus dem hervorging, daß ſie in der Rheinpfalz Verwandte haben mußte. Da hab ich mich aufgemacht und hierzulande in Städten und Dörfern nach ihr geforſcht, aber niemand wußte etwas von einer Trudi Hegewald. Ihr ſeid der erſte, der mir Beſcheid geben konnte."

„Das hat ſich gut getroffen," ſagte Hammichel. „Die Verwandten des Mädchens ſind der hieſige Bürgermeiſter Chriſtoph Armbruſter und ſeine Familie, die der Flüchtigen Obdach gewährt haben. Aber ich ſchlage vor, Herr Ebendorffer, daß wir das Nähere in geſchloſſe-

nen vier Wänden bereden; hier auf der Gaſſe könnte das auffallen, es gibt hier ſchlechte, übeldenkende Menſchen."

„So kommt in den Gaſthof zur goldenen Traube," ſprach der Meier. „Da bin ich abgeſtiegen und hab' auch mein Pferd dort eingeſtellt."

„Hergeritten ſeid Ihr?"

„Jawohl, auf einem geſchwinden und ſtarken Gaul, ausdauernd in jeder Gangart."

„Darum auch die Sporen. Wann ſoll ich kommen, Herr Ebendorffer?"

„Gegen Abend will ich Euch erwarten, lieber Hammichel, und im Gaſthof werd' ich Euch einen Extraſchoppen Pfälzer vorſetzen, der Euch munden ſoll."

„Und den ich ſelbſt zurecht gemacht habe," ſagte ſich der geheime Kellermeiſter des Traubenwirtes, nachdem er ſich von ſeinem neuen Geſchäftsfreunde getrennt hatte. „Ein gefunden Freſſen, dieſer ſporenklirrende Mädchenfänger! Würzburger Gulden gelten ebenſoviel wie rheiniſche, wenn ſie einem wie gebratene Tauben ins Maul fliegen. Nun muß mir doch auch Jakobine wieder blechen, daß ich dabei mitwirke, die ihr Unbequeme von hier fortzuſchaffen. Zwei Eiſen im Feuer! das dreht ſich ja recht günſtig für dich, alter Hammichel, und Seiner hochnäſigen Wohlweisheit dem Herrn Bürgermeiſter ſchickſt du jetzt einen auf den Hals, der eine beſſere Vollmacht hat als der dämiſche Hühnerfaut mit dem wieder aufgebrühten Wildfangrecht."

Als es Abend geworden war, folgte Hammichel der Einladung des Meiers, wie es Kaſpar geſehen und flugs auf dem Abtshofe gemeldet hatte. —

Das Gaſthaus zur goldenen Traube wurde von Einheimiſchen faſt gar nicht beſucht, ſondern mehr als Her-

berge für Durchreisende und als Ausspann für Fuhrleute und Reiter benutzt. Die beiden einander Würdigen, der Bronnbacher und der Gimmeldinger, saßen dort unbeobachtet und unbelauscht beim Wein und besprachen leise, wie sich Trudis Beschlagnahme am sichersten und schnellsten erreichen ließe. Um Schnelligkeit war es aber Hammichel durchaus nicht dabei zu tun, denn er wünschte mehr solche verstohlenen Zusammenkünfte mit dem Meier, deren jede einen in barer Münze ausgerechneten Wert für ihn hatte. Darum hob er mit erheuchelter Sorglichkeit für den vorwärts Drängenden die Schwierigkeiten des Unternehmens nachdrücklich hervor und suchte sie möglichst aufzubauschen. Er weihte ihn, soviel es ihm ersprießlich deuchte, in die Wachenheimer Verhältnisse umständlich ein, unterrichtete ihn von der unnachgiebigen Hartnäckigkeit und dem vielvermögenden Einflusse des Bürgermeisters und erfand noch mehr dem Plan entgegenstehende Hindernisse, deren Überwindung mit der äußersten Vorsicht betrieben werden müßte.

Die vielen Wenn und Aber seines schlauen Zuträgers entmutigten den Meier jedoch nicht, was Hammichel auch keineswegs beabsichtigte. Er bestärkte ihn vielmehr geflissentlich in seinem Vorsatze, morgen zu Armbruster zu gehen und die pflichtschuldige Auslieferung der aus der Klosterfron Entsprungenen kurz und bündig zu fordern.

Der Erzschelm wußte genau, daß dies ein völlig verlorener Schritt sein würde. Aber er wollte Zeit gewinnen, die Sache in die Länge ziehen, den schon halb Umgarnten nach dem Mißlingen der einen noch zu anderen Maßnahmen anstiften und ihm dabei mit Rat und Tat zur Seite stehen, — natürlich nicht für nichts und wieder nichts.

Um des Bronnbachers brennendes Verlangen nach Trudi, deſſen wahren Beweggrund er bald entdeckt hatte, noch zu ſchüren, verſäumte er nicht, ihm ihre anmutige Erſcheinung recht ſinnfällig herauszuſtreichen und ihre verführeriſchen Reize zu ſchildern, womit ſie den Burſchen hier die Köpfe verdrehte, daß alle nach ihrem Beſitz trachteten und ſchmachteten. Das war Öl ins Feuer gegoſſen, und in der Weinlaune verſprach Ebendorffer dem abgefeimten Schacherer goldene Berge für ſeine Hilfe, wenn ſie den gewünſchten Erfolg hätte. Heute ſchon drückte er ihm zum Dank für ſeine Bemühung ein ziemlich gewichtiges Geldſtück in die Hand, das Hammichel unbeſehen, aber in richtiger Abſchätzung ſeines Silbergehaltes zufrieden einſteckte. Das war doch ein Anfang, der weitere gute Beſoldung erhoffen ließ, und dienſtwillig empfahl ſich der Seßhafte zu ſpäter Stunde ſeinem freigebigen Beköſtiger mit dem Verſprechen, am nächſten Abend wiederzukommen, um zu hören, welchen Verlauf der Antrittsbeſuch auf dem Abtshofe genommen hatte.

Langſam wandelte er durch die nächtlich ſtillen Gaſſen ſeiner Behauſung zu und ſpann allerhand Fäden, an denen er den Irregeführten zappeln und ſo lange hin und herziehen wollte, bis er ſein Schäflein im Trockenen, d. h. ſowohl von Ebendorffer wie von Jakobinen nicht gering veranſchlagte Sporteln und Gebühren für ſeine Maulwurfsarbeit eingeſackt hatte.

Am Himmel ſtand der Mond, der dem alten Fuchſe ſchon auf manchem Schleichwege geleuchtet hatte und ihm jetzt ein Geſicht ſchnitt, über deſſen Ausdruck der bedächtig zu ihm Aufblickende in Zweifel war. Wollte der verſchwiegene Mitwiſſer ſo vieler Heimlichkeiten ihn zu den vorhabenden Schritten anreizen oder ihn davor

warnen? Ihm war, als hauchte der Nachtwind von oben her den beherzigenswerten Wink ins Ohr: hüte dich, Hammichel, daß du nicht die eigene Haut zu Markte trägst und selbst in die Grube fällst, die du einem andern graben willst! Aber da flog, weit rechts vom Monde, eine Sternschnuppe. „Huihui!“ lachte er, „das war mir ein Fingerzeig, ein Vorbild. Einer, der sich in den Schwächen der Menschen auskennt wie auf den verschlungenen Pfaden des Westricher Waldes, der läßt sich so wenig fangen, wie das Kometlein, das da durchs Weltall flitzt.“ Und im Vertrauen auf seine Geschicklichkeit in der Behandlung von gefährlichen und verbotenen Dingen trottete er heimwärts und kroch, behaglich schnurrend wie ein alter Kater, in sein armseliges Bett. —

Am andern Morgen stand Vinzenz Ebendorffer dem Bürgermeister in dessen Amtsstube gegenüber. Christoph Armbruster hielt ein Pergamentblatt in der Hand, das in sauberer Mönchsschrift die Sendung Ebendorffers, auf Trudi zu fahnden, klerikalamtlich bestätigte und mit dem klösterlichen Siegel versehen war. Er hatte das Skriptum gelesen und reichte es nun dem Meier zurück, indem er kühl und gelassen sagte: „An Eurer Beglaubigung ist weiter nichts auszusetzen, als daß Euch zur Vollstreckung dieses Haftbefehls zweierlei mangelt, erstens das Recht und zweitens die Macht.“

„Die Macht wird zur Vollstreckung bereit sein, sobald ihre Anwendung nötig wird, und das Recht dazu werdet Ihr mir wohl nicht bestreiten, Herr Bürgermeister,“ sprach Ebendorffer hochfahrenden Tones.

„Mit aller Entschiedenheit tu ich das,“ ließ ihn Christoph hart an, von dem allzu sichern und selbstbewußten Auftreten des jüngeren Mannes unangenehm berührt. „Wer gibt denn Euch oder Eurem Abte das Recht, meine

Anverwandte aus meinem Hauſe, in dem ſie ihre zweite Heimat gefunden hat, hinwegzunehmen?"

„Ihre Eltern waren Altarleute des Kloſters, ihm alſo untertan und zu Frondienſt auf dem Meierhofe, deſſen Verwalter ich bin, verpflichtet. Und wie es ihre Eltern waren und ihr Stiefvater heute noch iſt, ſo iſt es auf Lebenszeit auch ihre Tochter," behauptete Ebendorffer dreiſt.

„Die Verpflichtung zum Frondienſt iſt an den Beſitz des klöſterlichen Lehngutes zu Gamburg gebunden," entgegnete Chriſtoph. „Trudi Hegewald hat aber auf dieſen Beſitz verzichtet und erhebt keinen Anſpruch mehr darauf. Damit iſt ſie unabhängig vom Kloſter und aller Laſten ledig."

„Dies Pergament beweiſt Euch das Gegenteil," gab Ebendorffer trotzig zur Antwort. „Ich bin der Vertreter und Bevollmächtigte des nachjagenden Herrn, der das unantaſtbare Recht hat, eine aus ſeinem Gebiet Entflohene zur Rückkehr in ihre angeborene Untertänigkeit zu zwingen, und dazu bin ich hergekommen. Hinter mir ſteht der hochwürdige Abt von Bronnbach und hinter dem Abte Seine Gnaden der Biſchof von Würzburg."

„Mir hat kein Abt und kein Biſchof etwas vorzuſchreiben," erklärte der Bürgermeiſter ſtolz und hochaufgerichtet mit zornig gefurchter Stirn. „Und auf die großen Worte, die Ihr im Munde führt, ſag' ich Euch: ich glaube nicht, daß der Abt hinter Euch ſteht, ſondern glaube, daß Ihr Euch hinter den Abt, von dem Ihr dieſe Vollmacht erſchlichen habt, falſch und feige verkriecht, weil Ihr Trudi in Eure eigene Gewalt zwingen wollt. Man kennt Eure ruchloſen Abſichten auf das Mädchen."

Der Rothaarige geriet in sichtliche Verlegenheit, denn er fühlte sich von der schweren Anklage, die ihm der Bürgermeister ins Gesicht schleuderte, getroffen. Doch er faßte sich schnell und erwiderte grob: „Der Eurigen wird sie jedenfalls entzogen werden."

„Versucht's einmal!" warf Christoph spöttisch hin.

„Ihr unterschätzt die Kräfte, über die wir zur Durchführung unseres Willens verfügen," hielt ihm Ebendorffer hochmütig entgegen, „und wenn Ihr Euch dem verbrieften Rechte nicht —"

„Ah, jetzt kommt Ihr wohl mit der Macht, die Ihr gegen mich gebrauchen wollt?" unterbrach Christoph den Unklugen und maß ihn mit einem verächtlichen Blicke. „Nun, auf deren Entfaltung bin ich in der Tat neugierig, aber bedenkt es wohl, Mann! wir haben hier in einem festen Turme stille Kämmerlein mit schwedischen Gardinen, und draußen vor dem Tore ragt ein hoher Galgen in die blaue Luft."

„Könnt Ihr etwa mehr als die Nürnberger, die keinen hängen, sie hätten ihn denn?" höhnte Ebendorffer. „Vergeßt nicht, daß ich als Abgesandter eines kirchlichen Würdenträgers in einer unangreifbaren Stellung bin."

Bei dieser unverschämten Frechheit stieg dem Bürgermeister das Blut zu Kopfe, und empört rief er aus: „Pocht nicht zu laut auf Eure eingebildete Unverletzbarkeit! wir würden kurzen Prozeß mit Euch machen. Die Trudi liefere ich nicht aus, das laßt Euch hiermit ein für allemal gesagt sein. Und nun hab' ich keine Lust mehr, mit Euch noch länger zu verhandeln; packt Euch! dort ist die Tür."

Der so schroff hinausgewiesene machte sich ohne Gruß und mit einem grimmen Fluch auf den Lippen

davon und Chriſtoph Armbruſter hatte nun einen Feind mehr in Wachenheim.

Er war überzeugt, daß dieſer erſte leicht abgeſchlagene Angriff auf Trudis Freiheit nur der Anfang geweſen war von einem vielleicht hartnäckigen Kampfe, der ernſter zu nehmen war als die Auflehnung gegen das Wildfangrecht. Der Meier, der ſicher alles aufbieten würde, Trudi zu ſeiner Leibeigenen in des Wortes ſchändlichſter Bedeutung zu machen, ſchien ein leidenſchaftlicher, zügelloſer Menſch zu ſein, und Chriſtoph mußte deſſen nächſte, nicht vorauszuſehenden Schritte abwarten, eh' er Maßregeln zu ihrer Abwehr treffen konnte. Sollte er den Schultheißen um Rat fragen, was hier zu tun ſei? Davon verſprach er ſich wenig. Gottfried Boſinger hatte das Recht des nachjagenden Herrn als unanfechtbar anerkannt, konnte alſo nicht dagegen einſchreiten. Oder ſollte er, um Macht wider Macht ins Feld zu führen, den Reichsfreiherrn um ſeinen Schutz angehen? Ja, wenn Dietrich von Remchingen dazu geneigt und auch dazu befugt wäre! An dem guten Willen des alten Freundes zweifelte er nicht, aber er wußte, daß Dieter in allen Dingen unparteiiſch und gewiſſenhaft war und ſich bei ſeinen Amtshandlungen nicht durch Gefühlsregungen beſtimmen ließ.

Während er dieſe und noch andere Entſchlüſſe ſorgenvoll bei ſich erwog, erſchienen nach und nach ſeine ſämtlichen auf dem Abtshofe hauſenden Familienglieder bei ihm, um zu erfahren, was der Bronnbacher von ihm gewollt und welche Zumutungen er in bezug auf Trudi an ihn geſtellt hätte.

Anfangs wich er ihren ſich überſtürzenden Fragen aus und gab ihnen nur widerſtrebend und andeutungsweiſe Auskunft. Als aber zuletzt auch Trudi und Am-

merie mit angſterfüllten Geſichtern bei ihm eintraten, brachte er es nicht mehr über ſich, den Seinigen die Wahrheit vorzuenthalten und erſtattete ihnen faſt wortgetreuen Bericht.

Der Eindruck, den dieſer auf ſie machte, war ein ſehr verſchiedener. Peter geriet über die Frechheit des Meiers in Wut und wollte nicht mehr ohne hagebüchenen Stock ausgehen, um den Friedensſtörer bei Gelegenheit mores lehren zu können. Elsbeth war voll Mitleid mit Trudi und bangte ſich um ihren Mann, daß er ſich in einen Streit mit dem bewaffneten Fremden einlaſſen wollte Ammerie aber ſtimmte ihrem Bruder lebhaft zu, daß Knüppel aus dem Sack die richtigſte und verſtändlichſte Antwort auf Ebendorffers unverſchämte Forderung wäre. Trudi ſaß abſeits, in ſtiller Verzweiflung über das neuerdings auf ſie heranſtürmende Schickſal, das ihr grauenvoller war als das, die Hörige des Reichsfreiherrn zu werden. Nur in der eiligen Flucht mit Franz ſah ſie noch eine Möglichkeit zur Rettung. Die einzige, die außer dem Bürgermeiſter ihre Beſonnenheit bewahrte, war Madlen.

Sie wußte, daß Chriſtoph dem frevelhaften Begehren des Meiers einen unbeugſamen Widerſtand entgegenſetzen würde und hegte wie in allen Lebenslagen ſo auch in dieſer ein unerſchütterliches Vertrauen zu ihm. Sie hatte bis jetzt geſchwiegen, ging aber nun zu Trudi, nahm, ſich neben ſie ſetzend, deren Rechte in ihre beiden Hände und ſprach ruhig und mild: „Fürchte dich nicht, mein liebes Kind! das kann Gott nicht wollen, daß du in die Gewalt dieſes niederträchtigen Menſchen fällſt. Onkel Chriſchtoph iſt Bürgermeiſter dieſer Stadt und ſteht mit ſeiner Kraft und ſeinem eiſernen Willen nicht einſam und allein. Er hat Freunde um ſich, die ihm helfen

werden, dich zu beſchützen und in Not und Gefahr zu verteidigen. Du wirſt von uns nicht verraten und verkauft werden. Das ſage ich dir, deine jetzige Mutter, die du in guten und böſen Stunden ſtets an deiner Seite haben wirſt. Chriſchtoph, was ſagſt du?“

Chriſtoph kam zu Trudi heran und ſprach: „Solange ich lebe, Trudi, ſollſt du niemals gegen deinen Wunſch und Willen von meinem Hofe gehen.“

Sie ſah mit einem innig dankbaren Blick zu ihm auf, war aber keines Wortes fähig.

„Nun wieder an die Arbeit, Kinder!“ gebot Madlen mit hausmütterlicher Würde und Entſchiedenheit. „Und wenn du mich brauchſt, Chriſchtoph, ſo rufe deine Frau!“

Neunzehntes Kapitel.

Hammichel ſchwankte, ob er von der Anweſenheit des Meiers in der Stadt reden oder ſchweigen ſollte und welches von beiden das Einträglichſte für ihn wäre. Schwieg er und bewog auch Ebendorffer dazu, ſo behielt er dieſen feſt am Zügel, konnte ihn zu allerhand zeitvertrödelnden Unternehmungen verleiten und für ſeine aufopferungsvolle Beteiligung daran einen ausgiebigen Lohn fordern. Dann mußte er aber auch Jakobinen gegenüber den Mund halten, konnte ihr nicht weismachen, daß es nur von ihm abhinge, was mit Trudi geſchähe und verſtopfte ſich damit eine Einnahmequelle, aus der er noch weidlich zu ſchöpfen gedachte. Nun fragte es ſich noch, ob der Bürgermeiſter ſchweigen oder das anſpruchsvolle Begehren des Bronnbachers an die große Glocke hängen würde, und das war für Hammichel ganz unberechenbar. Er kraute ſich verzweifelt hinter den Ohren, weil er ſich keinen Rat wußte, wie er aus dieſem Zwieſpalt herauskommen ſollte. An den Knöpfen ſeines Wamſes wollte er ſich die Entſcheidung über ſein Tun oder Laſſen nicht abzählen, ſondern mit ſeinem alle Möglichkeiten abwägenden Spürſinn das

Richtige zu treffen ſuchen. Aber er verwickelte ſich mit ſeinen unſchlüſſigen Spekulationen wie in den Maſchen eines ihm über den Kopf geworfenen Netzes und hörte dabei fortwährend Jakobinens rheiniſche Gulden klirren. Das klang ihm ſehr lockend, doch ihm war ſo, als ſtünde in der Schrift: der Geiz iſt die Wurzel alles Übels. Das glaube ich nicht, ſprach er vor ſich hin; ich bin der Meinung, daß die Dummheit die Wurzel alles Übels iſt, die Dummheit. Geiz hin, Geiz her! auch das kleinſte Stück Geld ſoll man nicht verſchmähen. Darum ſei klug, Hammichel, und geh — und geh zu Jakobinen wegen ihrer ſchönen rheiniſchen Gulden!“

Alſo ging er zu Jakobinen und berichtete ihr von der Ankunft des Meiers, deſſen Abſichten auf Trudi er, je nach Jakobinens Wunſch, fördern oder vereiteln könnte. Sie möchte nur ſagen, ob es ihr lieber wäre, daß Trudi hier in der Stadt hörig würde oder daß ſie der Meier mit ſich fortnähme. Für ſeine Mitwirkung zur Erreichung des einen wie des andern Zieles ſtellte er ſeine beſtimmten, aber verſchiedenen Preiſe und überließ ihr die Wahl.

Jakobine erklärte, das eine wäre ihr ſo gleichgültig wie das andere, denn die Würzburgerin könnte ihr ſo wie ſo nicht mehr ins Gehege kommen, ob ſie nun hier oder in der Ferne hörig würde.

Hammichel gab ihr zu bedenken, daß es doch das Sicherſte wäre (weil das Vorteilhafteſte für ihn), wenn Trudi ganz aus Wachenheim verſchwände, denn ſolange ſie hier am Orte bliebe, würde Jakobine niemals Ruhe vor ihr haben. Aber heute drang er mit ſeinen Vorſpiegelungen nicht durch und fürchtete ſchon, daß ihm die Steineckerin mißtraute und ſich nicht mehr von ihm betrügen laſſen wollte. Sehr verdrießlich über ſeinen

Abfall drückte er ſich endlich und wußte nun, daß er diesmal doch eine Dummheit begangen hatte und Schweigen das Geſcheitere geweſen wäre. Binnen längſtens zwei Tagen würde die Anweſenheit Ebendorffers in ganz Wachenheim bekannt ſein, und damit verlor er ſeinen ausſchließlichen Einfluß auf dieſen, den wiederzugewinnen es eines angeſtrengten Nachdenkens bedurfte.

Jakobine dagegen ſah bald ein, daß Hammichel recht gehabt hatte und Trudis Entfernung von hier das beſte Mittel zu ihrer völligen Beruhigung wäre. Sie bereute die vorſchnelle Ablehnung ſeines Beiſtandes und beeilte ſich ſie zurückzunehmen, womit ſie ihren Bruder beauftragte, nachdem ſie ihm von der Botſchaft des alten Unterhändlers Mitteilung gemacht hatte. Wilm ging bereitwillig wie immer auf ihre Wünſche ein und verſprach ihr, ſich mit Hammichel und durch ihn auch mit Ebendorffer in Verbindung zu ſetzen, um die Überantwortung der Würzburgerin an letzteren mit den beiden gemeinſchaftlich und eifrig zu betreiben.

Dem Bürgermeiſter lag das trotzige Begehren Ebendorffers ſchwer im Sinn, und ſo feſt er auch entſchloſſen war, bei ſeiner Weigerung zu verharren, verhehlte er ſich doch nicht, daß die leidige Angelegenheit mit dem Hinauswerfen des Meiers keineswegs abgetan und erledigt war. Höchſt wahrſcheinlich würde ſich dieſer nun an den Reichsfreiherrn wenden, um von ihm einen vogteilichen Befehl zur Auslieferung Trudis zu erwirken. Dem wollte Chriſtoph dadurch vorkommen, daß er dem Freunde einen Beſuch abſtattete, um ihm die nötigen wahrheitsgetreuen Aufklärungen zu geben und ihn wenigſtens zu fragen, was er in der Sache zu tun gedächte.

Es geſchah ſehr ſelten, daß ſich Chriſtoph Armbruſter auf der Wachtenburg ſehen ließ, und Dietrich von Remchingen war daher hoch erfreut über das Erſcheinen des Jugendgenoſſen. Er befahl ſofort Wein, und als der dies hörende dagegen Einſpruch erhob, ſagte er: „Erſt einen Trunk, Chriſchtoph, Forſter Freundſtück! dann die Sorgen, die ich dir wieder vom Geſicht leſe, und hinterher noch einen Trunk als Sorgenbrecher.“

Wie erſtaunte er nun, als er den Anlaß zu des Bürgermeiſters Kommen vernahm, den ihm dieſer mitſamt den verſteckten, ruchloſen Abſichten des Meiers in Kürze vortrug. Zunächſt gab er ſeinem Unwillen darüber kräftigen Ausdruck; dann aber lachte er und ſprach: „Na, mein Alter, da ziehen wir beide mal wieder einen Strang. Unſere liebe Trudi ſo einem ſchuftigen Liederjan überlaſſen? das fehlte gerade noch!“

„Wenn du darüber lachen kannſt, Dieter, ſo bin ich guten Mutes,“ ſagte Chriſtoph.

„Ja, Chriſchtoph, ich lache vielleicht zu früh,“ erwiderte der Freiherr, „denn die Sache hat einen ſehr ernſten Hintergrund. Die da drüben jenſeits des Rheines können ſich leider bei der Zurückforderung Trudis auf ein uraltes Privileg berufen.“

„Ich weiß es,“ ſprach der Bürgermeiſter, „und dieſer Umſtand macht mir die meiſte Sorge. Haſt du dagegen keine Wehr und Waffe, Dieter?“

„Wenn ich eine hätte, wollte ich den Stoß mit feſtem Gegenſtoß parieren.“

„Dann wäre es vielleicht das Beſte, wenn du Trudi ſchnell hörig machteſt, damit ſie als pfälziſche Leibeigene unter deiner Botmäßigkeit hier bleiben muß und uns nicht entriſſen werden kann. Warum zögerſt du noch damit?“

„Das Hörigmachen würde uns in dieſem Falle nichts helfen, Chriſchtoph, und daß ich bis jetzt damit zögerte, hat einen Grund, den ich dir eigentlich verſchweigen müßte," entgegente der Freiherr. Er erhob ſich vom Seſſel, tat, wie in einem inneren Widerſtreit ſich nachdenklich ſeinen Knebelbart zwirbelnd, einen Gang durchs Zimmer, blieb dann vor Chriſtoph ſtehen, und mit einem bedeutſamen Blick in deſſen Augen ſagte er langſam, jedes Wort betonend: „Ich warte auf einen geharniſchten Proteſt aus der Mitte deiner Gemeinde."

In des Bürgermeiſters Zügen malte ſich eine große Überraſchung. Aber als er etwas darauf erwidern wollte, machte der Freiherr mit beiden Händen eine heftig abweiſende Bewegung und ſprach: „Zwiſchen uns nichts weiter darüber, Chriſchtoph! Benutze dieſen Wink wie du willſt und kannſt, aber bewahre ihn ſtill in deiner Bruſt."

Dennoch konnte der Bürgermeiſter nicht umhin, ſeinem ritterlichen Freunde vorzuhalten: „Aber, Dieter, als ich ſelber vor einigen Wochen in meinem Hauſe dir dergleichen ankündigte —"

„Bitte!" ſchnitt ihm der Freiherr das Wort ab, „damals drohteſt du mir mit einer offenen, gewaltſamen Revolte, und die darf ich nicht dulden."

Darauf ſchwiegen ſie eine Weile, bis Chriſtoph die Frage ſtellte: „Wenn nun der Meier zu dir kommt und mich bei dir verklagt?"

„Dann kann ich ihn nicht, wie du's getan haſt, die Treppe hinunterwerfen," erwiderte Remchingen. „Der Biſchof von Würzburg iſt ein nicht zu verachtender Gegner, und ſein Herr Bruder in Chriſto, der von Speyer, macht mit ihm gemeine Sache. Die laſſen ſofort die Werbetrommel rühren und ſagen uns die Fehde an."

„Um eines Mädchens willen?"

„O, die brechen, händelſüchtig wie ſie ſind, jede Gelegenheit vom Zaune, uns Pfälzern etwas am Zeuge zu flicken; davon könnten wir manch Liedlein ſingen.“

„Alſo noch einmal: was wirſt du ſagen, wenn der Bronnbacher ſich nächſtens bei dir meldet?“ wiederholte der Bürgermeiſter ſeine Frage.

Der Freiherr zuckte die Achſeln. „Hat er Bekannte und Ratgeber in Wachenheim?“

„Ei ja! einen, — Hammichel von Gimmeldingen.“

„Hammichel, den jämmerlichen Wicht wird er nicht als Parlamentär vorſchicken, und ſollt' er mir auf eigene Fauſt mit ſeinem Bettelbriefe kommen, — Vorſpann leiſt' ich ihm nicht gegen dich.“

„Das wollt' ich nur wiſſen, Dieter!“ ſprach Chriſtoph freudig, „und damit bin ich zufrieden, mehr verlang' ich nicht.“ Er ſtand auf, hielt dem Getreuen ſein noch halb volles Glas entgegen und ſchloß: „Mit dieſem Sorgenbrecher dank' ich dir!“

Dann ſchied er von dem alten Freunde und wandelte den Burgberg viel getroſter hinab als er ihn hinauf geſtiegen war.

Auf dem Abtshofe fand er Franz Gersbacher vor, der im Geſpräch mit Madlen und den beiden Mädchen deren begreifliche Erregung über das ſchändliche Verlangen des Bronnbachers zu dämpfen bemüht war. Chriſtoph ermahnte die vier, ſich zu gedulden, die Gefahr würde vorübergehen und der Meier bald wieder aus der Stadt verſchwinden. Das wäre auch die Meinung des Freiherrn, von dem er eben herkäme. Sie könnten alſo der Zukunft leichten und frohen Herzens entgegenſehen. Er ſagte wohlbedacht das alles ſo ruhig und beſtimmt, daß ſie ſich auch wirklich von ihm beſchwichtigen ließen.

Madlen folgte jedoch ihrem Mann in seine Stube, wo sie unter vier Augen mehr von seiner Unterredung mit dem Freiherrn zu hören wünschte. Christoph erzählte ihr denn auch ausführlich davon, aber gerade das, was sie wissen wollte, worauf seine Vertrauensseligkeit fußte, sagte er ihr nicht. Remchingens geheimen Wink verschwieg er auch ihr.

Ammerie ließ verständigerweise Trudi bald mit Franz allein. Diese rückten nun dichter aneinander, sprachen sich unter dem befreienden Eindruck von Christophs Sicherheit gegenseitig Hoffnung zu und kamen überein, ihre Trauung und Auswanderung so lange zu verschieben, bis sie annehmen konnten, daß der nichtswürdige Mensch, der Meier, dem pfälzischen Gebiet den Rücken gekehrt hätte, damit er nicht etwa ihren Spuren folgen und sie auch an ihrem künftigen Wohnorte noch belästigen könnte.

Den Abend zuvor, ehe Christoph auf die Wachtenburg ging, saßen Ebendorffer und Hammichel wieder in der goldenen Traube, und der Meier beichtete dem die Ohren spitzenden Alten die ihm seitens des Bürgermeisters zuteil gewordene schnöde Behandlung.

„Hab' ich Euch doch vorausgesagt, daß dies ein Schlag ins Wasser sein würde," log ihm Hammichel keck ins Gesicht.

„Ihr mir vorausgesagt? mit keinem Worte!" schnob ihn Ebendorffer an.

„Ich hab' Euch vor dem eigenwilligen, selbstherrlichen Wesen Armbrusters gewarnt."

„Dessen weiß ich mich nicht zu erinnnern."

„Tut mir leid, aber abgeraten hab' ich Euch von dem Gange," behauptete Hammichel in aller Seelenruhe.

Ebendorffer war schlechter Laune, und der Wein floß

nicht ſo reichlich wie geſtern, Hammichels Glas blieb oft längere Zeit leer. Um bei ſeinem heute ſo knauſrigen Freihalter wieder beſſeres Wetter zu machen, hub der über ſeine Maßnahmen längſt mit ſich Einige nach einem ſcheinbar tiefſinnigen Schweigen an: „Ihr braucht wegen dieſes einen Mißerfolges nicht gleich das Maul hängen zu laſſen wie ein Lohgerber, dem die Felle weggeſchwommen ſind, Herr Ebendorffer. Kein Baum fällt auf den erſten Hieb.“

„Dieſe Holzknechtweisheit hör' ich auch nicht zum erſten Male,“ brummte der Meier.

„Wir müſſen eben etwas anderes, Klügeres erfinden, als mit dem halsſtarrigen Bürgermeiſter zu paktieren.“

„Sehr richtig! mir iſt bekannt, daß hier in der Vorderpfalz den höchſten Befehlich der Reichsfreiherr von Remchingen auf der Wachtenburg hat. Dem werd' ich aufs Dach ſteigen und ihm meine beſiegelte Vollmacht unter die Naſe halten,“ ſagte Ebendorffer großſpurig.

„Und dann von der Wachtenburg mit ebenſo langer Naſe wieder abziehen, wie vom Abtshofe,“ ſpottete Hammichel. „Der Freiherr hilft Euch nicht, weil er viel zu dick Freund mit dem Bürgermeiſter iſt. Und in Junker Ulrich, ſeinem ſehr liebedurſtigen Sohne, werdet Ihr erſt recht einen Gegner finden, der Euch die Jungfer Trudi ſtreitig macht, weil er ſie ſelber beſitzen und als Hörige auf die Burg haben will.“

„Auf die Burg haben will?“ begehrte Ebendorffer wild auf.

„Jaja!“

„Den Teufel auch! Hammichel, was machen wir da?“

„Nichts wäre zu machen, wenn ich mir nicht etwas ausgedacht hätte, das Euch mit einem Sprunge zum

Ziele bringt, ſofern ihr Courage habt, Herr Vinzenz Ebendorffer," ſprach der Alte.

„Heraus damit, Herr Hammichel von Gimmeldingen!" rief der Meier und goß ihm flugs das Glas bis an den Rand voll.

„Sagtet Ihr mir geſtern nicht," fuhr Hammichel fort, „Ihr wäret hergeritten auf einem Pferde, das Ihr als flott und tüchtig in jeder Gangart lobtet?"

„Jawohl, kreuz und quer bin ich mit ihm auf der Suche umhergejagt."

„Iſt Euer Roß ſtark genug, um in ſcharfem Ritt auch zwei tragen zu können?"

„Ei, das will ich meinen! aber was wollt Ihr damit?" fragte nun Ebendorffer verwundert. „Soll ich Euch etwa zu mir in den Sattel nehmen, daß wir beide ſelbander nach Heidelberg zum Pfalzgrafen reiten, weil mir der Obervogt nicht helfen will?"

„Mich alten Wurm ſollt Ihr nicht vor Euch in den Sattel nehmen, aber ein ſchönes Mädchen, und nicht nach Heidelberg zum Pfalzgrafen, ſondern an den Rhein zur nächſten Fähre mit ihm reiten, und das in ſauſendem Galopp," erwiderte Hammichel und packte den andern am Arm, als müßte er ihn aus dem Schlafe rütteln. „Wie gefällt Euch das, Herr Kloſtermeier von Bronnbach?"

„Hammichel, Ihr ſeid ein verfluchter Kerl!" rief Ebendorffer und blickte den Alten verdutzt an. „Auf eine Entführung ſeid Ihr aus? iſt das Euer Ernſt?"

„Natürlich iſt's mein Ernſt! aber ſchreit nicht ſo!" flüſterte Hammichel, „die Türen ſchließen nicht gut hier im Hauſe."

„Menſch! wie darf ich das wagen unter der ſcheinenden Sonne."

„Die Sonne ſoll's nicht ſehen, aber bei Nacht und Nebel ſchafft Ihr's."

„Und der Weg?"

„Iſt gar nicht weit und nicht zu verfehlen. Ihr müßt ihn nur vorher ein paarmal ausprobieren, damit Ihr oder Euer Gaul ihn auch im Dunkeln wiederfindet. Auch den Fährmann müßt Ihr dingen, daß er zu nächtlicher Stunde bereit iſt."

„Ein toller Handſtreich wär es, — aber weiter! laßt mich hören —"

„Still!" gebot Hammichel. „Ich werde den Plan in allen Einzelheiten ausbrüten, ihn Euch fix und fertig vorlegen und als Helfer bei dem Unternehmen einen guten Geſellen mitbringen, der Grütze im Hirn und Haare auf den Zähnen hat. Dann reden wir mehr davon."

„Aber ordentlich eins trinken wollen wir darauf," ſprach der Meier vergnügt, erhob ſich und rief dem Wirte draußen zu, einen beſſeren Wein aufzutiſchen.

„Nur eins noch!" fing Hammichel wieder an. „Ich brauche Geld, muß den Torwart ſtempeln, daß er nachts die Rheinpfort offen läßt; ſonſt kommt Ihr nicht aus der Stadt hinaus."

„Wieviel wird dazu nötig ſein?" fragte Ebendorffer.

„Ich kenn den Mann, hab' ſchon manchen Schoppen mit ihm ausgeſtochen und denke, daß er's für zehn Gulden tun wird, billiger gewiß nicht," erwiderte Hammichel.

„Hier habt Ihr fünfzehn," ſprach der Meier. „Was Ihr davon erübrigt, ſoll Euer ſein."

„Bedanke mich beſtens," ſagte der Alte und ſteckte das Geld gierig ein.

Dann tranken ſie weiter, bis die neue Flaſche Hammichel'ſchen Machwerks leer war, verhielten ſich aber

ziemlich ſchweigſam, in ihren Gedanken mit der geplanten Entführung beſchäftigt. —

Wie ein Lauffeuer hatte ſich die Kunde von der Ankunft eines würzburgiſchen Abgeſandten, der Trudi in ihre Heimat zurückholen ſollte, durch die ganze Stadt verbreitet. Der Traubenwirt hatte mit ſeinem Gaſte, der ſchon eine ſtarke Zeche bei ihm auf dem Kerbholz hatte, überall geprahlt und deſſen Abſichten jedem offenbart, der ihn danach fragte. Chriſtoph Armbruſter ſelber hatte ſeinen Freunden, die des ausgeſprengten Gerüchtes wegen bei ihm anklopften, die nicht abzuleugnende Tatſache unumwunden eingeräumt und ihnen zugleich von den unabläſſigen, ſchändlichen Angriffen des Meiers auf Trudis jungfräuliche Ehre geſagt, wie es die vor ihm Flüchtige, daheim hart Bedrängte ſchon am erſten Tage ihres Hierſeins Madlen aus angſterfülltem Herzen anvertraut hatte.

Infolgedeſſen bemächtigte ſich der geſamten Einwohnerſchaft Wachenheims eine große Erregung, und wunderbarerweiſe ergriffen alle Schichten der Bevölkerung heftig Partei gegen Ebendorffer und waren entſchloſſen, Trudis Auslieferung an ihn unter keiner Bedingung zuzulaſſen.

Dieſe Einmütigkeit des Widerſtandes hatte jedoch ſehr voneinander abweichende Beweggründe.

Die Anhänger Armbruſters hielten in unverbrüchlicher Treue zu ihm und ſtellten ſich ihm zum Schutze Trudis zur Verfügung, während ſeine Feinde danach ſtrebten, daß Trudi hier in der Stadt hörig und leibeigen würde, weil ſie dem Bürgermeiſter dieſe Demütigung aufpacken wollten. Darum machten auch ſie entſchieden Front gegen den Meier, der ihnen ihre böswillige Abſicht durch die Wegführung Trudis nicht durchkreuzen ſollte.

Gersbacher und Lutz waren die lautesten Rufer im Streit für Armbruster, wiegelten ihre Gesinnungsgenossen auf und wollten dem würzburgischen Eindringling handgreiflich zu Leibe gehen und ihn mit Schimpf und Schande aus der Stadt vertreiben. Den Grund zu dem scheinheiligen Einverständnis der Gegner mit ihrer eigenen Meinung durchschauten die ehrlichen Verteidiger des von jenen Gehaßten vollkommen und gaben ihnen anzügliche Reden zu hören und geballte Fäuste zu sehen.

Der Bürgermeister hatte Mühe, die aufeinander platzenden Geister im Zaune zu halten und den offenen Aufruhr zu verhindern, vor dem ihn Dietrich von Remchingen so ernstlich gewarnt hatte. In seinem Innern aber war er froh darüber, denn so bereitete sich allmählich in der Bürgerschaft die rechte Stimmung vor, die zur geschickten Benutzung des ihm vom Freiherrn heimlich erteilten Winkes erforderlich war. Sobald diese Stimmung zu einer besonnenen Kundgebung und einem wohlerwogenen Beschlusse reif war, konnte er einen auf Trudis Schutz abzielenden Antrag im Gemeinderat stellen oder besser noch von den Freunden und Vorkämpfern seiner gerechten Sache stellen lassen. Aber wer von ihnen würde ohne seine Anregung auf diesen klugen Gedanken kommen? —

Vinzenz Ebendorffer war durch Hammichel vor der in der Stadt gegen ihn anschwellenden Gärung gewarnt und ließ sich deshalb auf den Straßen nicht mehr blicken. Am Tage ritt er gewöhnlich zwischen Wachenheim und dem Rheine hin und her, und abends saß er mit seinem geschäftigen Berater in der goldenen Traube beim Wein, wo nun noch ein dritter mit den beiden im Bunde war.

Zwanzigstes Kapitel.

Eines Morgens erschien Schneckenkaschper mit seinem Patz auf dem Abtshofe und saß, unverwandt das Haus im Auge behaltend, geduldig so lange auf der Bank unter dem großen Nußbaum, bis ihn Trudi von einem Fenster aus erblickte und auf ein Zeichen von ihm mit Ammerie herauskam. Da steckte er ihr einen Brief zu, auf den er seinem Großvater mündliche Antwort bringen sollte. Die Mädchen, höchst erstaunt über diese Sendung, wollten das sorglich geschlossene Schriftstück erst nicht annehmen, taten es aber im unwiderstehlichen Drange der Neugier dann doch und schickten den Jungen in den Garten, dort ihres Bescheides zu harren.

Der Brief war von Ebendorffer, der Trudi in rührseligem Tone um ein letztes Wiedersehen bat. Er hätte sich leider überzeugen müssen, schrieb er, daß sein Bemühen, sie in ihre Heimat zurückzuführen, vergeblich wäre, und wollte nun allein abreisen. Die einzige Bitte, die er noch auf dem Herzen hätte, wäre, von ihr auf ewig Abschied nehmen zu dürfen; sie möchte ihm diese kleine Gunst nicht versagen. Zum Beweise seines völligen Verzichtes verspräche er auf Ehr und Eid, ihr dabei

ſeine Vollmacht auszuhändigen, womit er ſich jedes Anſpruches und jedes Rechtes auf ſie entäußerte. Sie möchte heut abend um neun Uhr vor die Rheinpforte hinauskommen und ſich von ihrer Muhme Ammerie begleiten laſſen, die ja Zeuge ſeines Abſchiedes von ihr ſein könnte.

Nachdem die beiden Mädchen, Schulter an Schulter, den Brief geleſen hatten, ſahen ſie ſich fragend an, und jede wartete auf das erſte Wort der andern.

Trudi ſprach es aus: „Ammerie, das iſt eine Falle.“

„Nein,“ erwiderte Ammerie, „das glaub' ich nicht, ſonſt würde er dir nicht vorſchlagen, mich mitzubringen.“

„Wozu denn ein Abſchied?“ verſetzte Trudi. „Ich hab' ihm nichts zu ſagen und will nichts von ihm hören.“

„Für den Preis, ſeine Vollmacht in die Hände zu bekommen, könnteſt du ſchon ein übriges tun.“

„Das iſt nur der Köder, mit dem er mich kirren will. Wer weiß, was er arges mit mir im Sinn hat.“

„Die Erfüllung dieſer Bedingung muß voraufgehen, ehe du ihm nur mit einer Silbe Rede ſtehſt,“ erklärte Ammerie.

„Mir ſchaudert vor einem Zuſammentreffen mit dem Menſchen.“

„Da es aber das einzige Mittel iſt, ihn loszuwerden, müſſen wir's wagen.“

„Haſt du wirklich den Mut dazu?“

„Warum nicht?“ meinte Ammerie. „Gegen uns zwei ſtarke Mädchen kann er nichts ausrichten. Die Eltern dürfen natürlich nichts davon wiſſen; denen ſagen wir, wir hätten Gersbachers verſprochen, ſie heut abend nach Tiſch zu beſuchen, wogegen ſie nichts einzuwenden

haben werden. Vorher aber wollen wir meinen Bruder Peter noch um Rat fragen und danach beschließen, was wir tun. Jedenfalls lassen wir durch Kaschper bestellen, wir würden zu dem Abschiednehmen kommen. Rät uns Peter davon ab, so bleiben wir hübsch zu Hause und lassen den Rothaarigen da draußen so lange warten, bis er schwarz wird. Bist du damit zufrieden?"

„Ja, damit bin ich einverstanden," erwiderte Trudi. „Wollen wir Peter nicht bitten, mitzukommen?"

„Nein, das nicht," widersprach Ammerie. „Erstens wird er sich nicht dazu verstehen, und zweitens würde Ebendorffer das als einen auf ihn ausgeübten Zwang ansehen und uns aus Ärger darüber seine Vollmacht nicht ausliefern."

„Damit könntest du allerdings recht haben," pflichtete ihr Trudi bei.

„So komm, daß wir dem Jungen Bescheid bringen."

Im Garten sagte Ammerie zu Kaspar: „Melde deinem Großvater, wir würden uns heut abend Klocke neun vor der Rheinpfort' einfinden."

„Werd's bestellen," sprach Kaspar, lief mit seinem Patz flink davon, dachte aber: abends Klocke neun vor der Rheinpfort'? was soll denn das bedeuten? Schneckenkaschper, da müssen wir dabei sein.

Darauf begaben sich die Mädchen in Peters Wohnung. Ammerie trug ihrem Bruder, ohne Beisein von Elsbeth, das Begehren und das Anerbieten des Meiers vor und knüpfte daran die Bitte, ihnen seinen Rat zu erteilen. Sie verschwieg ihm nicht Trudis Bedenken und große Abneigung gegen den Schritt, vertrat aber auch ihre eigene Meinung und wiederholte alles das, was sie für das Eingehen auf Ebendorffers Vorschlag schon Trudi gegenüber geltend gemacht hatte.

Peter hatte ihr aufmerksam zugehört und sprach nach längerem Besinnen: „Ja! geht hin! ich sehe keine Gefahr dabei, und in den Besitz der Vollmacht zu gelangen, ist für dich, Trudi, wie auch für den Vater so überaus wichtig, daß du die Gelegenheit dazu nicht versäumen darfst. Ich würde euch, damit ihr euch sicherer fühltet, gern zu dem Stelldichein begleiten, aber das würde die Übergabe der Vollmacht nicht fördern, sondern wahrscheinlich hintanhalten."

„Ganz richtig! das hab' ich Trudi auch schon gesagt," fiel Ammerie ein.

„Also du rätst uns, den Gang zu wagen?" fragte Trudi noch einmal.

„Unbedingt ja!" erwiderte Peter.

„Gut! dann tun wir's," entschied Trudi. „Hab' Dank, Peter!"

Sie verließen ihn, und auf dem Hofe hub Ammerie an: „Nun kannst du ohne Sorge sein. Peter ist ein sehr vorsichtiger Mensch und würde uns nicht zureden, wenn er an der Sache irgend etwas Mißliches fände. Sobald wir die Schrift in Händen haben, sagen wir Schab ab! laufen nach Hause und überreichen Väterle stolz die eroberte Vollmacht. Wird der mal Augen machen!"

„Hätten wir sie nur schon!" seufzte Trudi.

„Nur nicht so katzangst! vor allen Dingen zeige dem Meier keine Spur von Furcht, sondern tritt kaltblütig und fest gegen ihn auf und mach' den Abschied so kurz wie möglich," mahnte Ammerie.

„Am liebsten spräch' ich kein Wort dabei."

„Vielleicht brauchst du das auch gar nicht," versetzte Ammerie. „Ein Kopfnicken, eine dargereichte Fingerspitze genügt ja. Wir wollen auch nicht mehr darüber

ſprechen, wollen uns die Zeit mit Arbeit vertreiben und gar nicht mehr daran denken.“

Das war leichter geſagt als getan. Trudi wurde die Gedanken an das, was ihr heut abend bevorſtand, nicht los, denn es laſtete auf ihr mit einem dumpfen Drucke, von dem ſie ſich mit keinen Vernunftgründen freimachen konnte. Immer ging ihr die Frage durch den Sinn, ob Ebendorffer mit dem, was er in ſeinem Briefe verſprochen hatte, auch Wort halten und ſonſt nichts weiter von ihr verlangen würde. In ihrer Ungeduld, die widerwärtige Begegnung nur erſt hinter ſich zu haben, ſchlichen ihr die Stunden des Tages ſchier unerträglich langſam dahin, und ſie hatte große Mühe, ihre Aufregung in Gegenwart der lieben Alten zu verhehlen, was ihr ohne Ammeries abſichtlich ununterbrochenes Geplauder, das die Aufmerkſamkeit von der Schweigſamen ablenkte, kaum geglückt wäre.

Endlich war der Abend herangekommen. Das jüngere Ehepaar erhob ſich vom elterlichen Tiſche ſehr frühzeitig, wie es die beiden manchmal zu tun pflegten, wenn ſie drüben in ihrer Wohnung vor dem Zubettgehen noch ein Stündchen unter ſich ſein wollten, weil es ihnen tagsüber an Zeit dazu gebrach. Peter warf beim Verlaſſen des Zimmers Trudi einen ermutigenden Blick zu, den ſie verſtand und mit einem ſchnellen Augenplinken erwiderte.

Kurz vor neun Uhr machten ſich auch Trudi und Ammerie bereit, und da ſelbſt ein ſo ſpäter Beſuch im Gersbacherhofe nichts Ungewöhnliches und Auffallendes hatte, ſo konnten ſie ihren heimlichen Gang unbehindert antreten.

Ein mäßiger Wind rauſchte im Laub der Bäume und Sträucher und trieb von Weſten her zerriſſene Wolken,

die den halben Mond bald verſchleierten, bald unverhüllt herabſchauen ließen.

Die Stadttore blieben, was Hammichel dem Bronnbacher klüglich verſchwiegen hatte, in Friedenszeiten bis zehn Uhr offen, und als die beiden Mädchen ein Stück außerhalb der Rheinpforte waren, erblickten ſie in geringer Entfernung auf dem völlig einſamen, von hohem Gebüſch umſäumten Fahrwege, der nach dem Rheine zuführte, einen einzelnen Mann, und das war Ebendorffer. Eine Strecke hinter ihm aber ſtand einer mit einem Pferde, der ein Knecht oder Burſche aus dem Gaſthauſe zur goldenen Traube ſein mußte.

„Siehſt du," ſprach Ammerie, „dein Quälgeiſt iſt ſchon reiſefertig; dort ſteht ſein geſatteltes Pferd. Muß dem der Boden unter den Sohlen brennen, daß er ſogar die Nacht durch reiten will."

„Glück auf den Weg!" flüſterte Trudi.

„Glück?" ſagte Ammerie. „Den Hals ſoll er im Dunkeln brechen oder im Rheine verſaufen! Das iſt mein Reiſeſegen."

Sie gingen langſam auf ihn zu. Der Meier rührte ſich nicht vom Flecke, ſondern winkte mit einem weißen Blatt Papier, daß ſie näher kommen möchten.

Als dies geſchehen war, ſprach er: „Guten Abend! es freut mich, daß ihr ſo pünktlich zur Stelle ſeid. Hier nehmt die Vollmacht, die auszuliefern ich gelobt habe! Wollt ihr euch überzeugen?"

„Jawohl!" ſagte Ammerie, griff ſchnell zu und ſteckte das Blatt in die Taſche ihres Kleides.

„Und nun, liebe Trudi, wie iſt es?" fragte Ebendorffer mit ſchmeichelndem Tone. „Willſt du mich nicht zum letzten Male noch ein Stück begleiten? Die Nacht iſt mild, und dort ſteht mein Schweißfuchs, den du ja

von früher her kennſt. Ich nehme dich vor mich in den Sattel, nur bis zum Rheine. Wie ſich der Mond da im Strome ſpiegelt, das iſt ein prächtiges Bild, als könnte man wie auf einer goldenen Brücke hinüberreiten."

Trudi blickte ihn, über dieſe unglaubliche Zumutung empört, mit ſtarren Augen an und konnte nicht antworten. Ammerie zog ſie am Arme und flüſterte: „Komm! komm fort!"

Schon wandten ſie ſich zum Gehen, aber — „Halt! du kommſt mit mir!" rief der Meier laut, erfaßte die zum Tod erſchrockene Trudi und verſuchte, ſie mit Gewalt zu ſeinem Pferde zu ſchleppen.

Und wie auf eine Loſung fiel ein anderer, einer mit geſchwärztem Geſicht, über Ammerie her, um ihr mit der Hand den Mund zu verſchließen. Doch ehe ihm dies gelang, konnte die ſich heftig Sträubende noch einen gellenden Schrei ausſtoßen.

Da ſtürmten drei Retter in der Not, Peter, Franz und Steffen, aus dem Gebüſch pfeilgeſchwind heran. Mit nerviger Fauſt packte Franz den Meier im Genick, daß dieſer ſeine umklammerte Beute fahren laſſen mußte. Der vollſtändig Überraſchte kehrte ſich ſofort gegen ihn, zückte im Nu ſein Weidmeſſer und verſetzte ſeinem Angreifer einen Stich in die Gegend des Herzens. Aber ungeſchwächt davon, weil der Stoß glücklicherweiſe nicht ins Herz gedrungen, ſondern an einer Rippe abgeglitten war, wich Franz, obwohl blutend, vor dem Raſenden nicht zurück und entwand ihm mit Peters Hilfe die Waffe, ehe er noch einmal zuſtechen konnte. Dann aber entſpann ſich ein ſo wilder Zweikampf, daß Peter in die ſchlangenhaft ſchnellen Bewegungen der miteinander Ringenden nur wenig einzugreifen vermochte, bis

Der vollständig Überraschte kehrte sich sofort gegen ihn und zückte im Nu sein Weidmesser.

(S. 240.)

Franz ſeinen Gegner zu Boden warf und ſich auf ihn kniete.

Inzwiſchen hatte Steffen auch Ammerie von ihrem Bedränger befreit, der eilig floh und unerkannt entkam.

Peter leiſtete ſeinem Schwager nun einen ſehr gediegenen Beiſtand zur Überwältigung des ſich immer noch verzweifelt Wehrenden, die bald ſo gründlich beſorgt war, daß ſie ihn mit Stricken feſſeln konnten, die ſie vorſichtigerweiſe mitgebracht hatten.

Die Mädchen ſtanden Hand in Hand abſeits und ſchauten mit fliegendem Atem, vor Angſt zitternd und bebend, dem Kampf auf Leben und Tod zu, den ſie genau verfolgen konnten, weil jetzt der Mond wolkenlos vom Himmel ſchien. Bald wollte Trudi, bald Ammerie ſich losreißen, um den Ihrigen tapfer beizuſpringen, und war dann von der andern kaum zu halten.

Jetzt ſah Steffen, wie der bei dem Pferde Stehende ſich aus dem Staube machen wollte, war ſofort hinter ihm her, holte ihn ein und zerrte den Entwiſchten, der kein anderer war als Hammichel, an einem Ohre auf den Kampfplatz zurück, wo die andern beiden den Meier noch feſter umſchnürt hatten, ſo daß er an kein Entrinnen denken konnte.

Der Beſiegte lag am Boden, aber auch die Sieger waren erſchöpft und mußten ſich ein wenig verſchnaufen. Trudi kam erregt auf Franz zu, aber dicht vor ihm blieb ſie ſchreckgelähmt ſtehen und ſchrie entſetzt auf: „Mein Gott, du bluteſt ja! Biſt du verwundet?“

„Ja, Ebendorffer hat mich geſtochen,“ erwiderte er, „es hat nichts zu bedeuten.“

Peter winkte ihr, zurückzutreten und ſprach zu ſeinen Gefährten: „Nun laßt uns den hier auf die Füße ſtellen

und dann die beiden Ehrenmänner in ſicheren Gewahrſam bringen!"

„Was wollt ihr denn von mir?" ſchnarrte Hammichel. „Ich hab' ja bloß das Pferd gehalten und von allem andern kein Sterbenswort gewußt."

„Murr mir nicht viel, elender Giftmiſcher!" fuhr ihn Franz zornig an. „Bloß das Pferd gehalten! als ob das nicht genug wäre, dir einen Strick um den Hals zu drehen. Manſchen und kuppeln immer und überall, das iſt dein Handwerk; du ſollſt dran zu ſchlucken haben!"

Hammichel wollte, gänzlich geknickt und an allen Gliedern ſchlotternd, etwas darauf entgegnen, aber ſein Lügenmaul blieb ihm tonlos offen ſtehen, denn ihm gerade gegenüber tauchte plötzlich Schneckenkaſchper aus dem Geſträuch hervor und ſchien nicht im mindeſten erſtaunt, welchen Kreis von guten Bekannten er hier verſammelt fand.

„Bube, verfluchter! Du haſt uns verraten," keifte der Alte mit vor Wut überſchnappender Stimme, als ſich ihm die Zunge wieder löſte, und mit haßſprühenden Augen wollte er auf ſeinen Enkel los, um ihn zu würgen.

Aber Steffen trat ſchnell dazwiſchen und ſprach: „Sachte, Halunke! mach' dir keine Ungelegenheiten, ſonſt regnet's hageldichte Hiebe."

Kaſpar ſagte zu den Mädchen: „Ich hab' alles mit angeſehen, war lange vor euch hier. Kannſt du mich brauchen, Trudi?"

„Ei freilich!" erwiderte ſie. „Einmal haſt du den Bader für mich geholt, jetzt tu's für Franz. Er ſoll gleich auf den Gersbacherhof kommen und Franzens Wunde verbinden."

Ohne Antwort flog der Junge davon.

„Alſo vorwärts!“ gebot Peter. „Du Franz, machſt, daß du heimkommſt; wir zwei ſind ſchon Manns genug als Trabanten für die beiden hier.“

„Zwei?“ fragte Ammerie, „wir ſind doch ohne Franz unſer vier. Uns Mädchen rechneſt du wohl nicht? wir wollen aber auch mit dabei ſein und verlaſſen euch nicht, bis alles zu Ende iſt.“

„Meinetwegen!“ ſagte Peter. „Faß an, Steffen! Nein, du nicht, Franz! Du darfſt dich nicht bücken.“

Mit einem kräftigen Ruck hoben die zwei den Gefeſſelten vom Boden auf, der ſich ſtumm alles gefallen und von ſeinen Bändigern auf dem Wege zum Turm in die Mitte nehmen ließ. Trudi und Ammerie folgten und trieben ſeinen Schildknappen wie einen gepfändeten Hammel vor ſich her. Franz aber begleitete die gemiſchte Geſellſchaft doch noch zum Schultheißen, damit dieſer ſich von ſeiner Verwundung überzeugen ſollte.

Zum Liebſten, der an ihrer Seite ging, ſprach Trudi leiſe: „Wie habt ihr's nur angeſtellt, daß ihr juſt im entſcheidenden Augenblick zu unſerer Rettung kamet?“

„Ja, konntet ihr törichten Jungfrauen denn glauben, daß wir euch den gefährlichen Weg allein machen und dem hungrigen Wolf geradeswegs in den Rachen laufen ließen?“ erwiderte Franz. „Peter hat den Braten gleich gerochen, als ihr ihn um Rat fragtet, und mit mir und Steffen alles zu eurem Schutze verabredet. Sagen durfte er euch nichts davon, denn ſonſt hättet ihr euch am Ende nicht hergetraut, und unſer köſtlicher Plan, die Haſenſtricker in ihren eigenen Schlingen zu fangen, wäre geſcheitert. So aber haben wir ihnen aufgelauert und fürchteten nur, ſie könnten uns entdecken, als ſie ſich in demſelben Gebüſch verkrochen, wo wir bereits im Hinter-

halt lagen. Schneckenkaſchper ſtand ſchon Wache am Tor, als wir kamen, paßte auf, wann die Schufte ſich nahten und tat uns, unbemerkt von ihnen, Kundſchafterdienſt."

Trudi wußte nicht, wie ſie mit ihrem vollen Herzen ihm danken ſollte, und fragte nur: „Haſt du Schmerzen?"

„Nur wenig," antwortete er.

Beim Schultheißen führten ſie die Verbrecher dem alten Herren vor, und nach Anhörung von Peters Bericht über das Geſchehene ſchrieb Gottfried Bofinger den Befehl für den Schließer, die beiden einzukerkern. Dann ging es, während ſich Franz ſtracks nach Hauſe begab, zum Eulenturm, wo Ebendorffer und Hammichel, voneinander geſondert, in Eiſen gelegt wurden.

„Nun haben wir ſie hinter Schloß und Riegel," ſprach Steffen und trennte ſich mit einem fröhlichen Gute Nacht! von den anderen, wobei er Ammerie ſo kräftig die Hand drückte, daß ſie beinah' laut aufgeſchrien hätte.

Der ganze Vorgang hatte ſich ziemlich ſchnell abgeſpielt und von Anfang bis zu Ende etwa dreiviertel Stunde gedauert.

Peter, Trudi und Ammerie wandten ſich dem Abtshofe zu, ſprachen aber kaum miteinander, denn das in einen knappen Zeitraum zuſammengedrängt Erlebte übte ſeine mächtige Nachwirkung auf ſie aus, die jeder in ſich ſelbſt zu überwinden ſtrebte. Als ſie aber an das Tor des Gehöftes kamen, ſahen ſie in zwei Fenſtern des Hauſes einen rötlichen Schimmer und wußten nun, daß ſie die Eltern noch in der Wohnſtube bei der Lampe fanden und ihnen ihr Herz ausſchütten konnten.

So traten ſie zu ihnen ein. Ammerie ſchritt entſchloſſen voran, trumpfte mit derbem Schlag das Per-

gament vor ihrem Vater auf den Tisch und platzte los: „Hier, Väterle, hast du die Vollmacht des Klostermeiers von Bronnbach! ich hab' sie ihm eigenhändig abgenommen. Er wollte unter dem Beistande Hammichels und noch eines andern unsere Trudi mit Gewalt über den Rhein entführen, aber wir mit Franz und Steffen haben sie gerettet, und jetzt sitzen die Bösewichter wohlverwahrt im Eulenturm."

Der Bürgermeister blickte seine ihm verdächtig vorkommende Jüngste lächelnd an und sagte, ihr mit dem Finger drohend, gutlaunig: „Grashupf, ihr waret bei Gersbachers, da hat dir der Steffen wohl zuviel Rupertsberger eingeschenkt?"

„Der Steffen? ach! — wir waren gar nicht bei Gersbachers," stotterte sie mit heißen Wangen.

Er entfaltete das Pergament. „Meiner Seele! es ist wahrhaftig die Vollmacht," sprach er staunend, nahezu verblüfft. „Setzt euch und erzählt!"

Jetzt trat Elsbeth ein, denn sie hatte die drei über den Hof kommen hören. Sie stutzte vor den ernsten, erregten Gesichtern, aber ehe sie eine Frage tun konnte, machte ihr Madlen ein Zeichen des Schweigens und wies nach einem Stuhl hin.

Als alle saßen, nahm Ammerie das Wort und schilderte das bestandene Abenteuer so lebendig und anschaulich, daß die Hörenden mit allen Sinnen an ihren Lippen hingen und am Schlusse ihres eindringlichen Berichtes ein tiefes, nachdenkliches Schweigen am Tische herrschte.

Dann aber gaben Madlen, Christoph und Elsbeth ihrer Freude über Trudis Rettung aus der Gefahr und zugleich ihrer warmen Anerkennung von Peters und seiner beiden Schwäger tatkräftigem Schutze, dem allein

die Rettung zu danken war, herzüberquellenden Ausdruck.

Darauf winkte der Bürgermeister seiner Tochter: „Nun komm' du mal her, Grashupf! was mach' ich denn mit dir? Du bist doch gewiß die Rädelsführerin bei dem Wagestück gewesen, nicht wahr?"

„Natürlich, Väterle!" gestand Ammerie mit keckem Selbstbewußtsein. „Die Trudi wollte erst durchaus nicht mit, aber ich habe sie doch dazu herumgekriegt, und darauf bild' ich mir nicht wenig ein, denn sonst säßen ja die Schufte jetzt nicht im Eulenturm."

„Ja, was wären wir ohne dich!" lachte er und griff ihr liebevoll in das krause Stirnhaar.

„Und auf welch hinterlistige Weise habt ihr Rackerzeug von Mädels euch von uns weggestohlen!" schalt Madlen in spaßhaftem Tone.

„Euch um Erlaubnis dazu bitten konnten wir doch nicht, Mütterle," entgegnete Ammerie. „Darum mußten wir euch vorflunkern, wir gingen zu Gersbachers, denn zu einem Stelldichein mit dem Meier hättet ihr uns doch keinen Urlaub bewilligt."

„Allerdings nicht," sprach Christoph, „aber da alles noch so leidlich abgelaufen ist, sei euch die Flunkerei für diesmal verziehen. Ich hoffe, die nachjagenden Herren werden uns nach dieser Erfahrung mit ihrem Abgesandten, falls der gefangene Marder überhaupt ihr Abgesandter war, in Zukunft ungeschoren lassen."

„Seine Vollmacht solltest du dir einrahmen lassen und zur Erinnerung an die Wand hängen, Trudi," sagte Peter.

„Ich danke schön, Peter, für solche Erinnerung!" erwiderte Trudi lachend. „Onkel Chrischtoph wird das Dokument wohl in seinem Repositorium begraben."

„Richtig, mein Kind, ad acta damit!“ ſprach der Bürgermeiſter.

So wurde über die denkwürdige Begebenheit noch viel in Ernſt und Scherz hin und her geredet, und die Armbruſters gelangten heut erſt ſehr ſpät zu ihrer Nachtruhe.

Als die beiden Mädchen oben in ihrer Kammer waren und Trudi bereits im Bette lag, beugte ſich Ammerie, auch ſchon entkleidet, zärtlich über ſie und begann: „Du hatteſt doch recht, Trudi, daß das Abſchiednehmen eine Falle war, die der abſcheuliche Menſch dir geſtellt hatte. Gott ſei gedankt, daß ihm der Bubenſtreich nicht gelungen iſt! Jetzt aber möcht' ich dich prügeln vor Freude, daß ich dich wieder hier in den Daunen habe, du — du Würzburgiſche!“

„Nur immer zu! von dir will ich die ſchönſten Püffe für alle die Not und Beſchwer, die ich euch verurſacht habe, gern hinnehmen,“ ſagte Trudi mit einem träumeriſchen Lächeln, ſich reckend und ſtreckend in dem wohligen Gefühl, wieder ſicher vor Gefahren zu ſein und von den Ihrigen ſo geliebt zu werden.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Im Laufe des nächsten Tages verbreitete sich schnell die Nachricht von der Einkerkerung Ebendorffers und Hammichels wie auch von der Veranlassung dazu. Allerlei Gerüchte über die näheren Umstände, zutreffende und falsche, oft sehr übertriebene, durchschwirrten die Stadt und spannten die Neugier auf das Ergebnis der gerichtlichen Untersuchung.

Diese ließ nicht lange auf sich warten. Draußen auf der Gasse, von einer vielköpfigen Menge umlagert, fand im Gemeindehause die vom Schultheißen geführte Gerichtsverhandlung statt, zu der sämtliche an dem Überfall und seiner Abwehr Beteiligte geladen waren, auch Kaspar. Nur Franz fehlte, weil er seiner Wunde wegen nicht erscheinen konnte. Dagegen nahm kraft seines Amtes der Bürgermeister als Beisitzer daran teil.

Die Zeugenaussagen über den zu ermittelnden Tatbestand, zu denen sich in der ihnen sehr peinlichen Gegenwart Ebendorffers auch Trudi und Ammerie bequemen mußten, stimmten in allen Punkten überein, ohne sich in einem einzigen zu widersprechen und waren für die Angeschuldigten geradezu niederschmetternd.

Die Anklage lautete gegen Ebendorffer auf verſuchten Mädchenraub mit Anwendung körperlicher Gewalt und auf Mordverſuch, gegen Hammichel auf weſentliche Hilfeleiſtung beim Mädchenraube und damit zuſammenhängende Verleitung zum Mordverſuche.

Den Entführungsverſuch konnte Ebendorffer nicht beſtreiten, denn ſein geſatteltes Pferd, das ſich reiterlos zur goldenen Traube zurückgefunden hatte, wie auch ſeine laut an Trudi gerichteten Worte: Du kommſt mit mir! und ſein zwangweiſes Ergreifen und Fortſchleppen des durch falſche Vorſpiegelungen hergelockten Mädchens waren die unwiderleglichen Beweiſe ſeiner verbrecheriſchen Abſicht. Sich auf ſeine klöſterliche Vollmacht zu berufen, wagte er nicht, und ſeine Ausrede, den Meſſerſtoß in der Notwehr getan zu haben, ließ der Schultheiß nicht gelten. Den dritten Verſchworenen zu nennen weigerten ſich die Angeklagten trotz der Drohung des Richters mit der Folterbank. Da gab, vor die Schranne gerufen, Kaſpar an, daß der mit dem geſchwärzten Geſicht Wilm Steinecker geweſen wäre, was um ſo glaubhafter ſchien, als dieſer ſeit jener Nacht ſpurlos aus der Stadt verſchwunden war. Als nun Ebendorffer einſah, daß ſeine Sache eine hoffnungslos verlorene war, ſuchte er die Schuld möglichſt von ſich ab und auf Hammichel zu wälzen, der ihn zu der Entführung angeſtiftet und allein alle Vorbereitungen dazu getroffen hätte. Hammichels hartnäckiges Leugnen war vergeblich, da Kaſpar auf erneutes Befragen, was er davon wiſſe, die den Alten ſchwer belaſtende Ausſage machte, daß ſein Großvater allabendlich Zuſammenkünfte mit dem Meier in der goldenen Traube gehabt hätte.

Danach wurde das Verhör geſchloſſen. Die Schuldfrage wurde geſtellt, der Spruch von den Schöffen ver-

kündet und vom Schultheißen der Stab über die beiden zum Tode Verurteilten gebrochen.

Als sie aus der Gerichtsstube wieder in den Turm abgeführt wurden, murmelte Ebendorffer beim Hinausgehen grimmig: „Dazu bin ich nun hergeritten, um mich hier hängen zu lassen!"

Beim Bekanntwerden des Urteils nahmen die draußen harrenden eine bedrohliche Haltung an. Die Parteigänger Hammichels machten Miene, ihren alten Hexenmeister auf dem Rückwege zum Gefängnis aus den Händen des Turmwächters und des Büttels zu befreien. Seine Gegner aber, die ihn an den Galgen wünschten, überhäuften die beiden Gefesselten mit lauten Schimpfreden und hätten sie am liebsten gleich selber aufgeknüpft. Es erhob sich ein heftiges Streiten in dem erregten Getümmel, und wenig fehlte, daß es zum Dreinschlagen kam, so daß Schultheiß und Bürgermeister ihr ganzes Ansehen aufbieten mußten, die heißspornigen Kampfhähne voneinander zu trennen und zu bezähmen.

Am anderen Morgen läutete das Armesünderglöcklein und die Missetäter wurden auf einen Karren gebunden vor die Holzpforte hinausgefahren, wo viele Hunderte Neugieriger herzugeströmt waren, der Hinrichtung beizuwohnen. Von Hammichels Geschäftsfreunden ließen sich nur wenige blicken; von den Familien Armbruster, Gersbacher und Steinecker war niemand zugegen, auch Kaspar nicht.

Ebendorffer zeigte sich verstockt und verbissen, Hammichel aber wimmerte und bettelte auf der Leiter noch um Gnade. Es half ihm nichts, in einigen Minuten waren beide gehenkt und somit die gefährlichsten Feinde Armbrusters und Trudis abgetan.

Nach der Vollstreckung des Urteils flutete die Menschen-

menge in die Stadt zurück, und die ſich durcheinander Schiebenden tauſchten ihre Meinungen über das vor ihren Augen Geſchehene unverhohlen aus.

Die einen, die ſich über Trudis Rettung aufrichtig freuten, äußerten ihre Genugtuung über die gerechte, dem Verbrechen auf dem Fuße folgende Sühne. Die anderen, namentlich alle diejenigen Winzer, die in ehrlicher Arbeit ihren Wein unvermiſcht herſtellten, waren froh, Hammichel los zu ſein, der mit ſeiner Manſcherei ihr Gewerbe geſchädigt und ihre Preiſe gedrückt hatte.

Gerade dieſe Stimmung gab ſich am nächſten Tage durch ein beredtes Zeugnis auf der Richtſtatt öffentlich und deutlich zu erkennen.

Da fand man an der Säule des Galgens, die Hammichels baumelndem Gebein am nächſten war, einen Zettel angeheftet, auf dem geſchrieben ſtand:

Hier hängt Hammichel von Gimmeldingen.
Der Teuffel tät mit ihm zur Hölle ſpringen,
Er fälſchte unſern pfälzer Wein,
Der Strang muß der Lohn aller Panſcher ſein.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Noch tagelang machte sich in der Einwohnerschaft Wachenheims die Aufregung über das unselige Ereignis fühlbar, das da draußen vor der Holzpforte seinen schauerlichen Abschluß gefunden hatte.

Man sah auf der Straße unzufriedene, mürrische Gesichter und hörte abfällige Bemerkungen über die rechtschaffenen, unbescholtenen Bürger, die bei der Gerichtsverhandlung die eingeschworene Schöffenbank gebildet hatten. Selbst der hochachtbare, ehrwürdige Schultheiß wurde hinter seinem Rücken mit Vorwürfen wegen seiner unnachsichtigen Strenge nicht verschont.

Aber nicht bloß der vielen zu hart scheinende Strafe war es, was in den Köpfen der Mißvergnügten rumorte wie gärender Most. Es mußte noch etwas anderes sein, was in gewissen Kreisen der Stadt gemunkelt, aber von den Eingeweihten noch verschwiegen wurde.

Die Stammgäste in der Trinkstube des Kronenwirtes blickten sich mit fragenden Augen mißtrauisch an, doch keiner von denen, die wußten, was im Stillen gesponnen wurde, kam damit heraus, bis es sich in der sonntäglichen Elfuhrmesse auf eine in die schleppende Unter-

haltung eingeſtreute Spottrede Lutz Hebenſtreits einmal offenbarte.

Die hier beim Schoppen ſaßen, waren zumeiſt Winzer, ſolche, die ihr Gewächs rein und unverfälſcht in ihrem Keller ausbauten, und ſolche, denen man dies nicht nachrühmen konnte.

Einer aus der Geſellſchaft der letzteren ſprach von ungefähr: „Wie ſchnell doch ſo ein Jahr vergeht! Schon ſind die Weinberge wieder geſchloſſen, und die Leſe ſteht dicht vor der Tür.“

„Wird aber, was die Bonität des Heurigen betrifft, ein kläglicher Herbſt werden,“ fügte ein anderer ſeufzend hinzu.

„Ja,“ ſagte Lutz hohnlachend, „das ſind miſerable Ausſichten für euch, die ihr bisher auch mit den ſchlechteſten Jahrgängen immer ein Geſöff zuſammengeſchmiert habt, das den dickhäutigen Zungen eurer Abnehmer beinah wie Traubenſaft ſchmeckte. Damit iſt's nun vorbei, denn nun habt ihr keinen Hammichel mehr, der mit ſeinen, zum Glück aller braven Zecher euch ſelber nicht bekannten, Mitteln ſo 'nen erbärmlichen Schund zurecht quackſalbert. Nun wird ſich unſer liebes Wachenheim in der ganzen Pfalz wieder des guten Rufes erfreuen, reine Weine zu liefern, weil der Deibel ſich euren Giftmiſcher endlich geholt hat.“

Das ſchlug wie der Blitz ins Scheunendach. Die Verhöhnten fuhren wild auf, aber einer von ihnen, namens Buſchard, entgegnete äußerlich ruhig, doch innerlich voll kochenden Grimmes: „Da haſt du recht, Lutz; der Hammichel wird manchem von uns fehlen, und daß er uns fehlt, haben wir nur der eingewanderten Fremden auf dem Abtshofe zu verdanken und werden ihr den Dank dafür auch nicht ſchuldig bleiben. Vor dem

Entführtwerden haben ſie die klobigen Fäuſte der Gersbacher bewahrt, dem Hörigwerden ſoll ſie aber nicht entſchlüpfen; dafür werden wir ſorgen."

Damit war das Stichwort gefallen, dem die anderen berüchtigten Pfuſcher mit eifrigem: „Jawohl! das werden wir, die ſoll uns noch kennen lernen!" lärmend und johlend zuſtimmten.

„So? das probiert einmal! dann ſollt ihr uns auch erſt kennen lernen, ihr, die ihr ein ſo löcheriges Gewiſſen habt wie ein aus allen Fugen leckendes Faß," wetterte Lutz, aber er ſchrieb ſich's hinters Ohr, was er eben gehört hatte. Buſchards Drohung hatte verraten, welcher Plan unter den der Auflehnung Verdächtigen heimlich umging, die Wiederaufnahme der Angriffe gegen den Bürgermeiſter. Damit würde der unter dem Druck der jüngſten Begebenheiten kaum erſtickte Hader der Parteien von friſchem aufglimmen und bei der Wut der durch die Beſeitigung Hammichels Beeinträchtigten nun doppelt heiß entbrennen.

Und das fing ſchon jetzt an. Zwiſchen den immer heftiger aufeinander Prallenden flogen ſo ſchwere Beleidigungen hinüber und herüber, daß ernſtliche Friedensſtörungen in der Stadt zu befürchten waren. Buſchard galt nicht mit Unrecht für einen bösartigen, gefährlichen Menſchen, von dem man, wenn man ihn zum Feinde hatte, ſich des Ärgſten verſehen mußte. Zudem ſtand er in naher Beziehung zu dem ihm geiſtesverwandten Adam Steinecker, dem unverſöhnlichen Widerſacher Armbruſters, der, ohnehin aufgebracht über das Verſchwinden ſeines bei dem Entführungsverſuche beteiligten Sohnes, nun vollends haßgeladen war gegen den Bürgermeiſter, dem allein er die Schuld an dem Untergange Hammichels zuſchrieb. Und weshalb? weil Armbruſter

den Wildfang, ſeine heimatflüchtige Niſtel bei ſich aufgenommen hatte, um derentwillen das ganze Unheil entſtanden war.

So ließ Ebendorffers Auftreten hier ſehr bedenkliche Spuren im Irdiſchen zurück, und ſein ihm mißlungenes Beginnen, das er ſelber mit dem Tode büßen mußte, konnte noch ein verhängnisvolles Nachſpiel haben.

Lutz Hebenſtreit ſtellte darüber eingehende Betrachtungen an, als er ſich von der ſo ſtürmiſch verlaufenen Elfuhrmeſſe auf einem weiten Umwege nach Hauſe begab. „Alſo Rache für Hämmichel! heißt die Parole der Panſcher," hub er im Selbſtgeſpräch an, „und Trudi oder vielmehr Chriſchtoph ſoll das Opfer ſein. Dahinter ſteckt als Rottmeiſter natürlich Steinecker, der's nicht verknuſen kann, daß Trudi, nach der Einbildung der aufgeblaſenen Sippe, ſeiner Tochter Jakobine den Franz vor der Naſe weggeſchnappt haben ſoll. So 'ne Dummheit! Franz hätte die Jakobine im Leben nicht gefreit. Aber was wollen denn die aufrühreriſchen Krakeeler gegen Chriſchtoph unternehmen? Wie wollen ſie denn den Freiherrn zwingen, Trudi hörig zu machen und damit ſeinen Freund Chriſchtoph zu demütigen? Remchingen muß doch ſeine Gründe haben, warum er's noch nicht getan hat, und wird es zu verantworten wiſſen, wenn er's überhaupt nicht tut. Von Steinecker und Kumpanei dazu drängen läßt ſich der alte Haudegen nun und nimmermehr. — Schade, daß Florian Gersbacher heute nicht in der Elfuhrmeſſe war! Der wäre den Schreihälſen ganz anders übers Maul gefahren als ich, der ich mich faſt allein mit ihnen herumbalgen mußte, denn die ich von den Unſrigen auf meiner Seite hatte, geholfen haben ſie mir verdammt wenig. Ich habe die Bande

noch viel zu ſanft angefaßt, weil Geſchimpf' und Gezänk meiner Natur durchaus zuwider ſind; ſelig ſind die Friedfertigen. Mit dem Florian werd' ich ein Wort im Vertrauen reden, daß wir den Biedermännern, die ſich über Hammichels beſchleunigte Höllenfahrt nicht tröſten können, tatkräftig zu Leibe gehen, denn wir dürfen die Hände nicht in den Schoß legen und mäßig zuſchauen, wie ſie unſerm Chriſtoph einen Knüppel zwiſchen die Beine ſchmeißen. Die Sache mit dem verflixten Wildfangrecht hat doch ihren Haken, an den ſich allerhand Spitzbübereien anhängen laſſen, aber ſo Gott will, werden wir die Stänker und Störenfriede mit Keulenſchlägen zu Paaren treiben." Damit ſchloß der ſanftmütige Küfer ſeine ſich ſelbſt gehaltene Sonntagspredigt und ſtreckte, zu Hauſe angelangt, mit großem Behagen die Füße unter ſeinen wohlbeſtellten Eßtiſch. —

Henning Buſchard hatte nichts Eiligeres zu tun als ſeinem Verbündeten Adam Steinecker die vom Zaune gebrochene hämiſche Anzapfung Hebenſtreits brühwarm zu hinterbringen. Steinecker polterte erſt über die Unverſchämtheit des großſchnäuzigen, ſackgroben Faßbinders wutkollernd los, empfahl aber dann ein ſehr behutſames und verſchwiegenes Vorgehen gegen den Bürgermeiſter, weil ſie, die Gekränkten und Geſchmähten, ſich leider in der Minderheit befänden und deshalb bedacht ſein müßten, die von ihnen zu ergreifenden Maßregeln geheimzuhalten, damit die Gegenpartei nicht Wind davon bekäme und ſie mit Vorbeugungen und Hinderungen durchkreuzte. Er würde die Geſinnungsgenoſſen nächſtens einmal abends bei ſich verſammeln, um mit ihnen zu beraten, auf welche Weiſe man ſich die Unterſtützung des Reichsfreiherrn ſichern könnte.

Buſchard fragte, ſchon die Türklinke in der Hand, ob nicht Junker Ulrich, wenn man ihn darum anginge, die Vermittlung übernehmen würde.

„Dein Vorſchlag iſt gar nicht ſo übel, Henning," erwiderte Steinecker. „Der Junker ſoll früher ſelber die Leibeigenſchaft der Würzburgerin betrieben haben ohne damit durchgedrungen zu ſein. Aber vielleicht läßt er ſich bewegen, ſeinen Vater noch einmal an die ihm obliegende Ausübung des Wildfangrechtes zu erinnern. Ich werd's mir überlegen, wie er wohl zur Erfüllung dieſes Anliegens zu gewinnen wäre."

Steinecker brauchte ſich das gar nicht erſt zu überlegen, denn er wußte, daß dazu niemand geeigneter war als ſeine Tochter Jakobine, deren ihn gefahrlos dünkende Liebelei mit Ulrich ihm nicht verborgen geblieben war. Er hatte ihr bisher aus Mitleid mit der von Franz ſitzen Gelaſſenen und nun bei dem Junker Troſt und Erſatz Suchenden duldſam durch die Finger geſehen, jetzt aber kam ihm der liſtig gepflegte Stelldichein-verkehr der beiden ſehr zupaß.

Als er ihr nun ſeinen Wunſch, die Mitwirkung des Junkers zum Inkrafttreten des Wildfangrechtes zu veranlaſſen, unverblümt zu verſtehen gab, heuchelte ſie dreiſt: „Aber Vater, wie ſoll ich denn das anfangen? ja, wenn Hammichel noch lebte! Der war mir immer ein dienſtwilliger Bote, wenn ich —" ſie brach erſchrocken ab, denn ſie hätte ſich beinahe verraten, zu was für Botſchaften und Hilfsleiſtungen ſie den Zwiſchenträger benutzt hatte. „Ich meine nur," fuhr ſie fort, verwirrt „ich habe doch gar keine Gelegenheit —"

„Na, tu nur nicht ſo furchtbar unſchuldig," ſpöttelte er, „wirſt's wohl auch ohne Hammichel zuwege bringen."

„Sollte mich der Zufall einmal mit dem Junker zusammenführen, will ich ihn gern darauf anreden," erwiderte sie, züchtig die Augen niederschlagend.

„Schön! kannst auch dem Zufall ein paar Schritt entgegenkommen, mein kluges Töchterlein," sagte er mit einem pfiffigen Gesichtsausdruck.

Als ihr der Alte den Rücken gekehrt hatte, faßte sie mit den Händen rechts und links einen Saum ihrer Schürze, machte einen tiefen Knix hinter ihm her und sprach schalkhaft: „Wenn der gestrenge Herr Vater befehlen, wird die gehorsame Tochter nicht ermangeln, sich mit dem liebenswürdigen Junker über das Wildfangrecht aufs traulichste zu unterhalten." —

Auch Lutz Hebenstreit zögerte nicht, seinen und des Bürgermeisters Freund Florian Gersbacher von dem Vorfall in der Krone genau zu unterrichten.

Bei seinem Besuche dort fragte er Florian und seine Frau vorerst nach dem Befinden Franzens. Sie konnten ihm die erfreuliche Auskunft geben, daß Franzens Wunde vollständig geheilt und er wieder arbeitsfähig sei, sich nur noch ein wenig schonen müsse.

Agnete blickte ihn forschend an und sprach: „Lutz, um Euch nach Franzens Befinden zu erkundigen seid Ihr nicht hergekommen, Ihr wollt mit meinem Mann allein reden, nicht wahr? ich werde das Feld räumen."

„Nein, Agnete, bleibt hier!" erwiderte Lutz. „Was ich Florian zu sagen habe, könnt Ihr alles mit anhören, und Euer guter Rat kann uns in der kitzlichen Sache, die ich ihm vorzutragen habe, von großem Nutzen sein." Und nun erzählte er ihnen, was er in der Elfuhrmesse erlebt hatte.

Beide waren außer sich über die Rachgier und Bosheit derer, die mit Hammichel Stütze und Halt in ihrem

ehrloſen Geſchäftsbetriebe verloren hatten. Gersbacher ſchüttelte, haſtig auf und ab ſchreitend, die geballten Fäuſte und knirſchte: „Wenn ich doch dem ganzen gottvergeſſenen Geſindel mit einem Knacks den Hals umdrehen könnte! Weiß Chriſtoph ſchon davon?“

„Nein, er darf es auch nicht erfahren,“ erwiderte Lutz.

„Ja, wie ſoll er ſich denn vor den Banditen ſchützen, wenn er nicht weiß, von welcher Seite ſie ihn angreifen wollen?“

„Lutz hat recht, Mann,“ nahm Agnete das Wort. „Chriſtoph darf es noch nicht erfahren; er ſteht ſeinen Feinden deſto unbefangener und unabhängiger gegenüber, je weniger er von ihrem Vorhaben weiß; ſchützen müßt *ihr* ihn, ſeine Freunde.“

„Aber wie denn? womit denn?“ fragte Lutz, ſprang auf und ſtapfte nun auch erregt hin und her, ſich dabei jedesmal in der Mitte des Zimmers mit Florian begegnend, daß von ihren wuchtigen Tritten der Fußboden dröhnte. Der eine hielt die Hände auf dem Rücken gefaltet, der andere fuchtelte mit den Armen in der Luft herum, und beide machten abwechſelnd ganz haarſträubende Vorſchläge zur Verteidigung Chriſtophs. Aber was der eine riet, dem widerſprach der andere, was dem einen gefiel, das behagte dem andern nicht, ſo daß ſie zu keinem Entſchluſſe kommen konnten.

Agnete blieb am Tiſche ſitzen und hörte und ſah beſorgt den Wüterichen zu, die gleich zwei grimmigen Löwen in einem Käfig raſtlos und knurrend aneinander vorbeiſtrichen. Mehr und mehr aber klärte ſich ihr Antlitz auf; ſie blickte, wie einer Eingebung, einem Traumgeſpinſt nachſinnend, zum Fenſter hin und ſprach endlich leiſe zu ſich ſelber: „Ja, ja, ſo geht's, ſo muß es gehen.“

Dann begann ſie laut: „Jetzt laßt einmal euer unvernünftiges Herumrennen, ſetzt euch her zu mir und vernehmt, was ich euch zu ſagen habe.“

Die Männer taten nach ihrem Geheiß, und Agnete hub an: „In dem ganzen, erbitterten Streit handelt es ſich doch zuvörderſt um Trudi, und erſt durch ihr Hörigwerden ſoll Chriſtoph in Mitleidenſchaft gezogen werden, weil eigentlich nur ihm der Haß der um Hammichel Trauernden gilt. Nun bedenkt einmal, wie muſterhaft ſich Trudi von Anfang an hier benommen und durch ihr ſittſames Weſen die Achtung und Zuneigung aller anſtändigen Menſchen erworben hat. Denkt auch an ihre mutige Tat bei dem Brande, für die ſie das höchſte Lob verdient. Dann wurde die aus ihrer Heimat Vertriebene vom Wildfangrecht beunruhigt und bedroht, aus ihrem friedlichen, wohligen Daſein hier wieder herausgeriſſen um hörig und leibeigen zu werden. Und dann, dann erſchien ihr nichtswürdiger Verfolger, der Kloſtermeier von Bronnbach, um ſie gewaltſam zu entführen und zur Sklavin ſeiner ſündhaften Begierde zu machen, aus welcher Gefahr ſie Gott ſei Dank! unſere wackeren Jungen gerettet haben. Das alles iſt ihr hier in unſerer Stadt widerfahren, die ihr, ſtatt ſie dem Wildfangrecht preiszugeben, nach altem, geheiligtem Brauch Gaſtrecht zu gewähren hat. Ich frage euch, ob wir dem armen Mädchen für das in unſeren Ringmauern erlittene Ungemach nicht eine Genugtuung, ich möchte ſagen eine Ehrenerklärung ſchuldig ſind. Wie wäre es nun, wenn ihr euch alle zuſammentätet und in einer öffentlichen Verſammlung der ganzen Bürgerſchaft einmütig beſchlöſſet: die Trudi ſoll nicht hörig werden, ſondern frei ſoll ſie werden, und unſer Obervogt, Reichsfreiherr von Remchingen, ſoll ſie vom Wildfang-

recht für alle Zeiten los- und ledigſprechen? Das iſt meine Meinung; was ſagt ihr dazu?“

Sie hatten ihr ohne Unterbrechung zugehört und ſaßen, als ſie geendet, vor Überraſchung und Staunen ſprachlos ihr gegenüber.

Lutz fand zuerſt Worte. Er donnerte ſeine ſchwere Böttcherfauſt auf den Tiſch und ſchrie: „Hol mich der Deibel, Agnete! das iſt ein Vorſchlag, der Hand und Fuß hat. So geht's, ſo machen wir's.“

„Ja!“ rief auch Florian, „du haſt den Nagel auf den Kopf getroffen, Frau! Ich bin mit allem, was du geſagt haſt, vollkommen einverſtanden, nur eine einzige Abänderung iſt nötig. Nicht in einer öffentlichen Verſammlung, wo jeder Aufſäſſige und jeder Hansnarr uns dreinreden und den Plan verderben kann, ſondern von Amts wegen muß das geſchehen, muß im Gemeinderat beantragt, von ihm genehmigt und zur Ausführung gebracht werden, und ich ſelber werde den Antrag in der Sitzung ſtellen.“

„Und ich,“ ſchloß ſich ihm Lutz an, „ich ſetze Himmel und Hölle in Bewegung, laufe bei den hochwohlweiſen Vätern der Stadt herum und knete ſie ſo windelweich, daß ſie mir auf Seel' und Seligkeit geloben müſſen, dem Antrag bedingungslos zuzuſtimmen.“

„Ich bin auch bereit,“ fuhr Gersbacher fort, „mit noch einem andern, am liebſten mit dir, Lutz, dem Reichsfreiherrn das Geſuch vorzutragen, und hoffe, daß er uns damit nicht abweiſen wird, obwohl wir ſeiner Willfährigkeit keineswegs ſicher ſein dürfen.“

„Gewiß dürfen wir das,“ ſagte Lutz, „und nun gehen wir doch zu Chriſtoph, heute noch, und teilen ihm mit, was Agnete zu ſeinem Heil erſonnen hat.“

„Ja, das wollen wir, und wie wird er ſich freuen, wenn wir mit der Botſchaft kommen!“ ſprach Florian.

„Und wie werden ſich die Hammichel'ſchen fuchſen, wenn ſie ſehen, daß ihre niederträchtigen Machenſchaften elend zu ſchanden werden!“ fügte Lutz, ſich vor Vergnügen die Hände reibend, hinzu.

„O wenn es glückte!“ flüſterte Agnete. „Denkt nur an Franz und Trudi!“

„Ja, Franz und Trudi!“ wiederholte Lutz. „Und Eure Erfindung, Euer Werk iſt es, Agnete! Welch eine köſtliche Morgengabe bringt Ihr damit Eurer künftigen Schwiegertochter dar, ihre Freiheit!“ —

Im Abtshofe ward allerdings eitel Glück und Freude über die Nachricht. Chriſtoph dankte den Freunden mit bewegten Worten für das, was ſie ihm und Trudi zuliebe tun wollten und womit juſt das erzielt wurde, was ihm der Reichsfreiherr im Vertrauen geraten hatte, ein entſchloſſenes Eintreten für Trudi ſeitens der ſich ihrer Macht bewußten Gemeinde. Aber daß Remchingen ihm ſchon vor Wochen einen darauf hinausgehenden Wink gegeben hatte, verſchwieg er.

Gleich am nächſten Tage machte ſich Lutz auf die Beine zu den einzelnen Mitgliedern der ſtädtiſchen Körperſchaft, um ſie von der zu erwartenden Vorlage in Kenntnis zu ſetzen und für deren Bewilligung zu werben.

Nun brannte es in Wachenheim an allen Ecken und Enden. Die Feinde des Bürgermeiſters gebärdeten ſich wie Tobſüchtige und arbeiteten mit beſten Kräften, den beabſichtigten Antrag ſchon vor ſeiner Beratung zu Falle zu bringen.

Bald darauf fand die entſcheidende Sitzung ſtatt, und es entſpann ſich in ihr ein heißer Kampf für und wider

die Maßnahme, zum Zwecke der „durchaus ungerechtfertigten Begünſtigung einer Fremden", wie ſich die Gegner gehäſſig ausdrückten, die Hilfe des Reichsfreiherrn anzurufen. Allein die trotzig ablehnende Partei wurde von den Gutgeſinnten und von dem nun auch in das Wortgefecht ſcharf eingreifenden Bürgermeiſter ſelber Schlag auf Schlag geworfen und endlich von einer mehr als doppelt ſo ſtarken Mehrheit überſtimmt, ſo daß der Antrag zum Beſchluß erhoben wurde.

Florian Gersbacher und Lutz Hebenſtreit wurden abgeordnet, dem Reichsfreiherrn im Namen der Stadt zu bitten, daß er Trudi zur Belohnung für ihre Rettungstat und zur Entſchädigung für die ausgeſtandene Angſt bei dem Entführungsverſuche kraft ſeines obrigkeitlichen Amtes vom Wildfangrecht auf alle Zeit löſen möchte.

So begaben ſie ſich denn in ihrem beſten Sonntagsſtaat, in Schnallenſchuhen und mit dem dreiſpitzigen Nebelſpalter auf dem dicken Bauernſchädel zur Wachtenburg hinauf. Dietrich von Remchingen empfing ſie in ſeinem wohnlichen Gemach, hieß ſie Platz nehmen und ſchenkte ihren Auseinanderſetzungen ein williges Gehör.

Wie ſehr er ſich in der Seele ſeines Freundes Armbruſter über dieſe Wendung der lange ſchwebenden Angelegenheit freute, ließ er ſie nicht merken, fragte jedoch, wer auf den ſchlauen Einfall gekommen wäre, ihn um ſeine Vermittlung anzugehen, weil er wiſſen wollte, ob Chriſtoph infolge ſeines vertraulichen Winkes die Bürger dazu veranlaßt hätte.

Aber Gersbacher erwiderte: „Den glücklichen Gedanken hat meine Frau gehabt und zuerſt uns beiden gegenüber ausgeſprochen. Im Gemeinderat den Antrag geſtellt hab' ich, Eure Herrlichkeit."

„Was der Tausend!“ lächelte Remchingen, „ich kenne ja Eure tugendsame Hausfrau, doch einen so anschlägigen Kopf hätt' ich ihr — nehmt's nicht übel! — kaum zugetraut. Macht Frau Agnete mein Kompliment dafür, Florian Gersbacher.“

Florian verneigte sich geschmeichelt. „Leider aber,“ fuhr der Freiherr fort, „bin ich nicht imstande, euer Begehren zu erfüllen, denn das übersteigt meine Befugnis und hängt einzig und allein von der Gnade eures und meines Herrn, des Pfalzgrafen, ab, der als Reichsvikarius die Ausübung des Wildfangrechtes gleich einem erblichen kaiserlichen Lehen in seiner unbeschränkten Gewalt hat. Ihr braucht deshalb nicht zu verzagen,“ fügte er schnell hinzu, als er nun die langen Gesichter seiner Besucher sah. „Ich will euch gern raten und helfen. Schickt an unsern durchlauchtigten Pfalzgrafen eine Deputation von zwei oder drei Bürgern, die dem hohen Herrn den Fall vortragen; ich werde ihnen zur Befürwortung des Gesuches einen Brief mitgeben. Nimmt der Pfalzgraf eure Abgesandten und mein Handschreiben gnädig auf, so ist es möglich, daß er mir den Befehl erteilt, zu tun, was ihr wünschet und was ich selber wünsche. Morgen sollt ihr den Brief haben, also kann übermorgen eure Deputation gen Heidelberg ausrücken.“

Er erhob sich und mit ihm auch die beiden hocherfreuten Wachenheimer, die ihm ihren tiefgefühlten Dank so kräftig ausdrückten, wie sie konnten.

„Wird das ein Gaudi werden, wenn wir's unten in der Stadt verkündigen!“ sagte Lutz. „Da wird mancher heut abend seinem gesunden Pfälzerdorscht ganz gehörig unter die Arme greifen, ich auch.“

„Hol mich der Deibel! nicht wahr?“ fiel der Freiherr

lachend ein. „Das Wort hab' ich lange nicht aus Eurem Munde gehört, Lutz Hebenstreit."

„Weil Ihr lange nicht in der Elfuhrmesse gewesen seid, Herr Reichsfreiherr," erwiderte Lutz. „Schade, daß Ihr vorigen Sonntag nicht dawaret! Da ist's scharf hergegangen."

„Habt ihr euch in den Haaren gelegen?"

„Jawohl, tüchtig! und alles um den seligen Hammichel und die verfluchte Panscherei."

„Also Gottbefohlen! und grüßt mir meinen alten Freund Christoph." —

In die Deputation an den Pfalzgrafen wurden Florian Gersbacher, Lutz Hebenstreit und Peter Armbruster als Sohn des Bürgermeisters gewählt, und zwei Tage nach dem Besuch auf der Wachtenburg fuhren sie mit dem Briefe des Reichsfreiherrn ab. Da jedoch in dem von Gersbacher gestellten, viersitzigen Fuhrwerk noch ein Platz frei war, nahmen sie zu seiner überschwenglichen Freude den jetzt wie ein Sohn des Hauses mitsamt seinem Patz auf dem Abtshofe wohnenden Schneckenkaschper mit, daß er auch einmal ein Stückchen Welt, in Sonderheit das schöne Heidelberg zu sehen bekäme.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Von ihrer Auswanderung aus der Pfalz war zwischen Franz und Trudi nicht mehr die Rede gewesen, seit sie notgedrungen den Entschluß dazu gefaßt hatten. Das war an demselben Tage morgens geschehen, da Kaspar mittags auf dem Abtshofe das Auftauchen Ebendorffers in Wachenheim gemeldet hatte, und vor der gegenwärtigen Sorge, welche Folgen sein Erscheinen für Trudi haben würde, mußten alle auf die Zukunft gerichteten Pläne zurücktreten. Als aber die von der Anwesenheit des Meiers drohende Gefahr nicht allein mit ihm selber verschwunden war, sondern auch mittelbar das tatkräftige Vorgehen der Stadtgemeinde gegen jede Freiheitsbeschränkung in Trudis Dasein zuwege gebracht hatte, dachten die Liebenden nicht mehr daran, das schöne Pfälzerland fluchtartig zu verlassen. Lebten sie doch jetzt der frohen Hoffnung, daß ihnen durch die angerufene Gnade des Pfalzgrafen das Verbleiben hier ungekränkt gestattet und zugleich das einzige ihrer ehelichen Verbindung entgegenstehende Hindernis beseitigt werden würde.

Die Zeit des Wartens auf die Rückkehr der nach Heidelberg Entsandten kürzte Franz der Geliebten durch häu-

ſige Beſuche, bei denen er ſie ſeiner unbegrenzten Siegesgewißheit teilhaftig zu machen nicht müde wurde. Sie hing mit unverwandten Augen an ſeinen redſeligen Lippen, als wollte ſie in ſein Innerſtes ſchauen, ob er von der Erfüllung ihres und ſeines ſehnlichſten Wunſches wirklich ſo feſt überzeugt wäre wie er vorgab. In wechſelnder, bald gehobener, bald bedrückter Stimmung lauſchte ſie ſeinen treuherzigen Verſicherungen, ſie mit einem träumeriſchen Lächeln oder einem ſchwermütigen Seufzer begleitend. Denn ſie, die in früherer Zeit ſoviel Bitternis und Leid zu ertragen und in jüngſter Zeit ſoviel Schrecken und Angſt auszuſtehen gehabt hatte, wagte noch nicht, nun auf einmal an ein ſo großes Glück zu glauben, das ihr jetzt nicht mehr in nebelhafter Ferne aufdämmerte, ſondern ſchon aus greifbarer Nähe winkte.

Als aber der dritte und auch der vierte Tag nach der Abfahrt der Deputation verging, ohne ſie zurückzubringen, ſank Trudis Hoffnung tiefer und tiefer, und auch Franzens Zuverſicht geriet in ein ſo bedenkliches Schwanken, daß er ſeine wachſende Befürchtung kaum noch verhehlen konnte.

Endlich gegen Abend des fünften Tages kam Kaſpar ſpornſtreichs angetrabt und wurde von Patz mit einem ſo unbändigen Freudengebell begrüßt, daß die Inſaſſen des Abtshofes ſofort an der Haustür erſchienen. „Wir ſind wieder da!“ rief er atemlos aus, „und die andern laſſen euch ſagen, allem Anſchein nach hätten ſie ihren Zweck erreicht, aber genaues wüßten ſie nicht.“

„Wo ſind ſie denn?“ fragten Madlen und die Mädchen wie aus einem Munde.

„Sie ſind gleich um die Stadt herum bis an den Burgberg gefahren, um Peter da abzuſetzen, der dem Frei-

herrn ein Schreiben des Pfalzgrafen übergeben ſoll. Ich bin am Tor ausgeſtiegen und ſo ſchnell ich konnte hergelaufen."

„Da müſſen wir uns alſo gedulden, bis ſich Peter von der Wachtenburg einfindet," ſprach der Bürgermeiſter. „Vielleicht läßt uns Dieter durch ihn die Entſcheidung des Pfalzgrafen mitteilen."

Kaſpar flüſterte Ammerie zu: „Ich habe ſchrecklichen Hunger; wir haben uns unterwegs nicht Zeit genommen, was Ordentliches zu eſſen."

„O mein liebes Käſchperle, komm' mit in die Speiſekammer, ich will dich füttern," erwiderte Ammerie, faßte den hoch aufgeſchoſſenen Jungen am Arme und zog ihn mit ſich fort.

Madlen und Trudi ſaßen etwas beklommen da und ſchwiegen, während Chriſtoph im Zimmer raſtlos auf und ab ſchritt.

Nach einer Weile hub Madlen an: „Allem Anſchein nach hätten ſie ihren Zweck erreicht, lautete die Beſtellung. Das klingt doch eigentlich günſtig."

Chriſtoph zuckte die Achſeln und ſagte: „Ja, ja, aber der Schein trügt, und was man wünſcht, das glaubt man auch gern."

„Der Pfalzgraf hätte ihnen doch ſeinen Willen mit ein paar Worten kundtun können," meinte Madlen.

„Was du dir denkſt!" verſetzte Chriſtoph. „Fürſten pflegen ſehr vorſichtig und zurückhaltend mit ihren Äußerungen zu ſein. Das muß alles ſeine gewieſenen Wege gehen, und der Freiherr iſt nun mal das Sprachrohr Seiner Durchlaucht für hochdero geliebte pfälziſche Kinder. Das iſt von alters her ſo Brauch."

„Soviel Umſtände, wo ein kurzes Ja oder Nein genügt hätte!"

Jetzt erſchollen draußen auf dem Flur harte, männliche Schritte. Die in der Stube horchten auf, aber ſtatt des erwarteten Peter trat Lutz Hebenſtreit ein, gefolgt von Ammerie.

„Na, was ſagt ihr dazu?“ rief er, ihnen die Hände entgegenſtreckend.

„Was ſollen wir denn ſagen?“ erwiderte Chriſtoph. „Wir wiſſen ja nichts.“

„Ja, wir wiſſen auch nichts,“ ſprach Lutz und lachte. „Aber gut ſteht die Sache, hol' mich — nein, ich will nicht Hecht! ſchreien, eh' ich ihn beim Schwanze habe. Hört zu!“

Er ſetzte ſich und erzählte: „Erſt am zweiten Tage nach unſerer Ankunft in Heidelberg hat uns der Pfalzgraf vor ſich gelaſſen, nahm aber, nachdem er das Schreiben des Freiherrn geleſen hatte, unſern Bericht und unſer untertänigſtes Geſuch huldvoll entgegen, fragte nach dieſen und jenen Einzelheiten des hier Vorgefallenen und befahl uns dann auf zwei Tage ſpäter zu ſich ins Schloß, weil er die Angelegenheit erſt mit ſeinen geheimen Hofkammerräten des näheren erörtern müßte. Wir zogen alſo alle drei demütig und betrübt wie begoſſene Pudel ab und ſchimpften weidlich auf die alten, ſchnüffligen Perrücken, die zu der einfachſten Sache von der Welt immer auch noch ihren Senf geben wollen. Geſtern endlich wurden wir vom Pfalzgrafen wieder empfangen. Er ſprach nur wenig, behändigte uns den Brief, mit dem Peter jetzt zur Wachtenburg hinauf iſt, und ſagte zum Abſchied: Ich denke, daß meine allzeit getreue Stadt Wachenheim mit dem Inhalt dieſes Schreibens zufrieden ſein wird. Damit wurden wir fürſtlich entlaſſen. Wir verbeugten uns mit dem krummſten Rücken, den ich je in meinem Leben gemacht habe,

und ſahen uns draußen im Vorzimmer mit Geſichtern an, die juſt nicht die klügſten geweſen ſein mögen. Nun ſind wir wieder da, und ich wanke und weiche hier nicht von der Stelle, als bis Peter kommt und uns ein Licht anſteckt, daß wir nicht mehr im Dunkeln herumſtolpern."

„Wenn der Pfalzgraf geſagt hat, wir könnten mit ſeiner Entſcheidung zufrieden ſein —"

„Könnten! das heißt ſoviel wie müßten," unterbrach Chriſtoph ſeine Frau. „Da können noch mancherlei Klauſeln und Konditionen hinten dranhängen.

„Nein Chriſchtoph," ſprach Lutz, „der Pfalzgraf ſagte das in einem ſo gnädigen Tone und mit einer ſo freundlichen Miene, daß auch ein nur halb abſchlägiger Beſcheid kaum denkbar iſt."

„Ich wollte, Ihr behieltet recht, Lutz, mit Eurer vorgefaßten, günſtigen Meinung," ſagte Madlen, trotz alledem noch nicht ohne Sorge. „Allein ich finde, Peter bleibt faſt zu lange aus für eine freudige Nachricht."

„Da kommen ſie, Peter, Franz und Steffen," rief Ammerie vom Fenſter her.

Peter hatte ſeine beiden Schwäger auf dem Rückwege von der Burg aus dem Gersbacherhofe abgeholt, und nun kamen ſie zuſammen wie mit Siebenmeilenſtiefeln angetrottet, Franz voran. Im Zimmer ſchritt er mit ausgebreiteten Armen auf Trudi zu und jubelte: „Du wirſt frei, Trudi, wirſt frei!"

Mit einem Freudenſchrei warf ſie ſich ihm an die Bruſt und lachte und weinte vor Glück in einem Atem.

„Es iſt ſo," beſtätigte Peter in ſeiner ruhigen Armbruſter'ſchen Art. „Der Pfalzgraf hat den Freiherrn beauftragt, Trudi vom Wildfangrecht loszuſprechen."

„Ohne Bedingung?" fragte Chriſtoph.

„Ohne jede Bedingung," erwiderte Peter. „Frei ſoll ſie werden wie der Vogel in der Luft und der Fiſch im Waſſer. Herr von Remchingen hat mir den bündigen, pfalzgräflichen Befehl vorgeleſen."

„Gott ſei gelobt und gedankt!" rief Madlen bewegt aus. „Welch' ein Stein fällt mir damit von der Seele! Jetzt ſegne ich den Tag, Trudi, an dem du vor einem Jahre bei uns hier eingewandert biſt."

„Der Freiherr wird morgen zu dir kommen, Vater, um alles mit dir zu verabreden, denn er will die Freiheitserklärung Trudis öffentlich vor verſammelter Bürgerſchaft vornehmen," fügte Peter hinzu.

„Das ſoll mir recht ſein," ſagte der Bürgermeiſter.

„Und dazu geben wir ein Feſteſſen, gelt Mütterle?" ſprach Ammerie.

„Ja, Mädel, das tun wir," erwiderte Madlen.

„Mit Dank angenommen, wenn Ihr mich dazu einladet!" fiel Lutz ein wie mit der Tür ins Haus.

„Ich auch, ich komm auch," rief Steffen, faßte Ammeries beide Hände und ſchüttelte ſie ſo heftig, als wenn er dieſe Zuſage noch mit beſonderem Nachdruck bekräftigen müßte.

Sie lächelte ihm innig zu und ſprach: „Biſt willkommen, Steffen!"

Heut erſchien ein Krug Wein nach dem andern auf dem Abendtiſche, an dem Lutz und die beiden Gersbacher als Gäſte teilnahmen. Lutz erzählte allerhand drollige Erlebniſſe von ihrem Aufenthalt in Heidelberg, und alle waren aus der Maßen fröhlich und guter Dinge.

Mitten in der lebhaften Unterhaltung ſtand Ammerie auf, ging zu ihrer Mutter und raunte ihr etwas ins Ohr.

Madlen nickte fortwährend zu dem, was ihr Ammerie zuflüſterte, und dieſe gab nun Trudi einen Wink,

worauf die beiden Mädchen aus dem Zimmer verſchwanden.

Als ſie nach einer Weile zurückkehrten, brachten ſie mehrere Flaſchen Wein und eine Laute.

„Was iſt denn das?“ fragte Chriſtoph verwundert.

„Das iſt Deidesheimer Hofſtück, unſer beſter,“ antwortete Madlen.

„Und die Laute?“

„Die Laute bedeutet, daß du uns jetzt eins ſingen ſollſt, Chriſchtoph. Wir ſind aller Sorgen ledig, und da könnteſt du uns in dieſer glücklichen Stunde wohl einmal ein Lied ſingen.“

„Ich ſingen?“ ſagte Chriſtoph. „Wie lange hab' ich nicht geſungen! ich glaub', ich kann's gar nicht mehr.“

„Doch, Väterle!“ ſprach Ammerie, „ich hab' dich neulich mal leiſe brummen hören, das klang wie der ſchönſte Geſang. Sing' uns das Pfälzerlied!“

„Grashupf! das haſt du mir natürlich wieder eingerührt,“ lachte er. „Alſo dann her den Deidesheimer und her die Laute.“

Alle klatſchten vor Freuden in die Hände, und Trudi überreichte ihrem Onkel die Laute. Er nahm ſie, und während er die Saiten ſtimmte, ſchenkte Ammerie den eben gebrachten Wein in die Gläſer.

Dann hub der Bürgermeiſter zu ſeiner eigenen Begleitung mit tiefer, klangvoller Stimme zu ſingen an:

Nun füllt den Römer bis zum Rand,
Herbei den Saft der Traube,
Gereift für uns im Sonnenbrand
Zum Trunk in kühler Laube!
Setzt mit Bedacht ihn an den Mund
Und langſam leert ſein glänzend Rund,
Daß Euer Herz ſich labe
An ſolcher Gottesgabe.

Nach dem ersten Gange erhob sich der Freiherr und hielt eine inhaltsreiche Ansprache zu Ehren Trudis.

(S. 277.)

O pfälzer Wein, du flüſſig Gold
Voll würzereicher Süße,
Ein Bote in des Herbſtes Sold
Bringſt du des Sommers Grüße.
Dein Duft mich wonniglich umſchwebt,
Als wenn die Kraft, die in dir webt,
Mich zaubermächtig triebe
Zu Mutwill, Luſt und Liebe.

Hoch, fröhlich Pfalz! und Gott erhalt
Allweg ihr herrlich Blühen,
Auf daß ſie mache jung und alt
Beim Rebenblut erglühen.
Ich trink, als wär's auf du und du,
Dem ganzen pfälzer Lande zu
Und wünſch ihm Glück und Segen
Des edlen Weines wegen.

Die letzte Strophe des Liedes wiederholten ſie alle, ſich von den Sitzen erhebend und die Gläſer ergreifend, im Chore, ſtießen miteinander an und tranken. Und ſaßen dann noch und tranken bis in die Nacht hinein.

Digitized by Google

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Am Dienstag der nächsten Woche fand nach vorhergegangener Ansage die Lossprechung Trudis in feierlicher Weise statt.

Es war ein sonniger Tag, herbstlich klar und doch noch sommerlich warm. Auf dem Markte drängte sich eine ungezählte, festlich gekleidete Menge, die von vier reisigen Burgmannen des Freiherrn zu einem geschlossenen Ringe aufgestellt wurde, so daß in seiner Mitte ein mehr als ausreichender Bewegungsraum für die Würdenträger und die zunächst Beteiligten frei blieb.

Innerhalb dieses Kreises stand der Reichsfreiherr mit dem wallenden Federhut auf dem Haupte und dem langen Stoßdegen in kostbarem Wehrgehenk an der Hüfte. Zu seinen Seiten, nur ein wenig zurück, befanden sich der Schultheiß im Talar, der Bürgermeister mit dem silberknöpfigen Amtsstabe und der älteste Pfarrer im Ornat. Hinter ihnen ordneten sich die Mitglieder des Gemeinderates mit Ausnahme der Grollenden, die gegen die Befreiung Trudis gestimmt hatten.

In der vordersten Reihe alles Volkes, dem Freiherrn gerade gegenüber, waren den Familien Armbruster und

Gersbacher Plätze vorbehalten worden, für Trudi einer zwischen Madlen und Agnete. Sie sah bleich aus, und das Herz klopfte ihr zum Zerspringen.

Jetzt blies Niklas, der Türmer, der ehemalige Weidgeselle auf der Wachtenburg, zum Zeichen des Beginnes der feierlichen Handlung eine schmetternde Weise, natürlich wieder eine lustige Jagdfanfare, wonach lautlose Stille ward.

Nun winkte der Freiherr Trudi zu, und zagen Schrittes, mit gesenktem Haupte, trat sie vor ihn hin.

Herr Dietrich von Remchingen sprach mit rundum vernehmlicher Stimme: „Höret mich, ihr Bürger und Einwohner von Wachenheim! ihr sollt Zeugen sein dessen, was ich der hier vor mir stehenden, euch allen bekannten, ehrsamen Jungfrau zu verkündigen habe."

Er entblößte das Haupt, und als alle Männer das gleiche getan hatten, fuhr er fort: „Auf gnädigsten Befehl und im Namen des Reichsvikarius, unseres durchlauchtigen Kurfürsten und Pfalzgrafen bei Rhein Karl Ludwig spreche ich dich, Gontrud Hegewald, vor der versammelten Bürgerschaft zum Lohn und Dank für deine mutige Rettungstat beim Brande vom Wildfangrechte los und ledig. Gib mir die Hand! Sieh' so halt ich dich noch, und wie ich deine Hand jetzt aus der meinigen loslasse, so geb ich dich frei für alle Zeiten und in alle vier Winde. Du kannst bleiben oder gehen, wohin du willst, und nie und nirgend, weder nah noch fern darf ein nachfolgender, nachjagender Herr den geringsten Anspruch an dich erheben, mit keinem Fug und Recht, aus keinerlei Ursach' oder Vorwand. Hier lege ich dir meine Hand aufs Haupt und sage noch einmal: du bist frei, Gontrud Hegewald!"

Darauf bedeckte er ſich wieder mit dem Hute und fügte weniger laut hinzu: „Und nun nimm von mir dies ſilberne Kettlein mit anhängendem Bilde des Ritters Sankt Georg und trag es, wann du willſt, zum Andenken an dieſe Stunde und an den, dem es beſchieden war, ſie dir bereiten zu können.“

Trudi verneigte ſich tief, und nachdem ihr der Freiherr die Kette um den Hals geſchlungen hatte, küßte ſie ihm ſtumm die Hand, obwohl er's ihr wehren wollte.

In dieſem Augenblicke begann von zwei Glocken auf dem Turme ein frohes Feſtgeläut, und nun brach die Volksmenge in brauſende Jubelrufe aus: Heil dem Reichsfreiherrn von Remchingen! Heil Trudi! Heil unſerm Bürgermeiſter!

Trudi begab ſich auf ihren Platz zurück. Frei, frei! o mein Gott, ich danke dir! Mehr konnte ſie jetzt nicht denken; es ſummte und ſauſte ihr in den Ohren, und ſie wußte ſich nun vor den auf ſie zuſtürmenden Männern und Frauen, Burſchen und Mädchen, die ſie beglückwünſchen wollten, kaum zu retten. Faſt zuletzt kam einer, der ſprach kein Wort, aber er hielt Trudis Hand länger in der ſeinen und blickte ihr inniger in die Augen als alle die anderen. Das war Franz Gersbacher.

Zu Hauſe auf dem Abtshofe empfingen die Freie liebende Arme, und jedem der gleich ihr mächtig Bewegten bot ſie in überquellender Dankbarkeit die Lippen dar, ſogar Schneckenkaſchper, der nicht wußte, wie ihm geſchah und womit er dieſe feenhafte Gunſt verdient hatte.

Aber dann gab es kein müſſiges Ausruhen; nun mußte das Mahl gerüſtet werden, mit dem der Bürgermeiſter aus Anlaß des freudevollen Ereigniſſes ſeine nächſten Freunde heute bewirten wollte, den Freiherrn, die Gersbachers, Lutz Hebenſtreit, den angeſehenen

Vorsteher der Winzergilde Berthold Breitinger mit Frau und Tochter, Armbrusters Tochter und Schwiegersohn, die aus Neustadt herübergekommen waren, und noch sechs oder acht andere. Der Schultheiß hatte die Einladung dankend abgelehnt, weil er aus gesundheitlichen Gründen alle Schmausereien mied, bei denen es der überaus freigebigen pfälzischen Gastlichkeit gemäß ihm zu hoch herging.

Zur festgesetzten Abendstunde fand sich die Gesellschaft in Christophs Schreibstube ein und begab sich, als sie vollzählig beisammen war, in die geräumige Wohnstube, wo von Trudi und Ammerie an zwei gedeckten Tischen jedem der ihm zugedachte Platz angewiesen wurde.

Der Freiherr saß neben der Frau Bürgermeisterin, Franz neben Trudi, und diesen beiden war so selig zu Sinn, als wäre dies schon ihre Hochzeitstafel. Auch Schneckenkaschper durfte nicht fehlen und hatte seinen Platz an Ammeries Seite.

Nach dem ersten Gange erhob sich der Freiherr und hielt mit dem ganzen Gewicht seiner würdevollen und vornehmen Persönlichkeit an die Tischgenossen eine inhaltreiche Ansprache zu Ehren Trudis. Er pries und feierte sie für das, was sie getan und was sie gelitten hatte, mit von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Worten und versicherte, es würde ihm zeitlebens eine liebe Erinnerung bleiben, daß es ihm vergönnt gewesen wäre, die von allen hochgeschätzte Niftel seines Freundes Armbruster vom Wildfangrechte zu lösen. Daran knüpfte er die besten Wünsche für eine glückliche Zukunft der nunmehr freien Pfälzerin, die der allmächtige Gott auch ferner in seinen gnädigen Schutz nehmen möchte.

Bald darauf antwortete Chriſtoph ſeinem ritterlichen Freunde und dankte ihm warm für ſeine großmütige Hilfe, ohne welche die Befreiung Trudis nie und nimmer erreicht worden wäre und ſie jetzt nicht ſo fröhlich hier beieinander ſäßen. Er ſchloß unter der begeiſterten Zuſtimmung aller Anweſenden mit dem Wunſche, daß der Reichsfreiherr noch lange Jahre der unter ſeiner gerechten und milden Verwaltung blühenden Pfalz als Obervogt vorſtehen möge, ſich ſelber zur Ehre und dem Lande zum Segen.

Die Unterhaltung der Gäſte floß langſam dahin und ſchwirrte immer luſtiger von einem zum andern.

Zu Agnete ſprach Madlen: „Wenn ich dem Gefühl des Neides zugänglich wäre, ſo würde ich dich darum beneiden, daß du den klugen Gedanken gehabt haſt und nicht ich, die Gemeinde für Trudis Befreiung aufzurütteln.“

„Er iſt mir wie von oben herab eingegeben worden, Madlen,“ erwiderte Agnete. „Aber als Verdienſt will ich's mir nicht anrechnen; es wäre wohl auch ein anderer noch darauf gekommen.“

Das hatte Florian Gersbacher gehört und bemerkte dazu: „Jedenfalls iſt's mir eine beſondere Freude, daß der gute Gedanke gerade in dem Hauſe geboren iſt, in das Trudi nun bald mit dem Brautkranz im Haar als unſere liebe Tochter einziehen wird.“

Da hob Chriſtoph Armbruſter ſein Glas und trank ſeinem Freunde Dietrich von Remchingen lächelnd zu, als wollte er ſagen: wir beide wiſſen am beſten, wer dieſen Gedanken zuerſt gehabt hat.

Zu dem ihm gegenüberſitzenden Lutz ſprach Franz: „Na, Lutz Hebenſtreit, wo iſt nun das Unheil, das Ihr Trudi nach dem Weinverſchütten hier einſt prophezeitet?“

„Iſt's etwa nicht eingetroffen?“ fragte Lutz zurück. „Zweimal haſt du Trudi davor bewahrt. Erſt haſt du ſie aus Flammen und Rauch und dann aus den Klauen ihres nichtswürdigen Entführers retten müſſen.“

„Ja, das hat er getan, aber ich ſchenke Euch keinen Wein wieder ein, Meiſter Hebenſtreit,“ miſchte ſich Trudi in das Geſpräch.

„So ſtoße wenigſtens mit mir an zum Zeichen, daß du mir nicht mehr böſe biſt,“ erwiderte Lutz.

Trudi tat es und reichte ihm über den Tiſch hin die Hand mit den Worten: „Das bin ich nie geweſen.“

„Ich ſtoße mit an, Lutz,“ ſprach Franz, „aber jetzt auf einen guten Herbſt. Am nächſten Montag beginnt die Leſe, und bei der vorjährigen in unſerem Wingert war's, daß ich mit Trudi Freundſchaft machte, —“

„Die mit der nicht zuſtande gekommenen Wein- und Kußprobe anfing,“ flocht Ammerie lachend ein.

„Und dann in den Spinnſtuben bald zur brennenden Liebe wurde,“ ſchloß den Satz neckiſch Guſtel Breitinger.

Bis zu ſpäter Stunde blieb man traulich beiſammen, doch gab es hie und da ſchon Lücken an den Tiſchen. Einige der Gäſte hatten ſich erhoben und ſtanden plaudernd umher, ſo daß es unbemerkt blieb, wer etwa fehlte und ſich ſchon wegbegeben hatte.

Trudi trat auf den Freiherrn zu und begann mit feucht ſchimmernden Augen: „Ich konnte Euer Gnaden noch mit keinem Worte danken für das, was Sie für mich getan haben. Heut' vormittag war ich dazu nicht imſtande, aber jetzt muß es mir endlich aus dem Herzen heraus: ich verdank' Euer Gnaden das größte Glück meines Lebens.“

Remchingen nahm ihre Hand und ſprach. „Liebe Trudi, glücklich machen iſt wohl ebenſo ſchön wie

glücklich ſein, das fühl' ich heute. Dort ſteht dein Liebſter," fuhr er fort, Franz heranwinkend, „ihr habt in Leid und Not zuſammengehalten; tut es auch im Glücke!"

„Das werden ſie, Dieter!" ſagte hinter ihm Chriſtoph Armbruſter, „ich bürge für beide".

„Und nun und nimmer werden wir Euer Gnaden Beiſtand und Güte vergeſſen; das gelob' ich für mich und meinen lieben Wildfang hier," fügte Franz hinzu, den Arm um Trudi ſchlingend.

Nun ſprach der Freiherr leiſe zum Freunde: „Ich will fort, Chriſchtoph, aber ganz heimlich, — gute Nacht!" Und nachdem er Schneckenkaſchper den Auftrag gegeben hatte, ihm ſein Pferd ſatteln und vorführen zu laſſen, ſtahl er ſich aus der Geſellſchaft weg.

Während er nun wartend auf dem dunklen Hofe ſtand, im Herzen froh über das Vollbrachte, hörte er jemand hinter dem großen Nußbaum ſagen: „Du wollteſt ja zählen; wieviel ſind's denn bis jetzt geworden?"

Darauf antwortete eine weibliche Stimme: „Ach, Steffen, viel zu viele, als daß ich ſie hätte zählen können."

Dietrich von Remchingen lächelte ſtill und brauchte ſich den Kopf nicht zu zerbrechen, wem wohl dieſe zweite Stimme angehören mochte.

NX 000 449 923